

Walter Moers

Prinzessin Insomnia

& der
alptraumfarbene
Nachtmahr



Roman · Illustriert von Lydia Rode · Knaus

Prinzessin Insomnia & der alptraumfarbene Nachtmahr

Ein somnambules Märchen aus Zamonien von
Hildegunst von Mythenmetz

Aus dem Zamonischen übertragen von

Walter Moers



und illustriert von
Lydia Rode



Knaus

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

I. Auflage

Copyright © Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Lektorat: Rainer Wieland

Umschlaggestaltung: Walter Moers, Oliver Schmitt und Lydia Rode

Layout und Satz: Oliver Schnitt, Mainz

Illustrationen: Lydia Rode

eISBN 978-3-641-22013-6

V001

www.knaus-verlag.de

www.zamonien.de

www.randomhouse.de

Wenn die Minuten durch die Jahre rufen
Erhebt sich der ewige Träumer
Über seine irdische Last
Und reist mitten hinein
Ins dunkle Herz der Nacht

Anonym

Inhalt

Copyright

Primus

Prinzessin Insomnia

Secundus

Die zwielichtigen Zwerge

Tertius

Die Pfauenwörter

Quartus

Die Regenbogenerfindungen

Quintus

Der kranke Planet

Sextus

Der alptraumfarbene Nachtmahr

Septimus

Das dunkle Herz der Nacht

Octavus

Der Weg der Geistgeister

Nonus

Die Zergesser

Decimus

Cortex cerebri

Undecimus

Das Oberüberwort

Duodecimus

Thalamus

Tertius Decimus

Der Friedhof des bunten Humors

Quartus Decimus

Flimmen

Quintis Decimus

Das Traumiversum

Sextus Decimus

Die Weiche Wand

Septimus Decimus

Amygdala

Octavus Decimus

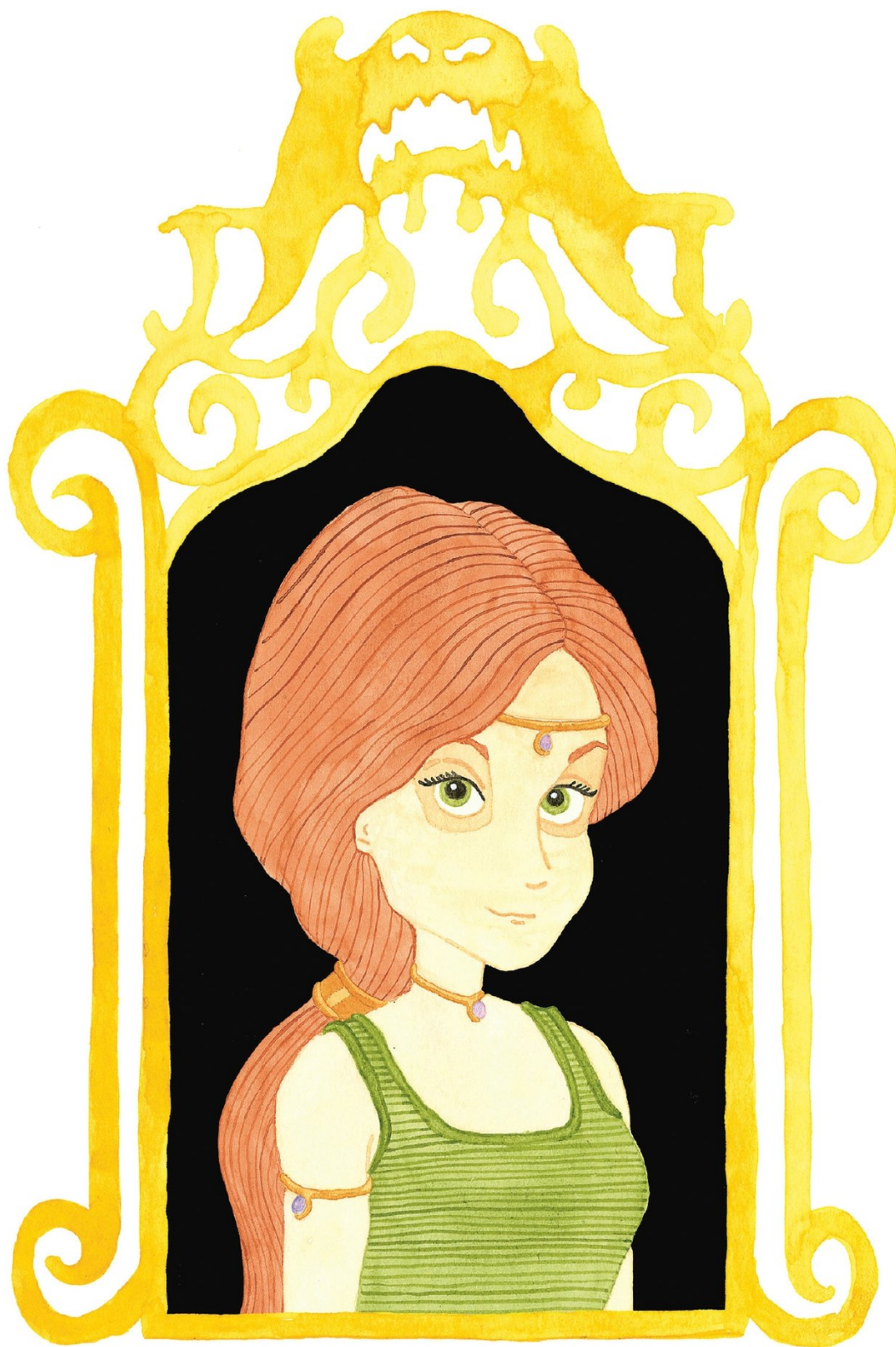
Havarius Opal

Nachbemerkung

**Vom vielen Schlafen hat die Schlange
ihre Füße verloren.**

Zamonisches Sprichwort





Primus

PRINZESSIN INSOMNIA

Die Krankheit von Prinzessin Dylia war die seltenste von ganz Zamonien. Sie war noch seltener als das fiebrige Flattern, die chronische Krätze, der hysterische Husten, die paranormale Paradontose, der tonlose Tinnitus und das zantalfigorisches Zittern.

Sie war so selten, dass die Ärzte dafür noch nicht einmal einen richtigen Namen hatten. Wenn zamonische Mediziner »die Krankheit« erwähnten, dann wussten sie einfach, dass es sich nur um die von Prinzessin Dylia handeln konnte und um keine andere. Eines ihrer hartnäckigen Symptome war eine Form von Schlaflosigkeit, die sich wirklich gewaschen hatte.

Wenn ihre Insomnie auftrat, vermochte die Prinzessin manchmal in fünf, sieben, neun, elf oder gar zweiundzwanzig Nächten kein Auge zu schließen. Einmal hatte sie es auf ganze vier Wochen gebracht, das war ihr persönlicher Rekord, von dem sie inbrünstig hoffte, dass sie ihn niemals brechen würde. An dem Abend, an dem die folgenden abenteuerlichen Ereignisse begannen, hatte Prinzessin Dylia bereits achtzehn Nächte hintereinander nicht geschlafen. Das war zwar noch nicht wirklich rekordverdächtig, aber selbst für ihre Verhältnisse eine ziemlich reife Leistung, wie sie nicht ohne Stolz bemerkte.

Prinzessin Dylia lebte zusammen mit ihren königlichen Eltern, ihren beiden Brüdern und dem übrigen Hofstaat in einem Schloss in der Hauptstadt des Königreiches. Das Schloss bestand aus sieben Türmen, welche die Stadt hoch überragten und die von weither sichtbar waren. Den höchsten davon bewohnte die Prinzessin wegen ihres Ruhebedürfnisses und ihrer speziellen Lebensgewohnheiten ganz alleine. In jedem Schlossturm gab es eine lange Wendeltreppe: eine mit vierhundertvierundvierzig Stufen, eine mit fünfhundertfünfundfünfzig, eine mit sechshundertsechundsechzig – aber Dylias Turm hatte die längste Treppe mit siebenhundertsiebenundsiebzig Stufen. An deren Ende, ganz oben in der höchsten Spitze des Schlosses, befanden sich ihre geräumigen beiden Zimmer, eines zum Ankleiden und eines zum Schlafen. Hier hatte sie ihre absolute Ruhe und die beste Aussicht über das ganze Königreich.



Wie am Ende eines jeden Tages zelebrierte Dylia jetzt das gleiche langwierige Ritual, um sich zur nötigen Bettschwere zu verhelfen. Dazu betrachtete sie sich selbst zunächst im großen Spiegel des Ankleidezimmers und bemerkte dabei, wie ihr die Schlaflosigkeit von Nacht zu Nacht den Bereich um die Augen jedes Mal etwas dunkler schminkte. »Sag mal – wer bist du eigentlich?«, fragte sie ihr Spiegelbild mit einem spöttischen Lächeln. »Bist du ich oder bin ich du? Oder sind wir beide zusammen jemand ganz anderer? Hm?«

Wenn sie einmal so weit gekommen war wie heute, achtzehn Tage und Nächte in Folge ohne jeglichen Schlaf, dann kokettierte sie hin und wieder mit dem Gedanken, dass auch ihre geistige Gesundheit auf dem Spiel stehen könnte. Sie warf den Kopf in

den Nacken, legte theatralisch den Handrücken an ihre kalte Stirn und fragte ihr Spiegelbild mit bebender Stimme: »Ich werde doch nicht etwa«, sie machte eine kurze dramatische Pause, »langsam wahnsinnig?«

Anschließend lachte sie kurz auf, sagte zu ihrem Spiegelbild: »Ach, geh mir doch weg!« – und ging weg. Dies war ein Teil des Rituals, das sie zur Pflege ihrer geistigen Gesundheit mittlerweile fast genauso regelmäßig praktizierte wie das Reinigen ihrer Zähne mit Zahnseide. Erst dann begann sie ihre allabendlichen Spaziergänge durch das Schloss, wobei sie meist keinen der sieben Türme mit ihren Wendeltreppen ausließ. Sie wandelte so ziellos, wie es sich für einen unruhigen Schlossgeist gehörte.

In diesem fortgeschrittenen Zustand des Schlafentzugs erschien der Prinzessin ihre eigene Existenz – und auch so ziemlich alles andere – wie ein wunschloser Tagtraum oder wie ein verrücktes Märchen ohne Ende und ohne Moral, das sie sich selber wieder und wieder erzählte. Dann stand sie buchstäblich neben sich und den Dingen und betrachtete alles aus kurzer Distanz. Nicht ohne Skepsis, aber auch nicht ohne Amusement. Denn Prinzessin Dylia hatte gelernt, selbst ihrer extremen Schlaflosigkeit angenehme Seiten abzugewinnen. Sie las dann in sich wie in einem Buch mit rätselhaften Hieroglyphen, die sie nur zum Teil entschlüsseln konnte. Sie sah sich selbst zu wie der Hauptdarstellerin eines absurden Theaterstückes, das aus viel zu vielen und viel zu langen Akten bestand, aber dennoch seltsam fesselnd war.

Ihre eigene Stimme klang wie nie zuvor gehörter, dennoch seltsam vertrauter Gesang. Diese Art von schlafwandlerischer Selbstwahrnehmung hatte eine eigenartige, ja geradezu *einzigartige* Qualität, die Prinzessin Dylia niemandem vermitteln konnte, aber vielleicht gerade deshalb genüsslich auszukosten wusste. Denn sie vermochte so auf beinahe natürliche Art in Zustände zu geraten und Erkenntnisse zu gewinnen, für die andere Leute bewusstseinsweiternde Drogen nehmen, jahrelang fasten, sich selbst mit Lederriemen geißeln oder stundenlang hyperventilieren mussten.

Während sie die Treppen des Schlosses auf- und abstieg, fielen ihr exquisite und exklusive Wörter mit »ex« am Anfang zu ihren Zuständen ein: *EXotisch. EXtravagant. EXaltiert. EXtraordinär. EXtrakorporal. EXtramundan. EXtragalaktisch. EXtrem. EXzentrisch. EXzitiv. EXzessiv*. »Schade eigentlich«, dachte Prinzessin Dylia, »dass man *ekstatisch* nicht mit x schreibt.«

Keine Frage: Sie führte ein anstrengendes und entbehrungsreiches, aber auch ein außergewöhnliches und interessantes Leben. »Meine Gedanken sind meine Freunde«, dachte die Prinzessin. »Deswegen bin ich niemals allein.« Und wer konnte das schon von sich behaupten? Es galt, diesem Zustand so viel Gutes und Lehrreiches wie möglich abzugewinnen. Denn Dylia lernte gern, und wer meistens wach ist, der benutzt seinen Verstand entschieden häufiger als Leute, die ihr Leben mit Schlaf verplempern. Da wandelte sie doch lieber, wie gerade jetzt, ziellos durch die Korridore des Schlosses und dachte dabei über ihr eigenes Denken nach. Dabei stellte sie sich vor, dass das

personifizierte Wissen in ihrem Kopf hauste, und zwar in Gestalt einer winzigen jadegrünen Spinne mit nur einem einzigen, melancholisch dreinblickenden Auge, die in ihren Gehirngängen einen endlosen, dünnen und vielfarbigen Faden zu einem allgegenwärtigen und immer dichter werdenden Netz der Erinnerung verknüpfte. Ein über die Maßen kunstvolles und raffiniert gesponnenes Netz war das, mit zahllosen Strängen und Querverbindungen, in dem sich letztendlich jeder gute Gedanke, jeder brauchbare Geistesblitz und jede geniale Idee verfangen mussten, um auf ewig ihr Eigentum zu sein. Ihr Gehirn war ihre ganz private Schatzkammer, gefüllt mit Kostbarkeiten, die viel wertvoller waren als all das Gold und Silber in der Schatzkammer des Königs. Und ihre Spinne war die Hüterin all dieser Schätze.



Bei ihren einsamen Wanderungen schwebte die Prinzessin manchmal wie eine Doppelgängerin neben sich her und beobachtete selbstkritisch ihre eigenen Aktivitäten. War ihr Astralleib dabei:

- A. vollkommen sichtbar und undurchsichtig,
- B. halbwegs sichtbar und durchsichtig oder
- C. völlig unsichtbar?

Das war eine furchtbar interessante Frage, die leider niemand beantworten konnte, da zu diesem Zeitpunkt alle anderen Bewohner des königlichen Schlosses bereits zu Bett gegangen waren. Aber obwohl es sie manchmal melancholisch stimmte oder gar wütend machte, gefiel Prinzessin Dylia doch meistens, was sie sah. Sie fand nämlich, dass sie ihr Schicksal mit vorbildlicher Würde ertrug, und das machte sie ein bisschen stolz. Mit Würde, jawohl, und mit ... mit ... wie war noch mal der Fachbegriff dafür?

Der Begriff stammte aus dieser idiotischen Sportart, bei der sich kräftige Rübenzähler die Fäuste ins Gesicht droschen, um sich gegenseitig zum Umfallen zu bringen: Boxen. Da nannte man das ... wie nannte man es noch mal? Genau: Stehvermögen. Ein seltsames Wort. Seltsame Wörter wirkten manchmal erheiternd auf

sie. Prinzessin Dylia nahm sich vor, einhundert Mal hintereinander Stehvermögen zu denken, um sich zum Lachen zu bringen. »Und hey!«, dachte sie. »Rücklings im Bett liegend Stehvermögen zu beweisen – das ist doch sogar noch erheblich beeindruckender als aufrecht stehend im Boxring. Oder?«

Schon nachdem sie drei Mal »Stehvermögen« gedacht hatte, musste sie anfangen zu lachen.

Als sie an den Schlafgemächern ihrer Eltern vorbeischlich, die sich bereits in tiefem Schlummer befanden, erinnerte sich Prinzessin Dylia daran, was schon alles versucht worden war, um ihr zu ihrer königlichen Nachtruhe zu verhelfen. Allerdings! Nachdem man hatte einsehen müssen, dass weder die sieben Oberkörperärzte noch die sieben Unterkörperärzte des königlichen Hofes etwas gegen ihre Schlaflosigkeit ausrichten konnten – es halfen weder Pillen noch Pulver, weder Tränke noch Tinkturen, weder Askese noch Absinth –, da hatte der König für seine Tochter siebenhundertsiebenundsiebzig Kopfkissen maßschneidern und maßstopfen lassen, ausschließlich gefüllt mit den feinsten Flaumhärchen von frühreifen florinthischen Faultieren, die in ganz Zamonien als natürliches Schlafmittel galten. Denn dieser famose flauschige Faultierflaum verströmte ein hypnotisches Aroma, das auf dem Gebiet der Schlummerförderung als marktführend galt – noch weit vor dem Chimärischen Chloroform und dem Buchimistischen Betäubungsgas.

Aber die Prinzessin wälzte sich so schlaflos wie eh und je auf den dicken Faultierkissen herum, oder sie warf damit übermütig nach Bediensteten. Dann setzte sie seufzend ihre nächtlichen Streifzüge durch das Schloss fort, nicht ohne eine schnippische Bemerkung in Richtung ihres königlichen Vaters: »Ach, geht mir doch weg mit Eurem Faultierflaum!«

Nachdem dieser väterliche Versuch fehlgeschlagen war, ließ die Königin Mutter von den sieben Hofkerzenziehern siebentausend Duftkerzen aufstellen und entzünden, welche mit beschwichtigenden Kräutern wie Schlummerhopfen, sensillischer Senfsaat und Schnarchbaldrian kräftig aromatisiert wurden. Von deren Ausdünstungen fiel dann auch tatsächlich das halbe Schlosspersonal regelmäßig in ohnmachtähnlichen Schlaf, nicht aber die Prinzessin. Sie setzte nur Nacht für Nacht ihre somnambulen Streifzüge durch das Schloss fort, nicht ohne eine schnippische Bemerkung in Richtung ihrer königlichen Mutter. »Ach, geht mir doch weg mit Eurem Schnarchbaldrian!«

Diese Fehlschläge veranlassten nun die beiden Brüder Dylas, sich auf die Jagd nach dem legendären pechschwarzen Nachtfellbären zu begeben, von dem man in Zamonien glaubte, er bestehe aus purer Müdigkeit, die man auf Flaschen ziehen könne. Angeblich schlief er alle sieben Jahre in den Siebenbergen einen siebenmonatigen Winterschlaf. Letzteres stimmte tatsächlich, was sein Aufstöbern und Erlegen enorm erleichterte. Die Prinzen erschlugen ihn mit schweren Vorschlaghämmern im siebten Monat seines Winterschlafes und kochten aus seinem Kadaver eine deftige, nachtschwarze Suppe, von

der sie ihrer Schwester anschließend sieben Liter einflößten. Aber Dylia wurde davon lediglich noch ein bisschen aufgedrehter und improvisierte drei ganze Tage und Nächte derart lautstark auf ihrer Querflöte, dass auch sonst niemand im Schloss ein Auge zubekam.

Auch andere Angehörige des Hofstaates, die nicht zur Familie gehörten, hatten fruchtlose Versuche unternommen, ihre Krankheit und ihre Schlaflosigkeit zu heilen oder wenigstens zu mildern. Höchst seriöse Wissenschaftler und höchst unseriöse Quacksalber hatten mit Baldrianschlafsäcken und Hopfenschlafmützen, viel zu warmen Heizdecken und viel zu kalten Kühlkissen experimentiert, mit halluzinogenen Hypnosependeln, meditativen Metronomen und transzendenten Traummaschinen. Nichts wollte wirken!

Der oberste Hofalchemist hatte wie immer klug taktierend im Hintergrund gewartet, bis alle gescheitert waren, um seine Lösung zu präsentieren. Er schlug eine »ganzheitliche Methode« vor. Sein Plan war, alle Künste und Wissenschaften – und ein paar esoterische Pseudowissenschaften – zu einem alchemistischen Gesamtkunstwerk zusammenzuführen, welches die Prinzessin mit vereinter Kraft in den ersehnten Schlaf wiegen würde.



Der Alchemist ließ dafür zunächst den Hofkapellmeister eine, wie er sie nannte, *Morpheusische Schlummeroper* komponieren. Für diese durften ausschließlich simpelste Harmonien benutzt werden, welche bereits in populären Schlafliedern Verwendung gefunden hatten. Sie wurden vom königlichen Hofchor und dem Hoforchester intoniert. Dabei kamen ein Dutzend Harfen und hundert Zupfgeigen zum Einsatz.

Die Liedtexte, welche die sieben königlichen Hofdichter dafür verfassen mussten, waren von ausgesucht nervenschonendem, harmlosem und einschläferndem Inhalt. Diese Opernmusik wurde vom obersten Hofalchemisten persönlich auf einem eigens für diesen Anlass ersonnenen und gebauten Tasteninstrument begleitet, das er, nicht besonders einfallsreich, *Traumonium* getauft hatte. Es handelte sich dabei aber nicht um ein Musikinstrument. Das Traumonium konnte alchemistische Duftakkorde aus beruhigenden Aromen wie Baldrian, Lavendel, Anis, Geranie, Melisse, Bergamotte, Sandelholz oder Jasmin erzeugen, und zwar vermittelt ätherischer Dämpfe, die über eine Art Orgelpfeifen abgesondert wurden.

Zu dieser Musik- und Duftberieselung führten vom obersten Hofalchemisten dressierte Riesenschildkröten ein quälend langweiliges, doch hypnotisches Ballett auf: Die Kröten, deren Panzer mit Blattgold und Bernstein üppig verziert und mit brennenden Kerzen bestückt waren, krochen aufreizend langsam im Kreis herum und verteilten so ein leicht bewegtes, goldoranges Licht über den Raum. Und tatsächlich befand sich bald die gesamte Schlossbevölkerung in friedlichem Schlummer.

Mit Ausnahme der Prinzessin natürlich. Sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals so aufgekratzt und unternehmungslustig, so wach und lebendig gewesen zu sein wie nach dieser Inszenierung. Die kostete den obersten Hofalchemisten letztendlich nicht nur seinen Job und seine Alchemistenlizenz, sondern brachte ihm auch eine Steuernachzahlung in dreifacher Höhe seines Privatvermögens ein.

Da sah auch der Letzte ein, dass weder Chemie noch Alchemie, weder Musik noch Duftkerzen, weder Nachtfellbärensuppe noch Schlafopern etwas gegen Dylas Ruhelosigkeit ausrichten konnten.

Und so fügten sie sich alle in ihr Schicksal – am widerspruchlosesten die schlaflose Prinzessin selbst. Sie fand, man könne es ja durchaus auch mal positiv betrachten. Die Schlaflosigkeit brachte ein paar unbestreitbare Vorteile mit sich, das konnte Dylia am besten beurteilen. Zum Beispiel eine geschärfte Wahrnehmung mit allen Sinnen: Nach nur drei Tagen Schlafentzug hörte Prinzessin Dylia bereits das Gras wachsen. Nach vier Tagen konnte sie Musik riechen. Nach sechs Tagen konnte sie die Gefühle eines Pfirsichs ertasten, wenn sie über seine samtige Schale strich. Nach neun Tagen konnte sie Farben schmecken. Und nach elf Tagen schärfte sich ihr Sehvermögen auf so

dramatische Weise, dass sie ihre eigenen Hände röntgen konnte. So wäre ihr ohne Schlafentzug auch niemals die Existenz von Zwielfichtzwerge aufgefallen!



Secundus

DIE ZWIELICHTIGEN ZWERGE

Prinzessin Dylia konnte sich noch gut an das allererste Mal erinnern, als sie die Existenz der Zwielichtzwerge bemerkt hatte. Sie hatte wieder einmal über eine Woche kein Auge zugetan, als sie frühmorgens auf der Fensterbank ihres Schlafzimmers einige Exemplare dieser kuriosen Gattung wahrnahm. Dabei handelte es sich um zirka daumengroße Wichtel mit regenbogenfarbenen Haaren, deren Körper aus ebenso farbenfrohen, aber komplett durchsichtigen Seifenblasen zu bestehen schienen. Sie sahen so empfindlich und vergänglich aus, dass Prinzessin Dylia befürchtete, sie könnten platzen, wenn sie sie zu intensiv anstarrte. Sie hielten sich vorwiegend in der Nähe der großen Fenster auf, wo sie sich, wie die Prinzessin vermutete, von den letzten beziehungsweise den ersten einfallenden Sonnenlichtstrahlen des Tages ernährten.

Die Prinzessin sah Zwielichtzwerge nämlich nur zu diesen als »magisch« verrufenen Tagesstunden und ausschließlich in der Zeit vom Frühling bis zum Spätsommer. Die Zwielichtzwerge standen, liefen oder torkelten auf den Fensterbänken und Simsen herum, badeten in den Sonnenstrahlen, von denen sie mit offenem Mund zu trinken schienen. Aufgrund ihrer Beschaffenheit waren sie in der Lage, größere Strecken – etwa von Fenstersims zu Fenstersims – zuerst springend und dann schwebend zu bewältigen.

Prinzessin Dylia liebte es, die Zwielichtzwerge dabei zu beobachten, wie sie durch die Luft segelten, tänzerisch begabt wie Ballerinen und flugtauglich wie Pusteblumensamen. Anschließend schrieb und zeichnete sie ihre Notizen und Skizzen – anatomische Zeichnungen der Zwerge, Berechnungen der Flugbahnen und so weiter – in große Hefte, die sie streng chronologisch ordnete.

Es schien sich bei den Zwielichtzwergen um eine nicht besonders ehrgeizige Zwergenrasse zu handeln, denn viel mehr als Sonnenbaden und Lichttrinken taten sie eigentlich nicht. Erst nach einer Weile hatte Prinzessin Dylia bemerkt, dass es zwei Sorten von Zwielichtzwergen zu geben schien: Sonnenaufgangszwielichtzwerge und Sonnenuntergangszwielichtzwerge.

Die Sonnenaufgangszwielichtzwerge waren eher der nervösere, agilere Typus, sie torkelten und tanzten beim Sonnenbad herum, wobei sie zwitschernde und blubbernde Laute von sich gaben. Die Sonnenuntergangszwielichtzwerge waren eher von

melancholischem, fast lethargischem Gemüt. Sie lagen und standen meist fast reglos herum und ließen nur gelegentlich ein schwermütig klingendes Glucksen vernehmen.

Aber zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang, in der ganzen restlichen Zeit der Tage und Nächte außerhalb der zwielichtigen Stunden, sah sie die Zwerge nie. Die Fensterbänke blieben leer, so oft Prinzessin Dylia dort auch vorbeikam.

Sie überlegte schon seit geraumer Zeit, sich einen der Zwielichtzwerge zu fangen und ein bisschen unter der Folter zu verhören, so wie es die königlichen Folterknechte im Verlies mit Spionen und unwitzigen Hofnarren machten. Aber diesen Gedanken verwarf sie jetzt als unsittlich und unpraktikabel. So etwas gehörte sich einfach nicht. Und sie wusste ja nicht einmal, wie man Zwielichtzwerge effektiv foltert. Dafür bräuchte sie sicher sehr kleine und subtile Werkzeuge, damit die kleinen Kerlchen während des Verhörs nicht platzten.



Dylia wusste sehr gut, warum sie das befürchtete, denn als Kind hatte sie oft genug versucht, Seifenblasen zu fangen. Die waren jedes Mal zwischen ihren kleinen Fingern explodiert. Genauso gut konnte sie versuchen, einen Regenbogen am Boden festzunageln. Und diese Zwerge schienen nicht einmal über eine richtige Sprache zu verfügen, in der man sie verhören könnte. Sie zwitscherten und glucksten ja nur.

Prinzessin Dylia erwog stattdessen, eine Doktorarbeit über ihre Beobachtungen der Zwielichtzwerge zu schreiben. Aber würden die Kerlchen überhaupt genug hergeben, um eine ordentlich gegliederte, wissenschaftliche Arbeit mit vielen Fußnoten, einem Register und allem Drum und Dran zu rechtfertigen? Vor allen Dingen fürchtete sie, dass man sie aufgrund einer solchen Veröffentlichung einer ernsthaften Hirnerkrankung verdächtigen könnte. Denn es bedurfte ja mindestens sieben bis neun Tage und Nächte konsequenten Schlafentzugs, um Zwielichtzwerge überhaupt wahrnehmen zu können. Welcher mögliche Prüfer nahm das auf sich, nur um Prinzessin Dylia's Zurechnungsfähigkeit zu überprüfen? Da lag es doch viel näher, sie einfach für verrückt zu erklären. Akademiker und Kopfdoktoren waren ja notorisch bekannt für ihre Denkfaulheit.

Die Prinzessin benötigte nicht viel von ihrer reizbaren Vorstellungskraft, um sich in einer – übrigens sehr eleganten und mit aparten Applikationen versehenen – Zwangsjacke stecken und von grobschlächtigen Pflegern weggeschleppt zu sehen, während sie mit überschnappender Stimme immer wieder rief: »Da! Da sind sie! Die Zwiellichtzwerge! Auf der Fensterbank! Sie zwitschern! Sie glucksen! Sie schweben! Seht doch hin, ihr abgestumpften Vollidioten!« Und so weiter.

Nur kurz nachdem Prinzessin Dylia die Zwiellichtzwerge gesehen hatte, schrieb sie das erste Gedicht ihres Lebens. Sie schrieb mit Buntstiften jedes Wort in einer anderen Farbe, weil es ihr sonst zu finster war:

Zwiellicht ist ein schönes Licht
Im Zwiellicht sieht man nämlich nicht
Wie ringsherum die Welt zerbricht

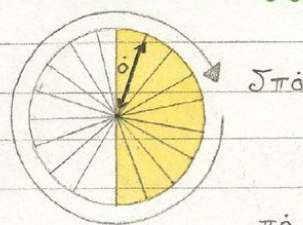
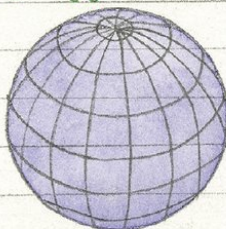
Nebel ist auch wunderschön
Im Nebel kann man nicht mehr seh'n
Wie alle Dinge untergeh'n

Am schönsten ist die Dunkelheit
Im Dunkeln sieht man gar kein Leid
Zerträumt sich blind die Einsamkeit

Von der vierhundertvierundvierzigsten Stufe des vierten Schlossturmes trat Prinzessin Dylia nun hinaus auf einen der vielen Balkone und blickte hinab auf die schlafende Stadt. Heute würde es eine helle und klare Vollmondnacht geben.

ਗੁਰਮਤਿ ਪਦ

$$J = \int \pi \dot{\phi} = \pi \partial = \frac{\partial \mathcal{H}}{\partial \dot{\phi}}$$



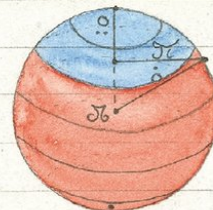
A diagram of a periodic triangular wave. The horizontal axis is labeled with π and a double-headed arrow indicating the period. The vertical axis is labeled with δ and a double-headed arrow indicating the amplitude. The wave consists of a series of yellow-filled triangles.

- [illegible]

అనుబంధం, వేలంబులంబం

$$C = \frac{1}{\Psi} \pi \dot{\Psi} = \frac{1}{\frac{1}{\sqrt{2}}} \pi \dot{\Psi} = \int_{-\infty}^{\infty} (\dot{\Psi} \sqrt{2}) \pi d\phi$$

$$UCC = \frac{\pi \cdot 0.5}{\psi} (\psi_0 - 0)$$

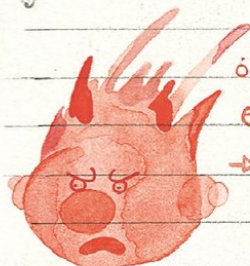
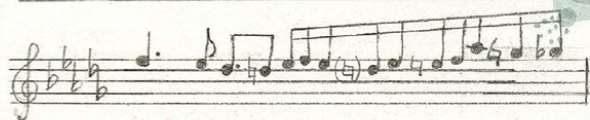


பெரியவர்கள் சிறியவர்கள்

- పరివర్తన
→ రకం
• పరివర్తన ఎంపిక పద్ధతి
• పరివర్తన గుర్తించే పద్ధతి



- . ତୁମେ ଶେଷ
 ଶେଷରୁ ଶେଷ
 ତୁମେ ଶେଷ
 . ଶେଷରୁ ଶେଷ
 . ଶେଷରୁ ଶେଷ
 → ଶେଷରୁ ଶେଷ
 → ଶେଷରୁ ଶେଷ



ఎంపిక ప్రశ్నలతో
 అనంతరము
 → ప్రశ్నోత్తరము



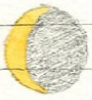
ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय

॥ ॐ नमो भगवते वासुदेवाय ॥
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय ॥
 ॐ नमो भगवते वासुदेवाय ॥



ધરતિજીવન દરમિયાન
 કેટલેક
 → જોરજલદ





૪૪૩૦:૪૫૬ ૬૪૩૫૬૬

పరిచయం

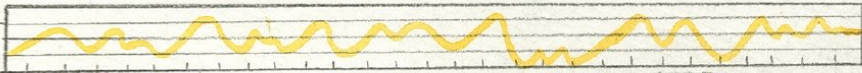


అవసర
శుభములను

· ଧର୍ମର ମୂଳଃ
ସତ୍ୟ ଓ ଧର୍ମ

பஞ்ச சீலை

అనుపాదం



πυφειοπ

• ਮਨੁ ਮਨੁ ਭਲੋ

ଶ୍ରୀମଦ୍ଭଗବତ୍

১১৮৭৮৬

అంతరిక్షం

બેંકો ૩

ਦੁਸ਼ ਰੰਗ ਨਾਮੁ

● 6777

ಲೆಟರ್ : ೧೬

॥ ५५५ ॥

వివరములు చూడండి

[illegible]

ॐ नमो भगवते वासुदेवाय ॥

இந்தியாவின் மொத்த உள்நாட்டு உற்பத்தி

ॐ नमो भगवते वासुदेवाय

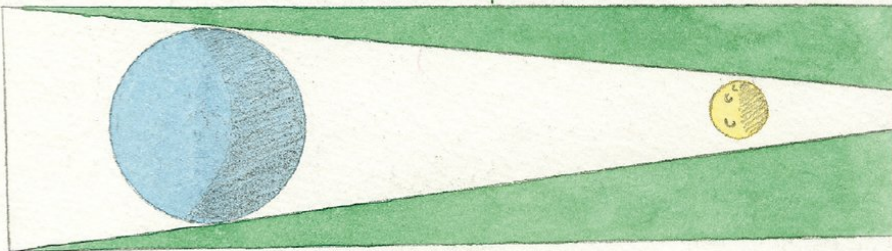
வினாக்கள்

ಶೃಂಗೇರಿ ಶಿವಲಿಂಗ

అనంత వాచానులలీలం

ಶಿವಶಿವ ಶಿವಶಿವ

રોજના રોજની વાત



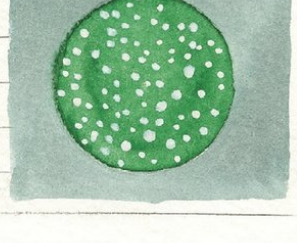
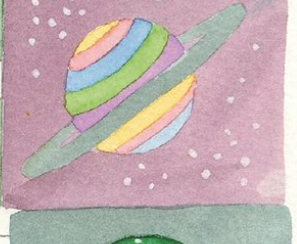
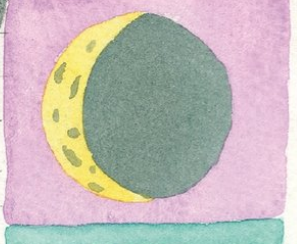
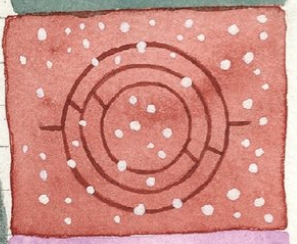
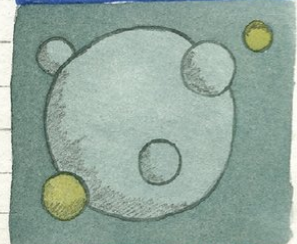
ମନୁଜୟ ଶର୍ମା ଶର୍ମା ଶର୍ମା ଶର୍ମା

శుక్లంబు

የፌ. ፌ. ፋ. ኢ.

७७४५

8854 ESM



Zu den unbestreitbaren Vorzügen des schlaflosen Nachtlebens gehörte auch, dass Dylia ausgiebige Mondlichtbäder nehmen konnte. Ein Mondlichtbad bereitet völlig andere, wesentlich subtilere Genüsse als ein Sonnenlichtbad. Es birgt zunächst den unbestreitbaren gesundheitlichen Vorteil, dass man davon weder einen Sonnenbrand noch tödliche Hautkrankheiten bekommen kann. Die Haut erhält davon auch nicht diese ordinäre Bratwurstbräune notorischer Sonnenanbeter, sondern wird auf eine vornehme Weise immer bleicher, bis sie poliertem Elfenbein oder edlem Porzellan ähnelt.

Das Gehirn schüttet, das wusste die Prinzessin, unter der Bestrahlung von vollem Mondlicht eine körpereigene Droge aus, die von zamonischen Alchemisten *Insomnilin* genannt wird. Durch die anhaltende Ausschüttung von Insomnilin-Molekülen kann man in einen regelrechten Rausch, die sogenannte *Nocturne Melancholie*, geraten, der gewöhnlichen Rauschen und Glückszuständen an Subtilität turmhoch überlegen ist. Unter der Wirkung des Insomnilins bleibt man äußerlich völlig gelassen, fast wie in Leichenstarre.

Es ist ein extrem kontrollierter, eleganter und salopper Rausch – als würde man mit Lichtgeschwindigkeit auf einem Teppich aus gesponnenen Traumfäden durch das Universum reisen, dabei aber völlig entspannt in seinem Lieblingssessel sitzen und mit abgespreiztem Finger perfekt temperierten grünen Tee aus einer hauchdünnen Tasse aus florinthischem Porzellan schlürfen. »So oder ähnlich«, dachte Prinzessin Dylia einmal anlässlich einer mittelschweren Mondlichtekstase, die man ihr äußerlich kein bisschen ansehen konnte, »muss sich der Mond auf seiner sonnenbestrahlten Seite fühlen. So erleuchtet! Und dennoch schwermütig. Schwermütig – aber trotzdem unbekümmert. Wie wohl seine Gefühle auf der dunklen Seite sein mögen?«

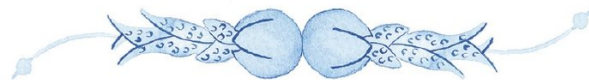
Bei jeder Mondlichtekstase memorierte die Prinzessin im Stillen die Namen ihrer Lieblingsmondkrater, alphabetisch und nach Farben streng geordnet, denn Ordnung musste für Dylia auch in einem Mondlichttausch sein: Abenezra, Abul Wafa, Agatharchides, Anaxagoras, Aryabhata, Avogadro, Babakin, Belkovich, Belopolskiy, Bhabha, Bombelli, Bronk, Calippus, Cannizzaro, Capuanus, Celsius, Censorinus, Chaplygin, Chladni, Cleomedes, Crocco, Ctesibius, Daedalus, Dobrovolskiy, Drude, Dubyago, Endymion, Eötvös, Epimenides, Erro, Espin, Evdokimov, Faustini, Feoktistov, Finsen, Flammarion, Fontenelle, Fra Mauro, Frost, Fryxell, Gadowski, Gaudibert, Gemma Frisius, Glazenap, Grotrian, Guthnick, Harkhebi, Harpalus, Hatanaka, Heinsius, Hirayama, Hogg, Hommel, Hypatia, Ibn Battuta, Icarus, Inghirami, Isidorus, Jarvis, Joliot, Jomo, Kao, Karpinskiy, Kekule, Kidinnu, Kreiken, Krishna, Krusenstern, Lagalla, Lebedinskiy, Leeuwenhoek, Longomontanus, Macrobius, Mandelstam, Maskelyne, Maurolycus, Melissa, Messala, Möbius, Montanari, Nagaoka, Naonobu, Nasiredin, Necho, Nobili, Nunn, Oenopides, Oken, Onizuka, Osiris, Pannekoek, Paraskevopoulos, Perepetkin, Philolaus, Piccolomini, Pickering, Pitatus, Poczobutt, Posidonius, Protagoras, Quetelet, Raspletin, Regiomontanus, Respighi, Ricco, Rocca,

Rocco, Sacrobosco, Schiaparelli, Schrödinger, Seleucus, Shi Shen, Siedentopf, Siberschlag, Simpelius, Spallanzani, Stiborius, Sulpicius Gallus, Theophilus, Theophrastus, Timiryazev, Tsu Chung-Chi, Tycho, Ulugh Beigh, Vashakidze, Vendelinus, Viviani, Volterra, Voskresenskiy, Wan-Hoo, Weierstrass, Whipple, Wurzelbauer, Xenophanes, Xenophon, Yablochkov, Yamamoto, Yoshi, Zasyadko, Zeno, Zhang Yuzhe, Zupu und Zwicky.

Wenn Prinzessin Dylia bei **Zwicky** angekommen war, schlief sie entweder vor Erschöpfung ein oder sie fing noch mal von vorne an.

Es war die Ruhe der Finsternis, die sie an den Nächten so schätzte. Jene seltene und verhaltene Ruhe, die etwas von der Stille im Wald nach einem Gewitterregen hatte, wenn sich jede lebende Kreatur in ihren Bau oder unter ein Blatt verkroch und totstellte. Kein absoluter Stillstand, nur ein vorübergehendes Verharren des Lebens. Ein nachdenkliches Innehalten, ein allgemeiner Waffenstillstand. Das fand Prinzessin Dylia beruhigend. Es bedeutete nämlich vor allen Dingen die Abwesenheit von überflüssigen Lauten. Tagsüber gab es selbst in ruhigen Phasen dieses ewige und penetrante Dauergeräusch, welches durch das banale und größtenteils völlig überflüssige Geplauder und Geplapper der Bewohner des königlichen Palastes erzeugt wird und das in ihren Ohren klang wie das bedrohliche Summen in einem Bienenstock. All das einmal für ein paar Stunden *nicht* hören zu müssen, das war das Glück. Es war wie Urlaub von allem Unnötigen. Das war es, was Prinzessin Dylia an den Nächten als so heilsam empfand.

»Heilsam!«, lachte sie laut, als sie jetzt wieder ins Schloss hineinging und die Balkontür hinter sich verriegelte. Sie zog den dünnen Schal um ihren Hals wieder fester. »Ich habe eine unheilbare Krankheit und fäsele von der heilsamen Abwesenheit des Unnötigen! So ein Quatsch! Nachts ist es draußen kalt, das ist alles! Ich werde mir einen verdammten Schnupfen holen, wenn ich noch länger in der Kälte herumstehe. Das ist ja wohl das Allerletzte, was ich gebrauchen kann: Krank sein und dann auch noch krank werden.«



Tertius

DIE PFAUENWÖRTER

Auf der sechshundertsechundsechzigsten Stufe des sechsten Turmes kam es Prinzessin Dylia zu ihrer eigenen Erheiterung in den Sinn, dass sie sich in der letzten Zeit immer öfter darin gefiel, zu *wandeln* und nicht einfach nur ordinär zu *gehen* wie jeder andere Schlossbewohner. Aber sie *wandelte* nicht nur statt zu gehen, sie *speiste* statt zu essen, sie *schöpfte Luft* statt zu atmen. Es war schon beinahe zwanghaft geworden, dass die Prinzessin sich für fast all ihre Verrichtungen, selbst die banalsten, eine elegantere Vokabel aussuchte. Sie war nicht böse auf ihren Vater – nein, sie *zürnte* ihm. Sie war nicht verärgert über das schlechte Wetter wie jeder andere, sondern es *dauerte* sie, dass der Regen unablässig an ihr Fenster – nein, nicht klopfte, sondern *pochte*. Die Diener waren heute nicht einfach nur unverschämt wie immer – nein, die *Domestiken* waren *insubordinant*. Ihr Hund *hyperventilierte* statt zu hecheln. Der Essensgeruch zur Mittagszeit war *inakzeptabel* statt lediglich lästig. Und ihr Wortschatz war *ultraformidabel* statt nur beeindruckend.

Wie jeden Tag hatte Prinzessin Dylia beim Frühstück genau dreizehn neue Lieblingswörter aus dem *Zamonischen Wörterbuch* erkoren, deren wichtigste Qualität es war, dass sie ihr bislang unbekannt waren. Ihr größter Ehrgeiz galt dann der Aufgabe, an diesem Tag für jedes einzelne dieser Wörter eine sinnvolle Anwendung zu finden. Sie war ein wenig nervös, dass sie bis zum heutigen Abend noch kein einziges dieser Wörter verwendet hatte und ihr nur noch die bereits angebrochene Nacht verblieb, um ihre selbstgestellte Aufgabe zu lösen.

Prinzessin Dylia nannte diese Vokabeln ihre *Pfauenwörter*, weil sie so farbig und exotisch und eigentlich überflüssig waren wie jene kuriosen Vögel mit den bunten Federschwänzen in den königlichen Volieren. Genauso extrovertiert und exaltiert und exponiert und ... Halt! Dylia musste aufpassen, dass ihre Vorliebe für Vokabeln mit »ex« nicht wieder mit ihr durchging! Nun, die Pfauenwörter verfügten jedenfalls über erheblich mehr Eleganz, Glamour und natürlich auch offen zur Schau getragene Eitelkeit als übliche Wörter. Es waren die Paradiesvögel unter den grauen Alltagsvokabeln.

Die dreizehn Pfauenwörter für den heutigen Tag, die sich die Prinzessin des Morgens zurechtgelegt hatte, memorierte sie nun in alphabetischer Reihenfolge:



1. Abgunst

Eine altmodische Bezeichnung für Neid; nicht zu verwechseln mit Missgunst, da gibt es angeblich einen kleinen, aber feinen Unterschied. Das war kein besonders spektakuläres oder klangvolles Pfauenwort, aber Dylia fand, es sei ein ziemlich interessanter Einstieg für den Tag. Was genau der Unterschied zwischen Missgunst und **Abgunst** war, das wusste Dylia aber nicht.

2. Contraindikativ

Das bedeutete »nicht empfehlenswert«. Eigentlich ein Begriff aus der Medizin, der hauptsächlich von Ärzten oder Apothekern benutzt wurde, zum Beispiel, wenn man ein gewisses Medikament besser nicht einnehmen sollte: »Bei Ihrer Form von Stuhlgang halte ich Lebertran für **contraindikativ**. Nehmen Sie lieber Kohletabletten!« Aber Prinzessin Dylia konnte sich auch vorstellen, dass etwa ein gebildeter Spion in einem Dialog mit einem Gegenspion Gebrauch davon machen könnte: »Ich halte es für

ziemlich **contraindikat**iv, diese Türklinke zu ergreifen, um vor mir zu fliehen, mein Bester! Denn sie ist mit einem Kontaktgift imprägniert, das sie auf erheblich schmerzhaftere und langwierigere Art töten würde als dieser florinthische Jadeglasdolch in meiner Hand.«



3. **Defenestration**

Das Hinausstürzen einer Person durch ein Fenster. Das war ein Wort, bei dem Prinzessin Dylia gleich ein lebendiges Bild vor Augen hatte – nicht jedes Wort konnte das von sich behaupten. Und da gab es doch in der zamonischen Geschichte diesen politischen Vorfall, bei dem ein paar Minister von ein paar anderen Ministern aus irgendwelchen Fenstern geworfen worden waren, oder? Na, egal. Es war jedenfalls ein besonders dramatisches und klangvolles Wort, und vielleicht fand die Prinzessin noch irgendeinen unfähigen Minister, den sie aus dem Fenster werfen lassen konnte. Natürlich nur aus einem Fenster im Erdgeschoss.

4. **Iktsuarpoken**

Das ist die manische Angewohnheit, immer wieder vor die Tür zu gehen, um nachzusehen, ob jemand zu Besuch kommt, obwohl sich garantiert niemand blicken lässt. Der Begriff stammt aus dem Sprachgebrauch der absolut kälteunempfindlichen Bewohner der Frostklippen auf der Halbinsel Würm, die ebenfalls **Iktsuarpoken** heißen und grundsätzlich niemals Besuch bekommen, weil es in ihren Eishöhlen so unerträglich kalt ist. Dennoch sehnen sie sich nach Gesellschaft und **Iktsuarpoken** daher ziemlich häufig – um nicht zu sagen: andauernd. »Ja«, dachte Prinzessin Dylia mitfühlend, »manchmal kann sogar ein ganzes Volk einsam sein!«

5. **Linguamundivagant**

Dies sagte man, wenn jemand in sprachlichem Sinne weltläufig, also sozusagen nicht nur mit dem Finger, sondern auch mit der Zunge auf der Landkarte gut unterwegs war. Das gefiel Prinzessin Dylia, die zweiundvierzig Sprachen und Dialekte beherrschte, aber alle außer dem Zamonischen, Altzamonischen und Uraltzamonischen eigentlich nur rudimentär. Immerhin! Sie sprach zum Beispiel Hyundu, Yhollisisch, Nattifftoffisch, Gnälisch, Ullbukti, Ghola-Ghola, Wakkengolsch, Flammboyatisch, Snörö, Akkuku-Akku, Pepperiträisch, Ikktripimpi, Knoothisch und Olaniplahpla. Also durfte sie sich ja wohl auch mit Fug und Recht selber als ein wenig **linguamundivagant** bezeichnen, oder?

6. **Mamihlapinatapai**

Dieser Zungenbrecher stammte aus dem wenig gebräuchlichen Stammesdialekt eines noch weniger bekannten Naturvolkes aus den Hutzenbergen, dessen Name sich nun wirklich niemand merken konnte. Er bedeutete: Stillschweigendes Abkommen zwischen zwei Leuten, die über eine Sache gleich oder ähnlich denken. »Komisch«, überlegte Prinzessin Dylia, »warum nennen sie es nicht einfach Liebe?« Aber **Mamihlapinatapai** hatte ihr allein wegen seiner zungenbrecherischen Qualitäten so ausnehmend gut gefallen, dass es mit auf die Liste gekommen war.

7. **Niemalsweh**

Das ist das Fernweh nach einem Ort, an den man nie gelangen wird, weil er gar nicht oder nur in der Phantasie existiert. Entfernt verwandt mit dem Phantomschmerz. *Ich hab noch einen Koffer in El Dorado* war ein populärer zamonischer **Niemalsweh**-Schlager, der sich mit dieser seltenen und seltsamen Sehnsucht beschäftigte. Das Wort gefiel Dylia auch deswegen so ausnehmend gut, weil sie sich ziemlich viele Orte vorstellen konnte, die es nicht gab, zum Beispiel El Dorado.

8. **Pisanzapra**

So bezeichnete man die Zeit, die man benötigt, um eine Banane zu essen. Jedenfalls auf der winzigen Bananenplantageninsel Pisanza an der südzamonischen Küste, wo Bananen immer noch *Pisanzen* genannt wurden. Aber bei dem Begriff **Pisanzapra** ging es eigentlich weniger um den Verzehr dieser nahrhaften Frucht, sondern darum, etwas zu bezeichnen, das erstens leicht und zügig zu erledigen war und dabei zweitens auch noch Genuss bereitete. »Das war ja **pisanzapra**!«, sagte man zum Beispiel, wenn man gerade auf die Schnelle eine Banane gegessen hatte. Prinzessin Dylia aß sehr gerne

Bananen, besonders um anschließend den Hofnarren auf der Schale ausrutschen zu sehen. »Es ist eigentlich ein sehr primitiver Scherz«, sagte sie sich gelegentlich nicht ohne Schamgefühl. »Aber er wirkt jedes Mal.« Leider hatte sich im Verlauf des Tages keine Gelegenheit gefunden, das eine oder andere **pisanzapra¹** zu benutzen. Ob die Nacht noch eine Möglichkeit bot?

9. **Quoggonophobie**

Das war die chronische Furcht, sehr kleinen Kreaturen aus Versehen etwas zuleide zu tun. Sie war verbreitet bei besonders zartbesaiteten Zeitgenossen, die befürchteten, durch rücksichts- oder achtloses Gehen auf einen Quoggozweig (eine besonders kleinwüchsige Zwergensorte) zu treten und ihn dadurch zu verletzen oder gar zu töten. Das ist eine eigentlich ziemlich unbegründete Furcht, sagte sich die Prinzessin, weil zamonische Zwerge recht gut selbst auf sich achten können und extrem flink sind. Genauso gut könnte man Angst haben, sich auf eine Stubenfliege oder ein Wiesel zu setzen. Bei **Quoggonophobie**-Erkrankten, so das Wörterbuch, kann es manchmal zu ernsthaften Problemen im Sozialverhalten, zu Gehstörungen und sogar zu vollkommener Bewegungsstarre kommen.

Prinzessin Dylia überlegte jetzt, ob ihr Zurückschrecken vor der Idee, einen Zwielichtzweig zu foltern, bereits ein Anzeichen von beginnender **Quoggonophobie** war, aber sie entschied, dass dies nicht der Fall sei. Es handelt sich dabei um ganz normale Sensibilität, wenn man jemand anderen nicht foltern will, sagte ihr der gesunde Prinzessinnenverstand. Im Gegenteil: Erst wenn man den dringenden Wunsch verspürte, einen Zwerg zu foltern, dann sollte man anfangen, sich Sorgen um seine geistige Gesundheit zu machen.

10. **Amygdala**

Dies war der zu Recht berüchtigte Teil des Gehirns, der auch *Mandelstamm* oder *Corpus amygdaloideum* genannt wurde und verantwortlich war für die Erzeugung des Angstgefühls. Ein, wie Prinzessin Dylia fand, ausgesprochen poetisches und schönes Wort für etwas, das eigentlich die übelste Gegend ihres verzweigten Hirnreiches sein sollte. So nannte man vielleicht Diamanten, Schmetterlinge oder Altenheime, aber doch keinen Ort, an dem sich Übelkeit, Panik, Depression und Apathie zusammengerottet hatten, um ihr Wirtsgebäude mit unangenehmen Emotionen zu terrorisieren. Aber gerade darum war es ja ein vorzügliches Pfauenwort.

11. **Schlimazzel**

Ein **Schlimazzel**, das war in der Mundart der fhernhachischen Kürbisbauern jemand, der Pech hat, kurz nachdem er bereits Pech hatte und unmittelbar bevor er schon wieder Pech hat. Er war also ein echter Pechvogel, dem das Unglück an den Hacken haftete. »Das ist eigentlich viel zu einfach«, dachte Prinzessin Dylia. »So brauche ich ja nur unseren Hofnarren zu nennen. Der tritt doch andauernd von einem Fettnäpfchen ins nächste. Schon aus beruflichen Gründen.« Der Hofnarr rutschte zum Beispiel mit voller Absicht auf einer Bananenschale aus, um dann mit dem Gesicht in eine Torte zu fallen – nur, um die Prinzessin aufzuheitern. Es war zwar jetzt weit und breit kein Hofnarr in Sicht, aber vielleicht würde sich noch ein anderer Unglückspilz zeigen, den sie so bezeichnen könnte.

12. **Hoyotojokomeshi**

Das war Dylias Lieblingspfauenwort des Tages, mit großem Abstand. Denn es bedeutete, *einen Baumstamm durch einen Strohhalm zu trinken*. Natürlich war das eine Metapher, nämlich dafür, etwas vollkommen Sinnloses, Unerreichbares oder physikalisch völlig Unmögliches zu versuchen, wie etwa einem Einhörnchen Salz aufs Horn zu streuen, um es zu fangen, oder einen Zwielfichtzweig zu foltern. Und eine Gelegenheit zu finden, das Wort **hoyotojokomeshi** sinnvoll zu benutzen, das war auch ganz schön **hoyotojokomeshi** – also durchaus nach Prinzessin Dylia's Geschmack.

13. **Zaminolonimaz**

Das war ein Wort, das sich zamonische Alchemisten für ein Element ausgedacht hatten, das aus allen Elementen zugleich bestehen sollte und aus dem alle Elemente hervorgegangen waren – nicht zu verwechseln mit dem Zamomin, dem einzigen Element, das denken kann. Ein völliger Quatsch natürlich, wie so ziemlich alles, was sich zamonische Alchemisten ausgedacht hatten. Aber die Prinzessin liebte die Tatsache, dass es ein Palindrom war, ein Wort, das man von vorne nach hinten genauso lesen konnte wie von hinten nach vorne, wie *Rentner* oder *Kajak*. Prinzessin Dylia musste allerdings tadeln, dass das Wort *Palindrom* selbst kein Palindrom war. Man hätte es doch *Mordilidrom* nennen können oder so, dann wäre es auch ein Palindrom, aber wenigstens ein richtiges. Aber diese Linguisten waren für ihre Einfallslosigkeit und Denkfaulheit genauso bekannt wie die meisten anderen Akademiker. Alles musste man selber machen!

Als sich Prinzessin Dylia ihre Pfauenwörter des Tages nochmals ansah, fand sie, dass da eine ziemlich imposante Liste zusammengekommen war:

1. Abgunst
2. Contraindikativ
3. Defenestration
4. Iktsuarpoken
5. Linguamundivagant
6. Mamihlapinatapai
7. Niemalsweh
8. Pisanzapra
9. Quoggonophobie
10. Amygdala
11. Schlimazzel
12. Hoyotojokomeshi
13. Zaminolonimaz

»Wenn der Tag nur halb so farbig wird wie diese Liste«, hatte Dylia am Morgen zufrieden gedacht, »dann wird daneben sogar ein Regenbogen blass aussehen.« Der heutige Tag war bisher zwar noch vergleichsweise farblos geblieben, aber die Prinzessin lebte ja sowieso in der Nacht erst richtig auf. Wenn andere sagten, es sei noch nicht aller Tage Abend, dann hieß es für Dylia vielmehr: Es ist noch nicht aller Nächte Morgen.

Und dann war da auch noch das *Oberüberwort*. Das war die geheimnisvolle Supervokabel, nach der Prinzessin Dylia schon ewig fahndete. Sie wusste, dass es sich irgendwo, vielleicht sogar in den verschlungenen Gängen ihres eigenen Gehirns befand, aber sie hatte es bis zum heutigen Tag noch nicht gefunden. Sie wusste eigentlich nur, dass es nicht unbedingt ungewöhnlich und glamourös sein musste, und es durfte auch durchaus ein ihr vertrautes Wort sein. Aber es musste eine Vokabel sein, die – mit neuer Bedeutung erfüllt – zu einem echten Zauberwort für sie werden würde.

Quartus

DIE REGENBOGENERFINDUNGEN

Auch wenn ich jetzt bereits zum x-ten Mal die dreihundertdreiunddreißig Stufen des dritten Turmes hinaufgestiegen bin«, dachte Prinzessin Dylia, »dann wird mir doch davon niemals langweilig.« Prinzessin Dylia besaß nämlich die seltene Fähigkeit, sich selbst unter den langweiligsten Bedingungen nicht nur nicht zu langweilen, sondern sogar zu amüsieren. »Bevor mir langweilig wird, würde ich mir neunundneunzig neue Namen für *Langeweile* ausdenken«, sagte sie trotzig zu sich selbst. Und nur um sich zu beweisen, dass sie dafür nicht einmal den Anlass einer aufkeimenden Langeweile benötigte, fing sie gleich damit an: *Ennuyanz*, fiel ihr als Erstes ein. Na ja, das klang zwar ganz schön, aber war doch nur ein Synonym. Ein ganz neues Wort sollte es schon sein, wie, öh ... *Monotonomonomononie*. Das war nicht schlecht, aber nicht originell genug. Sie überlegte angestrengt. *Pommlonödelfooop*? Mit drei Os hinten?

Ja, Pommlonödelfooop klang wunderbar kindisch und albern, aber Langeweile war ja auch ein kindlicher und denkfauler Zustand, der darin seine klangliche Entsprechung fand. Und jetzt vielleicht ein Wort mit weniger verschiedenen Buchstaben, die dafür aber ganz oft wiederholt wurden? Wie *Mömöömömöömmömöö*? Oder *Bllbllbllbllbll*?

Letzteres klang, als würde man trotzig einen Ton produzieren und dabei gleichzeitig mit dem Finger an den Lippen spielen. Das karikierte doch den Geist der Langeweile allerbestens. Also gebongt. Wie könnte man Langeweile noch benennen? Etwas konkreter, bildhafter vielleicht? Wie wäre es mit *Eulenstrecken*?

Die Eule mit ihrer Schläfrigkeit und dem monotonen Gebuhe könnte durchaus als Symbol für Langeweile durchgehen. Und eine in die Länge gestreckte Eule, das wäre doch Langeweile pur, oder? Aber wie streckte man eine Eule? Auf einer Streckbank vielleicht? Der Scharfrichter besaß eine. Sie stand in seinem Folterkeller bereit für renitente Spione und unfähige Hofnarren. Auf der könnte man ...

Aah, da ging die Phantasie wieder einmal mit ihr durch! Man streckte doch keine Eulen! Genauso wenig wie man Zwielichtzwerge folterte. Was dachte sich ihre Phantasie da nur wieder aus?

Die Prinzessin entschied, mit dem Ausdenken von anderen Wörtern für Langeweile erst einmal Schluss zu machen. Und daher blieb es vorläufig bei vier Begriffen:

Pommlonödelfooop, Mömöömömmöömöö, Bllbllbllbllbll und *Eulenstrecken*. Das war doch auch schon was. Vielleicht wurde sie ja wieder einmal von der Ennuyanz ereilt, dann könnte sie sich die restlichen fünfundneunzig ausdenken.

Prinzessin Dylia konnte also mit Fug und Recht von sich behaupten, dass ihr niemals langweilig war oder *ennuyant zumute*. »Von mir aus kann man mich in eine Zelle sperren, man könnte mir die Ohren verstopfen, mich knebeln und mir einen Sack über den Kopf stülpen. Man könnte mich derart wehrlos der zähflüssig verrinnenden Zeit ausliefern. Aber ich würde mich nicht *eine einzige Minute* dabei langweilen. Ich würde mir eine neue Sprache ausdenken, ein paar unlösbare Rätsel lösen oder irgendetwas in Regenbogenfarben erfinden. Meinen Geist kann man weder fesseln noch knechten!«

Und das war nicht einmal geprahlt, besonders das mit den Regenbogenfarben. Langeweile, das war für Prinzessin Dylia etwas, worunter kleine Kinder litten, die noch nicht genug Gehirnmasse entwickelt hatten. Oder Vollidioten, bei denen das mit der Gehirnmasse auch im Erwachsenenalter nicht klappte. Und sie wusste, dass Aristokraten besonders anfällig dafür waren, von quälender Langeweile heimgesucht zu werden, weil sie in Überfluss und Dekadenz lebten. Aber Prinzessin Dylia war die mit Abstand *ungelangweilteste* Aristokratin von ganz Zamonien.

Deshalb trainierte sie diese kostbare Begabung, die nur wenigen gegeben ist, jeden Tag mit der Ausdauer eines Hochleistungssportlers, um sie ja nicht wieder zu verlieren. Man wusste nie, wann man sie brauchen würde. Denn als Mitglied der königlichen Familie musste sie auch jederzeit damit rechnen, in eine Zelle gesperrt und einen Sack über den Kopf gestülpt zu bekommen. Palastrevolutionen und Tyrannenmorde gehörten nämlich zu den ganz normalen Berufsrisiken, wenn man in Zamonien zu einer Königsfamilie gehörte. Dabei war ihr Vater gar kein Tyrann, bewahre! Sondern ein vergleichsweise gütiger und gerechter König, der sich bei seinem Volk und seiner eigenen Familie durchaus einer gewissen Beliebtheit erfreute. Aber man konnte ja nie wissen.

Prinzessin Dylia konnte sich sogar vorstellen – sie konnte sich nämlich so ziemlich *alles* vorstellen, selbst diese angeblich unvorstellbar großen Zahlen aus der zamonischen Astronomie –, dass sie einmal eigenhändig eine Palastrevolution anzetteln würde. Nur so zum Spaß und um mal zu sehen, was passierte. Dann würde sie ihren Vater in ein dunkles Verlies sperren und ihm einen Sack über den Kopf stülpen lassen. Nur um sein dummes Gesicht zu sehen, wenn sie ihm den Sack selber wieder abzog und mitteilte, dass alles nur ein Scherz war. »Wie unreif und albern!«, dachte Dylia gleich wieder über ihr Gedankenspiel. »Mit einer Palastrevolution spaßt man nicht. Und man zieht seinem alten Vater keinen Sack über den Kopf. Das ist einer erwachsenen Prinzessin nicht würdig.«

Prinzessin Dylia beschloss auch dieses Mal, sich ihrer Verantwortung bewusst zu sein. In der Zeit, in der sie wach war, während alle anderen schliefen, hatte sie nämlich

ihre eigene Erziehungsberechtigte zu sein. Und deswegen war sie strenger und unnachgiebiger mit sich selbst, als es ein autoritärer Hauslehrer, eine verknöcherte Klavierlehrerin und ein florinthischer Kampfsporttrainer gemeinsam hätten sein können.

Prinzessin Dylia wusste, dass sie die wohlherzogenste Tochter von ganz Zamonien war. Aber der Gedanke an das dumme Gesicht ihres Vaters, wenn sie ihm im Verlies den Sack wieder vom Kopf zog, gefiel ihr eine ganze Weile so vorzüglich, dass es ziemlich lange dauerte, bis sie ihn endlich verdrängt hatte.

Dies war nämlich auch eines ihrer zahlreichen Talente: Prinzessin Dylia konnte außerordentlich gut verdrängen. Zum Beispiel unangenehme Gedanken oder Zwangsvorstellungen, die ihr sinnlos die Laune verdarben – wie etwa an fette Spinnen, Palastrevolutionen oder an den Tod.

Als sie noch klein war, hatte ihr der königliche Hofvorleser einmal eine gruselige Geschichte vorgelesen von einem Dämon, der unter die Bettdecke von jungen Prinzessinnen kroch, um sie von dort aus mit seinem gespenstischen, weißen Gesicht zu erschrecken. Ihre Bettdecke aber, die sie gern bis zum Kinn hochzog, war ihre letzte Bastion gegen solche Vorstellungen aus gruseligen Geschichten.

Dass ausgerechnet unter der schützenden Bettdecke ein Dämon hocken konnte, gefiel ihr ganz und gar nicht. Also verdrängte sie diesen Gedanken mit aller Macht. Und zwar so radikal und erfolgreich, dass sie ihn völlig ausgelöscht hatte, als der königliche Vorleser ihr dieselbe Geschichte zum zweiten Mal vorlas. Also erschrak sie darüber genauso heftig wie beim ersten Mal, um die Sache dann wiederum erfolgreich zu verdrängen – und so weiter und so weiter. Sie lernte dabei nicht nur das Verdrängen, sondern auch, dass dazu mechanische Beharrlichkeit genauso gehört wie körperliche Ausdauer zum Marathonlauf.

Also verdrängte sie jeden Gedanken und jede Erinnerung, die ihr nicht gefielen. Sie verdrängte die Gedanken an ihre Krankheit und ihre Schlaflosigkeit. Außerdem vermied sie jede Sorge über Unvorhersehbares, um Raum zu schaffen für wertvolle Gedanken über die wirklich wichtigen Dinge – wie etwa gehaltvolle Bücher, unsterbliche Melodien, Pfauenwörter oder gelungene Witze des königlichen Hofnarren.

»Ich denke lieber nicht allzu viel über derart unwägbares Zeug wie das Schicksal oder die Zukunft nach«, sagte Prinzessin Dylia zu sich selbst. »Ich halte mich lieber an Sachen, die wägbare sind. Zum Beispiel, wie ich meine Pfauenwörter sinnvoll in den Tagesablauf eingebaut bekomme. Ich werde die lösbaeren Probleme bewältigen, statt mir über die unlösbaeren den Kopf zu zerbrechen – das ist meine Aufgabe.«

Und das war eine Kunst, die nur sehr wenige Leute so perfekt beherrschten wie Prinzessin Dylia. Diejenigen, die es gar nicht konnten, fristeten in ihren Augen ein kümmerliches und bedauernswertes Dasein in ständiger Sorge um die Zukunft oder die Gesundheit.

Das erschien Dylia ungefähr so sinnvoll, wie sich Sorgen über das Wetter oder die tektonischen Verschiebungen der Erdkruste zu machen. Deshalb hatte sie eine kreative Methode gefunden, um Dingen, die ihr Sorgen bereiten könnten, präventiv den Schrecken zu nehmen. Nämlich indem sie sie einfach anders benannte. Und zwar so radikal anders, dass sie nur noch albern, lächerlich oder völlig kryptisch klangen – statt beeindruckend, beängstigend oder deprimierend.

Bei ihr hießen Kopfschmerzen *Schmopfkerzen* und eine Magenverstimmung hieß *Stagenvermimmung*. Ihre Krankheit nannte sie eine *Kreithank* und Bluthochdruck *Druthochbluck*. Man sollte es nicht glauben, aber es kommt einem schon halb so schlimm vor, wenn man statt Depressionen nur noch Pissdrenonen hat. Und als *Grämine* hört sich eine Migräne eher nach einer harmlosen Topfpflanze an als nach einer chronischen Kopferkrankung.

Ihrem Vater empfahl sie, aus einer Staatskrise eine *Kraatsstise* zu machen und aus einer Steuererklärung eine *Kleuererstärung*.

Prinzessin Dylia nannte dieses selbsterdachte Verfahren *ridikülisierendes Anagrammieren*. Sie wollte es sogar schon einmal im ganzen Königreich als Schulfach durchsetzen, aber ihr Vater war strikt dagegen. Dabei war es ein ausgeklügeltes Buchstabenvertauschungsprogramm von verblüffender Wirksamkeit.

Es konnte jedes Schreckenswort in eine Karikatur seiner selbst verwandeln und sogar Krankheiten und Tod den bösen Stachel ziehen. Aus einem lebensbedrohlichen Herzinfarkt machte sie so im Nu einen lustigen *Ferzinharkt* und aus einem Schlaganfall einen absurden *Flaganschall*. Aus einem schmerzhaften Bandscheibenvorfall wurde ein *Schandbeibenrollfav*, aus Blutzucker *Zutblucker* und aus Brechdurchfall *Frechdurchball*. Es wurde nicht mehr gestorben, sondern *stegorben*, es drohte nicht mehr die lebenslängliche Haftstrafe, sondern nur noch die *länglichlebense Strafhafe*, man war nicht mehr arbeitsunfähig, sondern *unbeihartsäfig*.

Und jetzt gingen mit Dylia die Anagramme durch. Man kam nicht mehr auf die Intensivstation, sondern auf die *Stintansivtitaon*. Und was machte es da noch aus, einen *Lauf kreislapskol* zu erleiden und zu *prekieren*? Als *Dotesdurunke* verlor auch jede Todesurkunde ihren Schrecken, selbst wenn *Zeberlirrhose* oder *Sindschwucht* die Ursache war. Da konnte sie doch getrost ihr *Mestatent* machen, denn auf den *Hiedfrof* kam man so oder so, und zwar in einem *Seichenlack*. Wenn die Ärzte bei den regelmäßigen medizinischen Untersuchungen wieder mal von Blutfett und Cholesterin schwafelten, würde Dylia jetzt nur noch *Flutbett* und *Le Chosterin* hören. Und davon erhöhte sich nun nicht einmal mehr ihr *Drutbluck*, geschweige denn ihr *Spuckerziegel*.

»Man sollte sich von Wörtern, die Furcht erregen wollen, einfach nicht zu sehr beeindrucken lassen«, meinte Dylia. »Es sind und bleiben immer nur Zeichen auf Papier.« Für sie waren es alphabetische Ameisen, die man nur ein bisschen durcheinanderscheuchen musste, um ihnen jeden Sinn zu nehmen. Wenn man das

begriffen hatte, war man dem Ideal einer entspannten Lebensführung schon erheblich näher gerückt.

Ihre prinzeßinnenhafte Ignoranz unangenehmen Dingen gegenüber sei eine *Gnade*, hatte Prinzessin Dylia einmal irgendwo gehört. Nun ja, das war nicht ganz verkehrt, aber sie wusste es noch etwas besser. Für Ignoranz musste man *begabt* sein, um sie zur richtigen Zeit einzusetzen. Man benötigte nämlich nicht nur einen exquisiten Geschmack, um etwas Gutes zu bevorzugen, oh nein, sondern auch, um das Falsche zu verschmähen. Ignoranz war also genaugenommen eine Kunst. Die Kunst nämlich, der Realität möglichst weiträumig aus dem Weg zu gehen. Warum zum Beispiel verschlang sie reihenweise Romane und ließ Mathematikbücher in der Ecke liegen, obwohl sie eigentlich gar nichts gegen Algebra hatte? Mit dem Wahrheitsgehalt konnte das wohl nichts zu tun haben, denn da lagen die Mathebücher klar vorn. »Was kann wahrer sein als eine urmathematische Frizzerantialgleichung mit zwölf Unbekannten?«, dachte die Prinzessin.

Aber es gab Dinge auf der Welt, so entschied Dylia, die zwar nicht so wichtig waren wie die Realität und auch nicht so verlässlich wie die Logik, aber dafür waren sie *attraktiver*. Es gab noch viele andere Adjektive, die sie mit diesen Dingen jenseits der Realität viel eher verband als mit der sogenannten Wirklichkeit, die sie so schrecklich anstrengend und unkultiviert fand. Diese Adjektive hießen

faszinierend originell fesselnd
ergreifend spannend betörend einnehmend
frickelnd atemberaubend dramatisch
mitreißend packend entzückend staunenswert
extraordinär erregend bewegend verzaubernd

und vor allen Dingen: *interessant*. *Interessant* war eines ihrer Lieblingsadjektive.

Wieso fielen ihr solche Adjektive so selten zu Logarithmentafeln, binomischen Formeln und zamonischer Urmathematik ein? Und warum halfen ihr diese unzuverlässigen und unberechenbaren Dinge so gut, sie von den Symptomen ihrer Krankheit abzulenken? Eine Tabelle aus Primzahlen oder eine Steuererklärung schaffte das nämlich nicht. Warum fand sie in einem einzigen guten Witz des Hofnarren mehr Trost als in einer stundenlangen Regierungserklärung des Königs? Das musste sie unbedingt irgendwann einmal ergründen. Oder vielleicht doch besser nicht.

Wenn Prinzessin Dylia einmal so gar nichts einfallen wollte, was sie noch tun könnte, dann erfand sie völlig unpraktische Dinge in Regenbogenfarben. Das war eines ihrer Spezialgebiete geworden, seitdem sie durch die Entdeckung der Zwielichtzwerge diese

leidenschaftliche Vorliebe für Regenbogenfarbenes entwickelt hatte. Wie konnte man eigentlich nur eine Lieblingsfarbe haben? Eine einzige Farbe zu favorisieren, wie beschränkt musste man dafür sein? Nein, für Dylia musste schon das ganze Spektrum des Regenbogens abgedeckt werden. Das farbenfrohe Erscheinungsbild der Zwielichtzwerge hatte irgendwie ihren Verstand beeinflusst, das wusste sie – aber was eigentlich genau passiert war, hätte sie nicht erklären können.

Hatten die kleinen verletzlichen Kerlchen außer ihrem Beschützerinstinkt auch ihre Kreativität stimuliert? Das wäre doch möglich! Kurz nachdem sie die bunt schillernden Zwerge entdeckt hatte, hatte sie jedenfalls den *regenbogenfarbenen Tornado* erfunden, eine Naturkatastrophe, die nichts Verheerenderes anrichten konnte als malerisch regenbogenfarbenen Staub aufzuwirbeln. Das war ihre erste Regenbogenerfindung gewesen.



Nur wenig später hatte sie ernsthaft erwogen, ein Patent für die *regenbogenfarbene Schreibfeder* anzumelden, welche auf mündlichen Zuruf und ohne jede Tinte in allen Farben des Regenbogens schreiben und zeichnen konnte. Dies war Prinzessin Dylia's zweite Regenbogenerfindung, und von da an hatte es kein Halten mehr gegeben.

Bald darauf folgte die Konzeption der *spektralspektakulären Wunderkerze*, die nicht nur aus regenbogenfarbenem Wachs gezogen werden sollte, sondern nach dem Entzünden des Dohtes auch noch verschwenderisch regenbogenfarbenes Licht spendete.

Der *regenbogenfarbene Spätnachmittagstee* sollte im Bereich von Erfrischungsgetränken neue Maßstäbe der kulinarischen Farbgestaltung setzen, aber bis auf ein paar hübsche Entwurfszeichnungen kam nicht viel dabei heraus.



Was Prinzessin Dylia nicht davon abhielt, ihrem Oberhofgärtner ernstgemeinte Vorschläge für die Züchtung von *regenbogenfarbenen Zitronen* zu machen, welche eigens zur standesgemäßen Aromatisierung der erdachten Teesorte vorgesehen waren.

Als sie mit dem *regenbogenfarbenen Lippenstift* den Kosmetikmarkt erobern wollte, hatte sie die Pläne für *regenbogenfarbenen Lidschatten* und den *regenbogenfarbenen Nagellack* bereits im Gepäck.

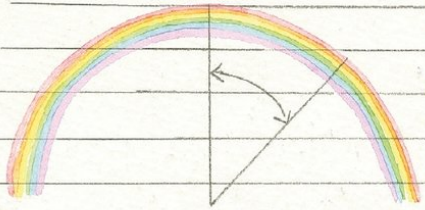


Aber auch diese aparten Ideen kamen nicht über das Konzeptstadium hinaus, weshalb sich Dylia wieder auf ihr Ausgangsthema »unschädliche, aber hübsch aussehende Naturkatastrophen« besann. Da jedoch *regenbogenfarbene Flutwellen* auch nicht gerade zu der Sorte von Innovationen gehörten, die technisch ohne Schwierigkeiten

umzusetzen waren, schien ihr Ideenvorrat für regenbogenfarbene Erfindungen schließlich erschöpft zu sein.

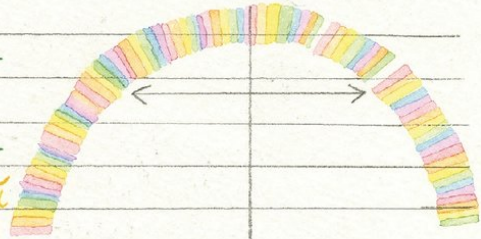
Ihren letzten Einfall eines *regenbogenfarbenen Regenbogens* mit Querstreifen statt Längsstreifen hatte sie daher gleich für sich behalten. Prinzessin Dylia wusste durchaus, wann der Bogen – beziehungsweise der Regenbogen – überspannt war.

గ్రాడ్యువే



గ్రాడ్యువే	సెకండ్ గ్రాడ్యువే
కొనె	కొనె
కొనె	కొనె

గ్రాడ్యువే



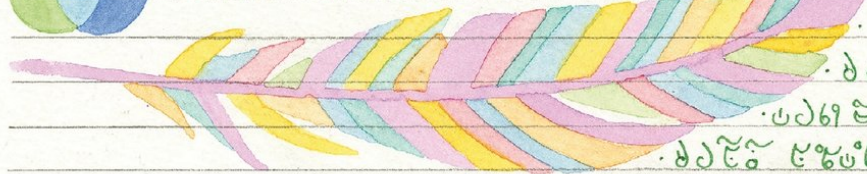
- గ్రాడ్యువే
- కొనె కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె
- కొనె కొనె

- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె

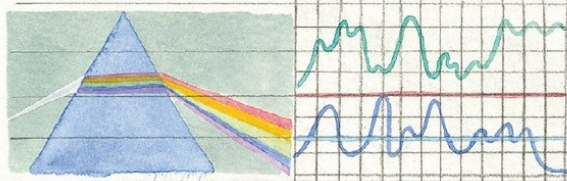
కొనె కొనె కొనె



- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె



- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె



- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె

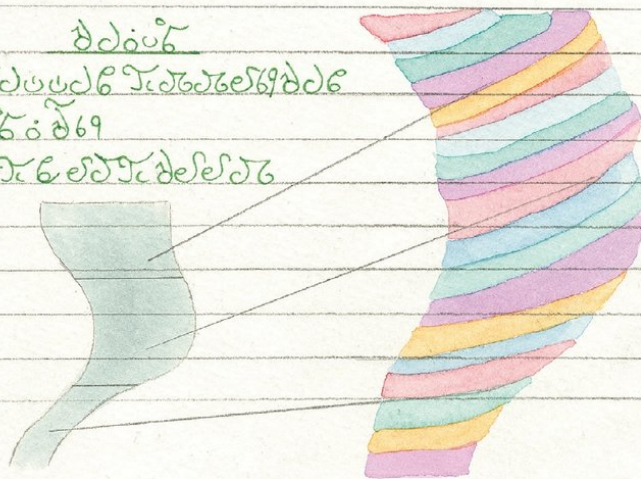
కొనె కొనె

- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె



కొనె కొనె

- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె
- కొనె కొనె కొనె



»Aber«, dachte Dylia, »war es tatsächlich nur ein Zufall, dass mir all diese Ideen kurz nach der Entdeckung der Zwielfichtzwerge in den Sinn gekommen sind?« Oder gab es da einen Zusammenhang? Es war jedenfalls kaum zu bestreiten, dass diese Erfindungen nur in ihrer Phantasie existierten, ihre Verwirklichung praktisch ausgeschlossen war und sie keinerlei praktischen Nutzen besaßen, außer auf nahezu kitschige Weise schön zu sein. »Es gibt genügend praktische Erfindungen, die uns keinerlei Trost spenden«, hatte Dylia einmal ihren Brüdern mitgeteilt. »Aber viel zu wenige trostspendende, die überhaupt keinen praktischen Nutzen haben.«

Ihr spendete nun einmal der Gedanke, ein Buch im vielfarbigen Licht einer *spektralspektakulären Wunderkerze* zu lesen, einen gewissen Trost – völlig egal, wie kitschig das aussehen mochte. Ah, wie sie es hasste, dieses Totschlagargument »Kitsch«, das meist von Leuten im Mund geführt wurde, die zu verbittert geworden waren, um die Schönheit einer Seifenblase überhaupt nur zu erkennen.

Um ihrerseits alle Regenbogenverächter mit Verachtung zu strafen, gab es in der Vorstellung der Prinzessin sogar einen komplett regenbogenfarbenen Planeten. Mochten ihn die Leute getrost geschmacklos oder kitschig oder sonst was finden, das war ihr doch egal! Tatsache war, dass sie diesen Planeten in all seiner Farbenpracht nicht einmal selber schön fand, sondern sogar hässlich, und zwar aus guten Gründen. Er war, ganz im Gegensatz zu all ihren übrigen Regenbogenerfindungen, nämlich alles andere als ein Vergnügen. Schon gar kein Segen. Selbst ihn als notwendiges Übel zu bezeichnen, wäre geschmeichelt gewesen. Nein, er war einfach nur eine Zumutung. Und so hieß er tatsächlich auch.



Quintus

DER KRANKE PLANET

Auf der fünfhundertfünfundfünfzigsten Stufe des fünften Turmes ereilte die Prinzessin ein leichter Schwindel, aber er war gleich wieder vorbei. Das ging nicht immer so glimpflich ab. Wenn sich die Krankheit der Prinzessin mit Schmerzen und Schwindel zeigte, dann fühlte sich das für sie so an, als sei sie von einer unbekannten Macht auf einen Berggipfel eines fremden Planeten versetzt worden. Auf den Planeten mit dem höchsten Berg des Universums, wo die Luft dünner und die Schwerkraft rabiater waren als an jedem anderen Ort. Wo blinde Kräfte brutal an ihrem Körper und an ihrem Geist zerrten und so ihre Kondition und Willenskraft auf die härteste Probe stellten. Jeder kleinste Gang wurde dann zu einer Kletterpartie, zu einer Bergbezwingung mit schwerem Gepäck. Es war ihr, als würde sie in einem Anzug aus Blei einen Gipfel besteigen, während die Atemluft immer dünner und dünner wurde.

Jeder Atemzug war dann ein Klimmzug, jeder Handgriff eine Liegestütze, jeder Schritt eine Kniebeuge. Diesen Gipfel – da gab es keinen bequemen Umweg und keine Abkürzungen – galt es jedes Mal auf neuen Routen zu erklimmen. Und erst wenn sie das wieder einmal geschafft hatte und anschließend zu Kräften kam, erst dann hatte sie es wirklich vollbracht. Und sie fühlte sich jedes Mal doppelt so lebendig wie vor der Besteigung.

Aber vor der Erlösung stand immer die Qual. Keine Besteigung war wie die andere: Mal schien es ihr schwerer, mal ein bisschen leichter zu fallen, aber immer auf überraschende Weise anders. Einmal wurde sie dabei von schlechtem Wetter überrascht, bei anderen Gelegenheiten gab es Lawinenabgänge oder Eisstürme, Meteoritenhagel oder elektrische Gewitter. Denn das Wetter auf diesem verwunschenen Planeten war genauso einfallsreich, verrückt, feindselig und unberechenbar wie ihre Krankheit: Giftnebel und horizontale Tornados, dunkle Gewitterwolken aus purem Eis, die dicht neben oder über ihr gegen die Felswände krachten, klirrend zersplitterten und in dichtem schwarzem Hagel herabregneten. Sandstürme, die aus winzigen giftigen und scharfkantigen Partikeln bestanden, aber niemals aus Sand. Eine grelle, blaue Sonne, die trotz arktischer Kälte ihre Hände und Wangen verbrannte. Immer wieder wurde sie

mit langen, spitzen Eiszapfen beworfen und von Lawinen überrollt, aber noch jedes einzelne Mal hatte sie es überstanden.

Mittlerweile war ihr dieser Planet so furchtbar und sinnlos vertraut, dass Prinzessin Dylia ihm einen Namen gegeben hatte. Sie hatte den Planeten feierlich *Conatio*² getauft, weil das die altzamonische Vokabel dafür war, wie sie ihn empfand: als eine *Zumutung*. Da half es auch nur sehr wenig, dass sie sich diesen Planeten in ihrer Lieblingskolorierung vorstellte, nämlich in allen Regenbogenfarben. Manchmal hatte sie auch noch ein paar andere Namen für ihn, die für eine Prinzessin eigentlich überhaupt nicht geeignet waren. Zum Beispiel *Mastigia*,³ *Carnifex*⁴ und *verbero*.⁵ Aber auf Altzamonisch konnte sie so was ja machen.

Wenn die Reise zum Planeten Conatio ging, bemerkte Prinzessin Dylia das immer zuerst an ein paar mittlerweile vertraut gewordenen akustischen Halluzinationen, an Schwindelattacken und einem seltsamen Prickeln am Gaumen. Dann schnappte sie sich – was man übrigens bei jeder gefährlichen Expedition als Erstes tun sollte – ihre stets wohlgefüllte umhängbare Wasserflasche, warf alle Pläne für die nächsten Tage über Bord und sich selbst der Länge nach auf ihr Bett, wo sie dann einfach liegenblieb, bis alles wieder vorbei war. Mehr Vorbereitung, Strategie und Taktik gab es nicht, und das war auch schon fast alles, was nötig war.

Manchmal wurde noch der königliche Vorleser herbeizitiert, der ihr aus ihren sieben Lieblingsbüchern vorlesen musste, bis das Schlimmste ausgestanden war. Viel mehr konnte man nicht tun, denn Zuhören war die einzige körperliche Leistung, die für Prinzessin Dylia in dieser Phase nicht mit allergrößter Anstrengung verbunden war.

Und dann gab es diese Tage, an denen sie nicht einmal zuhören konnte. Dann erreichte sie jeder Ton, alles Geräusch, auch die Stimme des Vorlesers, nur noch wie ein Raunen und Rauschen durch eine ölgetränkte Wattematratze, und sie konnte froh sein, wenn sie sich an ihren eigenen Namen erinnerte. Dann gab es nur sie, den Planeten Conatio und ihre besten Freunde, die Gedanken.

An solchen Tagen schickte sie den Hofvorleser zusammen mit seinen sieben Büchern »zum Henker« – buchstäblich, denn der Vorleser begab sich bei diesen Gelegenheiten zum befreundeten Scharfrichter in dessen Folterkammer und spielte mit ihm Schach. Und die Prinzessin gab sich den Schmerzen und Schwindelgefühlen und den harschen klimatischen Bedingungen Conatios hin. Dafür hatte sie sich eigens den Namen *Prinzessin Insomnia* zugelegt, denn es war ihre Gewohnheit, während ihres Aufenthaltes auf diesem Planeten alles Mögliche mit klangvollen altzamonischen Worten zu benennen. Dylia fand es erleichternd, wie übersichtlich diese fremde Welt und ihre Dinge werden konnten, wenn sie sie mit der Sprache ihrer Urahnen ausstattete.

Ihr Name war dann also *Prinzessin Insomnia*, ihre Krankheit ein *Morbus*, ihr Bett war ihr *Lectus*, ihre Bettdecke ihre *Stratus*, das Kissen das *Cussinus*. Ihre Wasserflasche war nun ihre *Utrem Aqua*, ihre Schmerzen hießen alle *Dolores* und ihre

Schwindel *vertigine*. Ihr Vater war der Rex und ihre Mutter die *Regina*. Das Essen, das ihr gelegentlich hochkam, hiess nun *Puke* und die Toilette, in die sie sich erbrach, *Cultus*. Auf Altzamonisch war alles viel einfacher, fand Prinzessin Insomnia. Vor allem einfacher zu ertragen.

Wie so oft bei ihren endlosen Wanderungen durch das Schloss stellte sie sich auch jetzt wieder einmal vor, sie hätte die Sprache erfunden. Nicht irgendeine Sprache, sondern *die Sprache an sich*. So wie ein Dichter davon träumen mag, nicht ein, sondern *das* Gedicht erfunden zu haben. Ein Architekt *das* Haus. Ein Musiker *die* Musik. Oder ein Tapezierer die Tapete. Dylia träumte davon, persönlich dafür verantwortlich zu sein, dass die Leute miteinander kommunizieren konnten. Sie wusste natürlich, dass das ein alberner Tagtraum war, aber es hielt sie nicht davon ab, ihm zu erliegen. Er war einfach zu betörend.

In ihrer Phantasie sah das so aus: Sie hockte bei einem königlichen Festmahl neben irgendeinem unattraktiven Diplomaten aus einem Land, in dem die Korruption die traditionelle Regierungsform war, während im Hintergrund langweilige Tischmusik dudelte, und stocherte lustlos im Essen herum. Da fragte der unattraktive Diplomat allein aus Gründen der Höflichkeit, was sie in ihrer königlichen Freizeit denn vorzüglich treibe.

Dylia antwortete so beiläufig und nonchalant wie möglich: »Ooch – ich habe die Sprache erfunden. Momentan feile ich noch ein bisschen an den Dialekten herum.«

»Äh ... wie bitte?«, fragte der Diplomat milde lächelnd zurück. »Euer Majestät meinen wahrscheinlich, *eine* Sprache erfunden zu haben? Eine Phantasiesprache für ein Kinderbuch oder so etwas?« Dann lachte er hölzern.

»Nein, nein«, antwortete Prinzessin Dylia mit möglichst herablassendem Unterton und schenkte ihrem Gesprächspartner die Sorte von Blick, die sie sonst nur für Kakerlaken benutzte. »Ich meine in der Tat *die Sprache an sich*: Jene Grundelemente und Regelsysteme, die allgemein als Mittel der Verständigung dienen. In der Diplomatie zum Beispiel.«

»Äh ... was?«, fragte der begriffsstutzige Diplomat.

»Na – Vokale, Konsonanten, Silben, Wörter«, seufzte Prinzessin Dylia. »Und Grammatik, klar? Also die Syntax, die Phonologie, und die Semantik nicht zu vergessen. Der ganze Kram eben.«

Der Diplomat blickte sie verblüfft an.

»Ich rede von Personalpronomen, Präpositionen und Pronominaladverbien. Von Konditionalsätzen, Konzessivsätzen und Konsekutivsätzen. Von Präfixen und Suffixen und Fugenzeichen. Von Interjektionen, Deklinationen und Plusquamperfektfunktionen. Die Kongruenz des substantivischen Attributs, die Kasusabweichung bei der Apposition und natürlich die Beziehungskongruenz des Pronomens. Sie wissen schon: der komplette grammatische Krempel und so weiter. Ist alles auf meinem persönlichen Mist

gewachsen, mein Bester! Ich habe sogar die Anführungszeichen erfunden.« Dylia machte mit den Fingern Häkchen in der Luft. »Ihnen ist schon klar, dass Sie mich jetzt nicht so locker von der Seite anquatschen könnten, wenn ich mir das alles nicht ausgedacht hätte?«, fragte sie lauernd. »Denn dann säßen Sie nämlich immer noch mit all den anderen Troglodyten in einer Felsenhöhle«, fuhr sie fort. »Und würden mit Kohle Strichmännchen auf die Wand malen, um sich irgendwie auszudrücken.«

Abschließend verspeiste sie mit spitzen Lippen eine einzige Zuckererbse, blickte mit ausdruckslosem Antlitz durch ihren Gesprächspartner hindurch und weidete sich daran, wie ihm, der als Antwort wohl so etwas wie *Häkeln*, *Kreuzworträtsel*, *Wohltätigkeitsveranstaltungen* oder *Minigolf* erwartet hatte, sämtliche Gesichtszüge entglitten und es ihm die Sprache verschlug.

Zugegeben: Da ging die Phantasie eindeutig mit ihr durch. Aber Prinzessin Dylia hatte nun einmal ein außergewöhnlich leidenschaftliches Verhältnis zu Sprachen. Zu Buchstaben. Zu Wörtern aller Art, deren Verbreitung sie gewissermaßen als ihre ganz eigene diplomatische Mission am Königshof empfand.

Sie hatte zwar weder die Sprache an sich erfunden noch bisher eine eigene kreiert – leider. Aber sie übersetzte leidenschaftlich gerne von einer in die andere und wieder zurück. Übersetzen, so glaubte Dylia, sei wie Wörtern über die Grenze zu helfen. Selbst illegaler Wörterschmuggel und nicht autorisierte Übersetzungen konnten in ihren Augen wertvolle Beiträge zur Völkerverständigung sein. Übersetzen hieß: ersetzen üben. Und Übung machte die Meisterübersetzerin.

Dylia blickte aus einem der Turmfenster über ihre Heimatstadt. Sie lachte still in sich hinein und stellte sich vor, wie ein Wort aus einer fremden Sprache orientierungslos durch die Straßen irrte, und die Prinzessin ihm dann mit einer Übersetzung auf den rechten Weg half. »Na – wie heißt du denn, du armes kleines fremdes Wort?«

»Uludhuhkubuktu«, schluchzte das verirrte Wort.

ગુજરાતી લેખકોના લેખકોના લેખકોના

કાલે

ખાલે

ગાલે

ઘાલે

ઙાલે

ચાલે

છાલે

જાલે

ઝાલે

ઞાલે

ટાલે

થાલે

ડાલે

ધાલે

નાલે

પાલે

ફાલે

બાલે

ભાલે

માલે

યાલે

રાલે

લાલે

વાલે

શાલે

સાલે

સાલે

હાલે

હાલે

પાલે

»Ahaah! – Du bist ein Wort aus dem seltenen Stammesdialekt der südwestzamonischen Ukurdubuhukten und bedeutest in unserer Sprache »Königspalast«. Du suchst also das Wahrzeichen unserer Hauptstadt! Da, du musst nur die große Straße entlang bis zu den schönen bunten Türmen gehen. Das ist er nämlich, unser Palast. Ich wohne übrigens darin.«

So etwas kam im richtigen Leben natürlich niemals vor, aber es war eine schöne Vorstellung, fand Prinzessin Dylia.

Jeden Tag eine gute Tat, das bedeutete für sie auch jeden Tag eine gelungene Übertragung eines schwierigen Textes aus einer anderen Sprache in ihre eigene. Oder andersrum. Je schwieriger und anspruchsvoller die Übersetzung war, desto befriedigender war die gute Tat. Dass sie dabei kein Wörterbuch benötigte und sich lediglich auf die fleißige jadegrüne Spinne und ihr unzerreißbares Erinnerungsnetz verließ, war eine Frage der Ehre und verstand sich von selbst. Doch auch wenn sie die Symptome ihrer Krankheit in das nobelste Altzamonisch übersetzte, so blieben doch die Schmerzen und Schwindelgefühle. Da half auch raffinierteste verbale Diplomatie nichts. Ihre Kreithank war nicht nur die seltenste, sondern auch die verrückteste von ganz Zamonien.

Der schlechteste Weg, mit ihrem Morbus umzugehen, das hatte Prinzessin Dylia gelernt, war, ihm eine Logik zu unterstellen. Krankheiten hatten keine Logik, keine Moral und keinen Humor. Aber das sollte einen nicht davon abhalten, sie dennoch möglichst genau zu studieren, um daraus Schlüsse zu ziehen. Und diese Schlüsse sammelte die Prinzessin im Netz der Erinnerungen, denn so konnten die Krankheiten wenigstens gelegentlich ausgetrickst werden.

Dylia hatte gelernt, mit den Schmerzen und den anderen üblen Symptomen umzugehen, ohne an ihnen zu verzweifeln. Einer ihrer bewährten Tricks war, es genauso zu machen wie mit Besuch von ungeliebten Verwandten, der plötzlich unangemeldet vor der Tür stand.

Als wohlerzogene Person von Welt bat man diese nämlich dennoch höflich herein, behandelte sie mit Anstand und hoffte inbrünstig, dass sie möglichst bald wieder verschwänden, obwohl sie natürlich ihre Anwesenheit wieder einmal über Gebühr ausdehnen würden. Auch darauf war Verlass. Die hohe Kunst dabei war, keinerlei Anzeichen von Missmut oder gar Pein zu zeigen, und darin lag auch Dylias Triumph: Wenn sie es niemandem vergönnte, sich an ihren Leiden zu weiden, dann wurden diese auf eine seltsame Weise zum Vergnügen. Deswegen stellte sie sich die Symptome ihrer Krankheit gelegentlich als unangemeldeten Verwandtschaftsbesuch vor.

Da war etwa die alte unsensible Großtante Dolores, die Dylia garantiert wieder so lange auf den Nerven herumtrampeln würde, bis sie ihr auch noch den letzten davon getötet hatte.

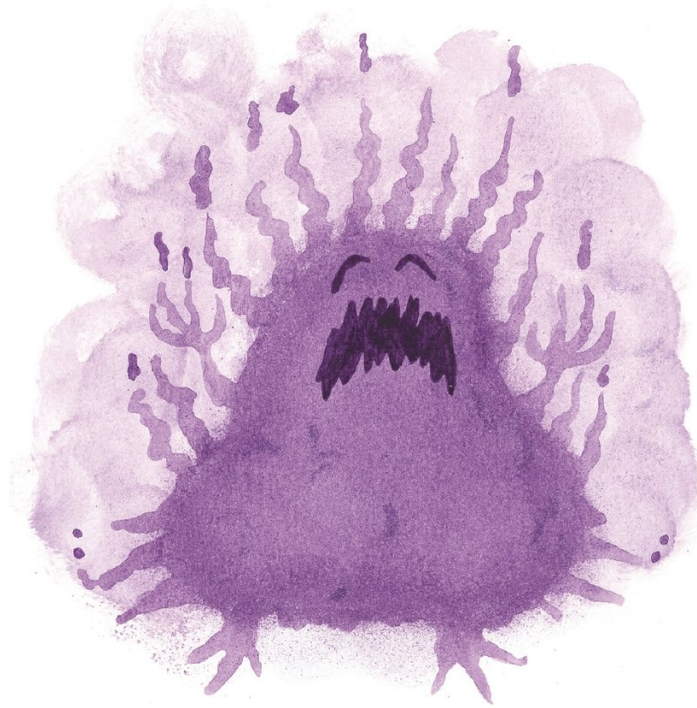


Da war der widerliche Onkel Nausea mit seinem rüpelhaften Benehmen und seiner schwindelerregenden Hässlichkeit, der ihr jedes Mal Magen und Hirn umdrehte.

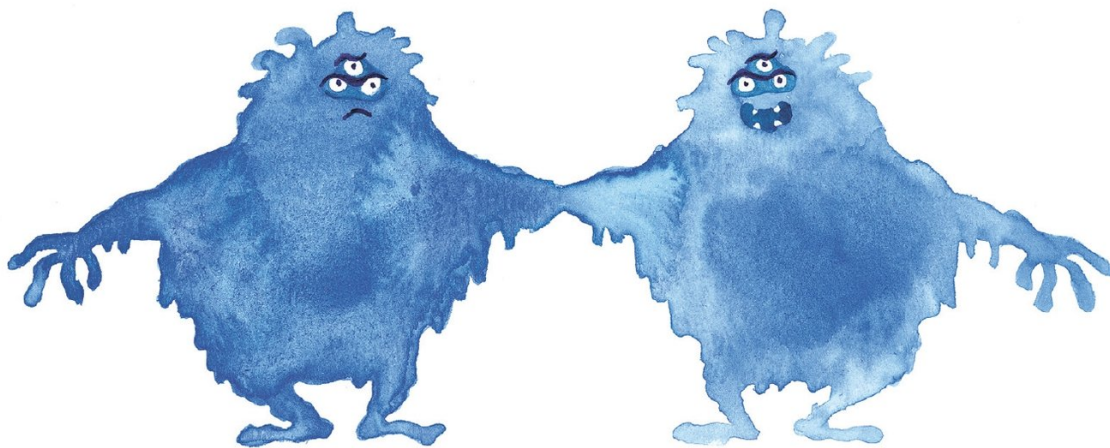


Und da war – verlässlich beklemmend parfümiert – die eklige Urgroßmutter Difficulta Te Minspirandi, die ihr mit ihrem unmöglichen Altweibergeruch aus Moschus

und Moder garantiert wie üblich die Luft abschnüren würde, bis die Prinzessin beinahe (oder vollständig) ohnmächtig wurde.

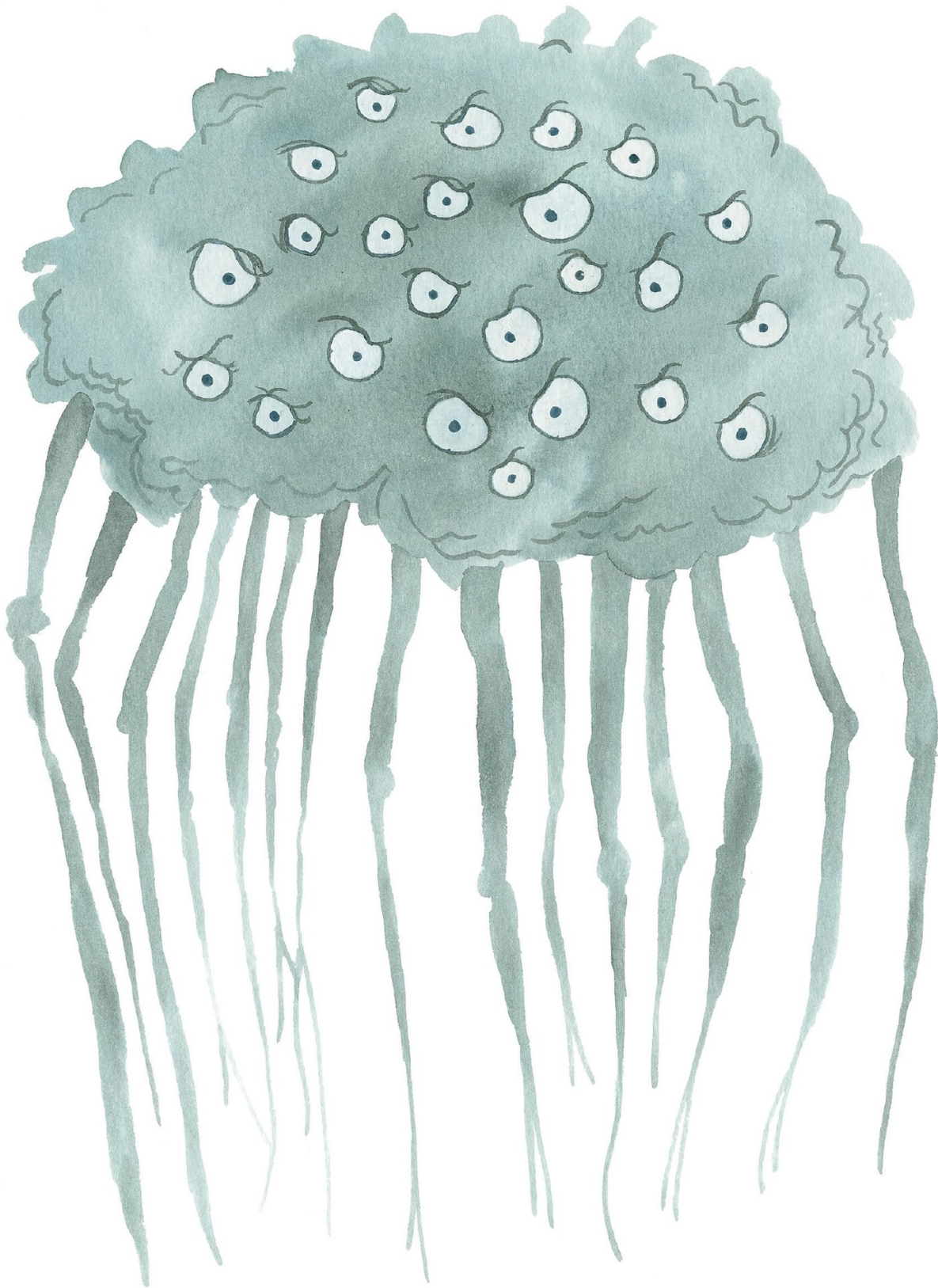


Und natürlich waren da die böartigen und unerzogenen, fettleibigen und pickligen Cousins Cephalargia und Tinnitus, die garantiert wieder in ihrem Schädel randalierten, bis er beinahe platzte. Auf diese Verwandtschaft des Grauens war Verlass.



Und schließlich war da der Schlimmste von allen: Großvater Metus Horrificus! Er war das unausstehlichste aller Familienmitglieder, das unerträglichste und dümmste aller Symptome: die wandelnde Furcht, ein Wesen wie aus modrigem Nebel, der aus alten Gräbern stieg, ein Wesen, das stochernd einherstolztierte wie eine Spinne mit viel zu langen Beinen aus verkrüppeltem Holz. Die andere Sippschaft verachtete Prinzessin

Dylia nur, aber Großvater Metus hasste sie mit Leidenschaft, weil er sie sogar in ihren Träumen belästigte.



Nur *ein* Jahr! Ein Jahr! Ein einziges Jahr ihres Lebens ohne diesen unerwünschten Besuch aus der Hölle, mehr wünschte sich Dylia nicht. War das denn so viel verlangt, zum Henker? Nun ja – offensichtlich. Aber ihr Trick funktionierte jedes Mal. Wenn das Pack erneut begreifen musste, dass es von Dylia keinerlei Weinerlichkeit oder Missmut oder Unterwürfigkeit geboten bekam, verlor es mit uhrwerkhafter Verlässlichkeit das Interesse an ihr und zog murrend von dannen wie ein lästiger Besuch, den man mit kaltem Kaffee und muffigen Keksen abgespeist hatte.

Prinzessin Dylia konnte sich das Grinsen niemals verkneifen, wenn sie wieder einmal die Tür hinter diesem Pack geschlossen hatte, ohne dem Gesindel wahren Anlass zur Schadenfreude gegeben zu haben. Dann atmete sie tief und erleichtert durch, wandelte (ja: *wandelte*) in die königliche Teeküche und brühte sich einen königlichen Tee mit sechsmal so viel Honig wie üblich, für jeden enttäuschten Verwandten einen Extralöffel. »Das sind immer nur kleine Etappensiege, aber man muss sich die Triumphe versüßen, wie sie kommen«, dachte die Prinzessin. Denn sie wusste genau, dass die ganze Mischpoke bei der nächsten unpassenden Gelegenheit wieder versammelt vor der Tür stehen würde.



Sextus

DER ALPTRAUMFARBENE NACHTMAHR

Wie jedes Mal am Ende ihrer Wanderungen durch das Schloss war Prinzessin Dylia nun am Fuße ihres eigenen, des siebten Turms angekommen und stieg die siebenhundertsiebenundsiebzig Stufen hinauf, um sich, wie sie hoffte, endgültig bettreif zu laufen. Oben angekommen durchquerte sie ihr Ankleidezimmer, warf einen kurzen Blick auf ihr übernächtiges Antlitz im Spiegel und begab sich dann seufzend ins Schlafzimmer. Dort taumelte sie zu ihrem Bett, auf dem sie hoffentlich bald in einen tiefen Erschöpfungsschlaf fallen würde. Der würde sicher wieder einmal unverschämt lange auf sich warten lassen. Aber das war ihr gleichgültig, denn es gehörte zu den bizarren Eigenschaften ihrer Krankheit, dass selbst Erschöpfungsschlaf ihr keine Erholung verschaffte, sondern sie nur noch mehr auslaugte. Und auch, dass sie sich eigentlich immer am ausgeschlafensten fühlte, wenn sie gar nicht geschlafen hatte, obwohl Dylia das niemandem so richtig erklären konnte, nicht einmal sich selbst. Egal! Irgendwann würde sie in diesen gespenstischen Dämmerzustand fallen, in dem sie dann nicht mehr wusste, ob sie

- A. immer noch wach war oder
- B. schon mehrmals eingeschlafen und jetzt wieder wach oder
- C. fest eingeschlafen war und immer noch träumte oder
- D. eventuell eine Ameise auf dem Mars war, die davon träumte, eine zamonische Prinzessin zu sein.

Um sich bis dahin abzulenken, stellte sie sich, wie so oft, eine möglichst unlösbare Aufgabe: Prinzessin Dylia dachte darüber nach, wie sie ihre Träume ordnen könnte.

Genauso gut hätte sie sich fragen können, wie man einen Zwielichtzwerg folterte. Träume zu ordnen war so unmöglich, wie ein Hemd unter Wasser zu bügeln. Aber Dylia liebte solche Aufgaben – das waren die besten.

Niemand kann sich an all seine Träume erinnern, dafür sind sie viel zu bescheuert und zu zahlreich, aber manche sind unvergesslich. Wie konnte sie diese besonderen Träume aufbewahren? In Traumschubladen vielleicht? Oder in Traumkartons? Oder lieber in offenen Traumregalen wie Bücher? Das war übersichtlicher. Konnte man Träume stapeln? Auf Bügel hängen? Zusammenfalten? Oder wie Söckchen aufrollen?

Was hatten Träume eigentlich für eine Form? Alle die gleiche, wie Eier? Oder eine ähnliche, aber immer leicht veränderte, wie Tassen? Oder jedes Mal eine komplett andere Form, wie Wolken?

Ein schönes Wort für ihre Träume war ihr immerhin eingefallen: *Luxionen*. Das war eine Wortschöpfung aus *Luxus* und *Visionen*. Denn luxuriös waren diese unvergesslichen Farbträume allemal, klar und voller Licht. Außerdem waren Träume ja eine Form von Visionen. Wer viele Luxionen hatte, war ein Luxionär. Perfekt!

Um die Frage zu beantworten, wie man Träume am besten ordnete, um sie auch wiederzufinden, schien Dylia ihre Form wichtig. Aber hatten Träume denn überhaupt eine Form? Nein, hatten sie nicht, entschied Prinzessin Dylia energisch. Träume waren gestaltlos wie Ängste oder Wünsche. Und dennoch gab es sie. Träume waren konkret, auch wenn man sie nicht greifen konnte. Nach welchem anderen Kriterium also könnte man sie ordnen? Dylia dachte nach.

Größe, Länge, Höhe oder Breite? »Mein Traum gestern Nacht hatte leider nur Traumgröße 36, er drückte etwas an den Synapsen?« Blödsinn! Und wie soll man die Länge eines Traumes messen, mit einer Uhr oder einem Zollstock? Wiegen konnte man Träume auch nicht, obwohl die Vorstellung einer somnambulen Traumwaage reizvoll war, man könnte in Mondphasen wiegen. Und Träume deuten? Das kam nun gar nicht in Frage, das war etwas für Astrologen und Kaffeesatzleser.

Also dann erstmal wenigstens ganz grob *normale Träume* von *Alpträumen* unterscheiden? In solche, bei denen man ruhig durchschlief, und die anderen, selteneren, aus denen man schweißgebadet und schreiend hochschreckte? Na gut, das waren zwei Kategorien, immerhin. So wie bei *feiner* und *grober Leberwurst*. Da gab es ja auch nicht hundert Sorten dazwischen. Dann brauchte Dylia zum Ordnunghalten lediglich einen *Traumschrank* und einen *Alptrautmschrank*, oder? Nein, unmöglich! Nur zwei Schränke – das war keine repräsentative Traumgarderobe für eine Prinzessin! Die Hofschranzen würden sich das Maul zerreißen: Hatte die Prinzessin denn so wenig unterschiedliche Träume, dass zwei Schränke ausreichend waren? Und dann würde sicher das Getuschel über ihre Schlaflosigkeit wieder losgehen, ausgerechnet jetzt, wo sich alle damit einigermaßen abgefunden hatten.

Nein, es musste doch noch mehr Unterscheidungskriterien für Träume geben, zum königlichen Henker! Mehr Schränke mussten her, schon aus Repräsentationsgründen. Farben, fiel ihr plötzlich siedend heiß ein! Vielleicht konnte man Träume nach Farben ordnen. Sie erinnerte sich, dass ihre erinnerungswürdigen Träume meistens farbenfroh waren. Aber was für Färbungen hatten sie eigentlich? Auf jeden Fall andere als die der Wirklichkeit, die ja immer gleich waren. Exakt benannt, präzise spektral vermessen und nach Skalen genormt: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett und alle Mischfarben dazwischen.

Laaangweilig! Die Kolorierung ihrer Träume war viel abwechslungsreicher, intensiver und eindringlicher – und träumte sie nicht manchmal auch in Schwarzweiß, Schiefergrau oder Sepia? Einmal hatte alles ausgesehen wie durch eine rote Glasscherbe betrachtet, ein anderes Mal wie durch ein Kaleidoskop. Und manchmal völlig fremdfarbig. Fremdfarbig? Gab es dieses Wort überhaupt? In Träumen dachte man jedenfalls nicht darüber nach, was für seltsam leuchtende Farben das waren und wie sie hießen – wie man es auch nicht hinterfragte, wenn man im Traum seinem toten Großvater begegnete.

Halt, das war zumindest ein Ansatz: Dylia musste ihren Traumfarben klingende Namen geben und sie dann alphabetisch einsortieren. So entstand eine gewisse somnambule Ordnung, und Ordnung war das halbe Träumen, nicht wahr? Also benötigte sie genauso viele Farbnamen wie das Alphabet Buchstaben hatte, logisch:

A wie **Absalabimmt**.

B wie **Bimmsalababbt**. Das war ja einfach! Weiter!

C wie, öh ...? Genau, **chimärisch**, das war gut.

D wie ... **Dylian**? Na ja ... War das nicht ein bisschen sehr selbstreferenziell? Zu eitel? Ach, egal – das waren schließlich *ihre* Traumfarben. Also: **Dylian**. Gebongt! Weiter!

E wie, öh ... **Ektamorph**. Sehr gut. Das klang blass und kränklich, aber schön.

F wie **Fantalogant**. Oder lieber **Fantalogint**? **Gint**! Gint klang mehr nach Farbe. **Fantatogint** also.

G wie **Gnün**. Das konnte sie sich gut merken, es klang sehr nach einer Farbe. Es gab diese schönen Leselampen mit grünem Glas, die im Dunkeln so magisch leuchteten. Das war mehr als Grün, das war ... **Gnün**! Eine Traumfarbe, die auch in der Wirklichkeit existierte.

H wie **Halluzinogen**. Huuuuh ... eine mächtig hypnotische Farbe stellte sich Dylia dabei vor, die um sich selbst rotierte wie ein Strudel. Oder wie ein sterbender Stern.

I wie **Indolgant**. Diesmal *gant*, ganz klar. Schon wegen der Abwechslung. Eine herablassende, überhebliche Farbe.

J wie **Jadegelb**. Das war schön verrückt und ein prima Traumname. Dylia stellte sich einen Tiefseefisch vor, der sich selbst in **Jadegelb** beleuchtete.

K wie **Knolp**? Ein saublöder Name. Aber irgendein blöder Name musste dabei sein, für irgendeine blöde Farbe.

L wie **Lollalint**. Das klang nach Rosa und Lila zusammen, aber noch verhuschter. Sehr gut!

M wie **Monkant**. »Haben sie diesen Schal auch in **Monkant**? Mit **halluzinogenen** Applikationen?« So eine Frage würde Dylia gerne einmal in einem Modegeschäft

stellen. Und dann beobachten, wie schlagartig die Arroganz aus dem Gesicht der Verkäuferin verschwand.

N wie **Neidgrün**. Für Missgünstige aller Couleur.

O wie **Ozzelont**.

P war **Permanint**.

Q wie **Quoggonophob** – eine Farbe, die so aussah wie die Angst, auf einen Zwerg zu treten. Eine echte Traumfarbe, eine Alptraumfarbe eigentlich.

R wie **Rist**. Sie könnte so ähnlich wie Rost aussehen, aber eher golden.

S wie **Stringendt**. Eine eindeutige, unmissverständliche, strenge und sogar unbarmherzige Farbe stellte sie sich darunter vor.

T wie **Trollscheiße**. Eine eklige Farbe musste es natürlich auch geben, zum Reintreten. Waren ja Traumfarben, und in Träumen trat man andauernd in irgendwas rein. Oder man versank darin. Warum also nicht in **Trollscheiße**?

U wie **Unkenzimmt**. Darunter konnte sich die Prinzessin nun gar nichts vorstellen, aber das war auch gut so.

V wie **Verbalin**. Das könnte eine Farbe für ganz bestimmte Wörter sein, deren genaue Verwendung sich Dylia noch ausdenken musste. Vielleicht Schimpfwörter? Mal sehen.

W wie **Wimmpf**. Eine weichliche, unbeständige Farbe für Dinge, auf die man sich einfach nicht verlassen konnte, wie etwa die Gesundheit, die Konjunktur oder das Wetter.

X wie **x**. Also eine Farbe, die einfach nur **x** hieß. Das war geheimnisvoll und irritierend. Auch damit könnte man in einem Modegeschäft gehörig Verwirrung stiften. Frage: »Haben Sie das auch in **x**?« Antwort: »In **x**? Sie meinen in Groß?« Und dann könnte sie sagen: »Nein. In **x**! Ich meine die Traumfarbe.«

Y wie **Yoghurtant**. Die langweiligste aller Farben, fast schon Weiß.

Z wie **Zwerch**. Eine lustige Farbe, bei der man schon lachen musste, wenn man sie nur sah. Oder hörte. Man könnte traurige Dinge damit anstreichen.

So! Fertig! Traumfarben von A bis Z, das wäre geschafft. Eine Traumgarderobe mit sechsundzwanzig Schränken, jeder in einer anderen klangvollen Farbe, größer als jeder begehbare Kleiderschrank. Das war eine Traumgarderobe, die sich sehen lassen konnte, einer Prinzessin würdig. Schade nur, dass sie nie jemand sehen würde, die schönen Schränke. Weil sie nur in ihrer Phantasie existierten, wie so vieles andere. Aber war das nicht mit den meisten guten Dingen so?



Sie entschied sich schließlich, ihre Träume nicht von A bis Z, sondern rückwärts von Z bis A zu sortieren. Ergab das Sinn? Nein. Eben drum! Träume waren ja auch nicht gerade für ihren vorbildlichen Sinngehalt bekannt, oder? Obwohl manche Leute, besonders professionelle Traumdeuter, ihnen gerne Sinn unterstellen, ja sogar eine außerordentliche Bedeutung oder Symbolkraft.

»Sinn vielleicht«, dachte Prinzessin Dylia, »aber höchstens Blödsinn. Oder Schwachsinn, Irrsinn oder Unsinn. An die Deutung von Träumen glaubte sie genauso wenig wie an Sternzeichen, Knochenwerfen, Kartenlegen, Wettervorhersagen oder an die Versprechen von Politikern. Träume konnten schön, hässlich, belanglos, beängstigend, beglückend, tröstlich, doof oder verwirrend sein. Aber eines war ihnen allen gemeinsam: dass sie nämlich alle garantiert völlig sinnlos waren.

Eine andere interessante Frage: Waren Traumfarben eigentlich *lichtecht*? Oder verblassten sie mit der Zeit wie billige Wandtünche? Das einzige, worauf man sich bei Träumen verlassen konnte, war doch eigentlich ihre Garantie auf Vergänglichkeit, oder? Sie kamen und gingen schnell wieder, ihre einzige Ordnung war das Chaos. Und ihr Gesetz die Gesetzlosigkeit. Wie konnten ihre Farben da beständig sein? Die Farben der Regenbogen lagen immer in der gleichen Ordnung nebeneinander, wie das Besteck auf der königlichen Festtafel. Darauf konnte man sich verlassen, wie darauf, dass sich ein Wasserstrudel immer in dieselbe Richtung dreht. Denn dort herrschten die Naturgesetze. Über die Traumfarben aber herrschte nichts und niemand.

Konnte man das so sagen? Konnten Farben *anarchisch* sein, sogar *anarchistisch*? Vielleicht. War das ein Thema für eine Doktorarbeit? Nein. Denn sonst drohten Zwangsjacke und Klapsmühle. Aber eines stand fest: Traumfarben waren so stabil wie Eisblumen in der Mittagssonne, wie Pustebumen im Sturm. Haltbarkeit gehörte nicht zu ihren Stärken, so ähnlich wie bei den Zwielfichtzwerge.

Und dennoch: Dylia hatte schon mächtig beeindruckende Farben in ihren Träumen gesehen. Farben, die brannten wie verlöschende Sterne, die glühten wie sterbende Irrlichter. Ihr Aufglühen vor dem endgültigen Erlöschen konnte von verzweifelter Intensität sein, so bestürzend und beeindruckend wie ein letzter Atemzug. Wunderschöne und todtraurige Farben waren das manchmal, die Prinzessin Dylia zu Tränen rührten, selbst im Schlaf. Aussterbende Farben, die sie nie wiedersehen würde.

Und das warf schon wieder neue tiefeschürfende philosophische Fragen auf: Konnten Farben tatsächlich sterben? Aussterben sogar? Oder gingen sie nur woanders hin? Gab es ein Jenseits für Traumfarben? Und eigene Friedhöfe? Oder eine Art Farbseelenwanderung? Bei der zum Beispiel ein **Blau** verstarb und dann als **Grün** wiedergeboren wurde? Ein **Abendrot** als **Morgengelb**? Und überhaupt: Gab es eigentlich eine Maßeinheit für Vergänglichkeit? Ein Wort dafür? Vermutlich nicht. Dann

musste unbedingt eins her! Hah – ein fehlendes Wort! Das Spezialgebiet der Prinzessin. Mal sehen ... Dylia entschied spontan, dass die Maßeinheit *ein Schwunt* bestens geeignet wäre. *Ein Schwunt, zwei Schwunt, drei Schwunt* auf der nach oben offenen Vergänglichkeitsskala. Warum nicht? *Schwunt* war einprägsam und hatte nur eine Silbe. Und das t am Schluss diente dazu, es von dem Wort Schwund (mit d) zu unterscheiden. Perfekt.

Weitere schöne Worte drängten sich auf: *Schwuntheit, schwunthaft, Schwuntität, Schwuntismus, Schwuntanz. Das Schwunt. Schwunten – er/ sie/ es schwunteten?* So ungefähr? »Wo schwuntest du hin, schwunthafte Schönheit? Oh, schwunte nicht so geschwind!« Konnte man eigentlich die Schwuntsucht bekommen? War es eine Gewichtseinheit oder ein Zeitmaß? Gab es eine Schwuntbegrenzung, eine Schwunthöchstgeschwindigkeit oder ein Mindestschwunt? Fragen zogen Fragen nach sich, die alle von Prinzessin Dylia verantwortungsvoll beantwortet werden mussten.

All diese Überlegungen gingen ihr durch den Kopf, während sie sich auf ihrem Bett ausruhte und darauf wartete, was ihr *Morbus* nun nach achtzehn Tagen Schlaflosigkeit mit ihr vorhatte. Den Rekord im Nicht-Schlafen brechen oder sie wieder auf diesen grässlichen Planeten schicken. Also lag sie da und zeigte »liegend Stehvermögen«. Gesunde Leute hätten einfach ein Nickerchen gemacht und über gar nichts nachgedacht, aber das funktionierte mit Dylias Stoffwechsel nicht. Es gehörte nämlich zu den bizarren Eigenheiten ihrer Krankheit, dass selbst der kleinste Schlummer, das kürzeste Nickerchen außerhalb ihrer Nicht-Schlafgewohnheiten sie nur noch mehr erschöpft hätte als die Schlaflosigkeit selbst.

Am liebsten hätte Prinzessin Dylia den Schlaf per königlichem Gesetz komplett abgeschafft, lieber heute als morgen. Aber selbst wenn das möglich gewesen wäre, war es nicht auch egoistisch, unmoralisch und diktatorisch? Es sollte ja durchaus Leute geben, die ihren Schlaf mochten, ja, sogar leidenschaftlich gern schliefen.

Aber mal ehrlich: Wozu war Schlaf überhaupt nützlich, rein ökonomisch betrachtet? Zu nicht viel: Nur steinreiche Hoteliers und geldgierige Herbergsväter profitierten davon, Bettenhersteller und Schlafanzugfabrikanten. Auf die war doch gepfiffen, fand Dylia. Und wie erheblich einfacher, billiger und sicherer wäre zum Beispiel das Reisen, wenn man nicht schlafen müsste? Keine gehetzten Kutschfahrten mehr, um vor Einbruch der Nacht das nächste Gasthaus zu erreichen. Keine Hoteldiebe, kleptomanische Zimmermädchen und Raubmorde mehr. Keine lieblosen Frühstücksbuffets mit lauwarmem Orangensaft und kaltem Kaffee, keine zu harten, zu weichen oder quietschenden Betten mit schmutzigen Laken. Keine randalierenden betrunkenen Gäste im Nachbarzimmer. Dann könnte man auf Reisen einfach durchmachen bis zu seiner Destination und in der Kutsche glockenwach gute Bücher lesen, statt zwischendurch an drei bettwanzenverseuchten Gasthäusern anzuhalten, nur um dort Zeit, Nerven und ein Heidengeld loszuwerden. Und sich durch die dünnen

Wände das Geschnarche oder Alptraumgestöhne seiner Zimmernachbarn anzuhören. Wie viele Romane, Gedichte und Novellen mehr hätte Ojahnn Golgo van Fontheweg schreiben können, wenn er nicht die Hälfte seines Lebens verschlafen hätte? Wie viele Symphonien mehr hätte Evubeth van Goldwein ohne Schlafbedürfnis komponiert? Wie viel mehr Bilder hätte Vochtigan Venng in ständig wachem Zustand gepinselt? Das Doppelte doch wohl mindestens. Wie viele zusätzliche Sprachen und Dialekte hätte Prinzessin Dylia lernen können? Hm?

Sie durfte ja eigentlich gar nicht darüber nachdenken, was ihr und allen anderen durch die permanente Schlaferei entging! Wirtschaftlich gesehen richtete der Schlaf mehr Schaden an als Krieg, Krankheit und Inflation zusammen und hielt alle nur von der Arbeit, vom Denken und vom Forschen ab. Wir würden, so dachte die Prinzessin, heutzutage wahrscheinlich ein Mittel gegen den Tod erfunden haben oder mit Zeitmaschinen durch die Dimensionen rauschen, wenn der verfluchte Schlaf nicht wäre. Vielleicht hätten wir längst alle Krankheiten besiegt, die Schwerkraft aufgehoben und würden regenbogenfarbene Riesenbananen in anderen Galaxien züchten, um das Hungerproblem aus der Welt zu schaffen.

Wir würden das Wetter und die Gezeiten kontrollieren und alle in Saus und Braus und ewiger Gesundheit leben. So könnte es ohne den Schlaf aussehen, davon war Dylia felsenfest überzeugt. War er nicht eigentlich unser größter Feind überhaupt? Stahl er uns nicht unser allerkostbarstes Gut – die Lebenszeit? Und was bekamen wir dafür im Gegenzug? Schlafstörungen, Alpträume und Wadenkrämpfe in der Nacht? In jeder Wohnung, jedem einzelnen Wohnhaus beanspruchten die Schlafzimmer für den größten Teil des Tages völlig nutzlos wichtigen Wohnraum, der uns für wache Beschäftigungen fehlte. Warum gab es *Schlafzimmer*, aber keine *Wachräume*, obwohl wir viel mehr Zeit mit Wachen als mit Schlafen verbrachten?

Kinder mussten Abend für Abend umständlich in den Schlaf gesungen und gewiegt und dann wieder getröstet werden, wenn sie weinend aus Alpträumen erwachten. »Cui bono?«, fragte sich Prinzessin Dylia auf gut Altzamonisch und zu Recht, während sie wieder mal viel zu lange und vielleicht umsonst auf ihr bisschen Schlummer wartete. Warum arbeiteten die Wissenschaftler nicht energisch und gemeinsam an der Abschaffung des Schlafes, statt ständig neue Schlafmittel auf den Markt zu werfen oder damit zu experimentieren, der Prinzessin zu mehr Schlaf zu verhelfen? Für das bisschen Nachtruhe, das sie abbekam, mussten nun wirklich keine Forschungsgelder verschwendet werden, vielen Dank! Man sollte das Übel doch an der Wurzel packen! Und den Schlaf als solchen abschaffen. Dann gab es auch keine Probleme mit Schlaflosigkeit oder Schlafstörungen, keinen Schlafmangel, keinen Schlafentzug und keine Abhängigkeit von Schlaftabletten mehr.

Was wäre uns denn dadurch entgangen, wenn es den Schlaf nie gegeben hätte? Die Erfindung des Etagenbettes? Oder des Schlafsacks? Die Schlafmütze, die Schlaftablette

und der Nachtopf? Die blöden Schlaflieder hatte sie schon als kleines Kind gehasst. Wer schläft, *träumt* doch nur davon, lebendig zu sein – dem Tod ist er dabei viel näher.

Gab es eigentlich Lebewesen, die völlig ohne Schlaf auskamen? Prinzessin Dylia hatte davon gehört, dass Haie nie schliefen, und das hätte auf jeden Fall gut zu dieser unheimlichen Spezies gepasst. Außerdem hatte sie Spinnen, Fledermäuse, Regenwürmer, Stubenfliegen, Motten und Maulwürfe im Verdacht, nie oder nur sehr selten zu schlafen. Und natürlich Eulen, Uhus und Schuhus. Beneidenswerte Kreaturen waren das, auch wenn sie nicht unbedingt mit ihnen tauschen wollte. Sich blind und schlaflos durchs Erdreich zu wühlen war ja schließlich kein Traumberuf. Dann schon lieber Prinzessin.

Schlaf, so viel stand für Dylia mittlerweile fest, verschaffte zumindest ihr nicht unbedingt Erholung – das gehörte zu den Dingen, die ihr kein Arzt beigebracht, sondern sie selber herausgefunden hatte. Denn wenn es wirklich eine Koryphäe für ihre Erkrankung gab, dann war das am ehesten noch sie selbst: *Frau Doktor Prinzessin Dylia Isomnia, Spezialistin für Dyliaismus – die Praxis ist immer geöffnet*. Und die verschrieb ihrem Gehirn gerne das *schlaflose Träumen*, um sich zu erholen. Das war zwar so, als würde man einem Marathonläufer nach dem Langstreckenlauf einen ausgedehnten Spaziergang empfehlen, oder einem Boxer nach einem Kampf über alle Runden eine Kneipenschlägerei. Nichtsdestotrotz funktionierte das *schlaflose Träumen* auf eine seltsame Weise. Es war nun einmal die verrückteste aller Krankheiten, da durften auch die Behandlungsmethoden ein bisschen unkonventionell sein. Prinzessin Dylia verfügte über die vielleicht einzigartige Fähigkeit, sich bei wachem Verstand wieder in Form zu *träumen*. Wer kann das schon für sich reklamieren?

Und horch! Da war sie wieder – die Musik. Die Musik ihrer Gedanken, der Gesang ihrer Wünsche und Ängste. Großartig! Ein klares Zeichen dafür, dass ihre Phantasie anfang, mit ihr durchzugehen. *Pamm pamm pa pampamm ... pampamm, pampamm ...* Das war Gehirnmusik! Ihre ganz eigene Gehirnmusik: die unverkennbaren Harmonien ihrer Ideen und Phantasmen echoten langsam anschwellend durch die Gänge ihres Gehirns, im Rhythmus ihrer Synapsen, die tickten und tackten wie immer schneller werdende Metronome. *Ticktacktickeditack! Klickklackklickediklack!* Dazu das elektrische Knistern der neuronalen Impulse, ein Chor von winzigen Stimmchen, der ebenfalls beständig anwuchs.

Ah, wie sie diese Musik liebte! Sie kam von nirgendwo her, sie ging nirgendwo hin. Sie war nur hier und jetzt hörbar und komponierte sich selbst, existierte ausschließlich in Dylias Kopf, der das wahnwitzige Orchester und das Konzerthaus zugleich war, auf und in dem sie gespielt wurde. Ein sich in der Lautstärke langsam steigerndes *pizzicato* hob an, wie auf hundert Violinen gezupft, begleitet von ein paar wenigen zurückhaltenden Klavierakkorden. Dazu ein – ja, wie sollte man das nennen? Ein flirrendes sirrendes Schwirren? Genauso irre klang es! Wie von einem Dutzend Harfen,

die ausschließlich vom heißen Wüstenwind bespielt wurden. *Äolisch* war das passende Wort, fand Dylia. Ihr rettender Gehirngesang, darauf war immer Verlass.

Ein weiterer Chor von kleinsten gurgelnden Stimmchen mischte sich hinein – wie von Zwielfichtzwerge, die unter Wasser sangen. Aber das war weder Singen noch Summen noch Gurgeln – es war Denken in musikalischer Form. »Jetzt geht's los!«, dachte Dylia entzückt, denn sie wusste genau, was nun fällig war. Ja, jetzt konnte sie kommen, die Tagtraumekstase! Das hemmungslose endlose Gedankenspiel. Die Prinzessin war bereit, furchtlos alles zu denken, was denkbar war. Und das war jedes Mal fast wie ein Anfall ihrer Krankheit: Es kam wie auf den Leib geworfen, sie konnte sich weder darauf vorbereiten noch etwas dagegen machen.

Da musste sie einfach durch wie durch einen Regenschauer, der sie auf freiem Feld überraschte. Aber in diesem Fall waren die Symptome nicht beklemmend oder schmerzhaft, sondern angenehm. Es war wie ein erfrischender Sommerregen. Die größte Beglückung überhaupt, das war doch die, am Leben zu sein, oder? Und diese einfachste und stärkste aller Freuden empfand die Prinzessin am intensivsten, wenn sie derart ungebremst denken durfte. Mit ihren Ideen tanzend zur eigenen Gehirnmusik.

Prinzessin Dylia schloss die Augen und begann ein vertrautes Ritual. Als Erstes musste sie sich an ein Gedicht erinnern, das sie einmal auswendig gelernt und nie wieder vergessen hatte.

»Das Gedicht!«, dachte sie fast flehend. »Das Gedicht bitte!« Und da kam sie schon herbeigeeilt: Ihre jadegrüne Erinnerungsspinne stakste mit spitzen Beinen über das bunte Netz der Erinnerungen und brachte die ersten Zeilen heran:

»Wenn die Minuten durch die Jahre rufen ...«,

flüsterte Dylia fast unhörbar.

»Erhebt sich der ewige Träumer

Über seine irdische Last ...«

Sie verstummte gleich wieder, weil plötzlich eine schwere Last auf ihre Brust drückte.

»Hey!«, wollte sie entrüstet rufen, aber es drang kein Laut aus ihrer Kehle. Ihre Atmung war wie abgeschnürt. Verdammt! Da kam ihr doch jetzt nicht etwa eines dieser blöden Symptome ihrer Krankheit dazwischen, Beklemmung der Atemwege gehörte immer wieder dazu. Urgroßmutter Difficulta Te Minspirandi – war sie das etwa? Aber war sie tatsächlich so schnell schon wieder zurückgekommen? Das wäre ungewöhnlich. Und bitte nicht jetzt! Dylia versuchte noch einmal Luft zu holen. Doch es blieb dabei: Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Und reist mitten hinein ...«, deklamierte plötzlich eine tiefe fremde Stimme das vertraute Gedicht weiter.

»Ins dunkle Herz der Nacht.«

Dylia erschrak so heftig wie noch nie in ihrem Leben! Sie wollte ruckartig den Oberkörper heben, aber das war unmöglich. Etwas enorm Schweres presste sie fest in die Kissen.

Da war jemand im Raum! Ein Attentäter, der es in ihr Schlafgemach geschafft hatte? Ihr Stilgefühl ersetzte das Wort *Attentäter* mechanisch durch das viel schönere *Meuchelmörder* – aber das machte die Situation auch nicht besser. War das eine Palastrevolution?

Prinzessin Dylia riss endlich die Augen auf. Das Erste, was sie sah, war ein wirres Mosaik aus viel zu vielen Farben. Sie blinzelte einmal. Sie blinzelte ein zweites und ein drittes Mal, wodurch das Bild etwas klarer zu werden schien, aber irritierend bunt blieb es trotzdem.

Die euphorische Gehirnmusik hatte schlagartig ausgesetzt, das ekstatische Glücksgefühl war verflogen. Dafür rauschte jetzt der Strom des Blutes in ihren Ohren im viel zu schnellen Takt ihres ängstlich schlagenden Herzens. Dann stellte sich ihr Blick endlich vollkommen scharf. Und jetzt begriff sie, dass der bunte Flickenteppich eine Person war.

Ein bestürzend hässlicher und kleinwüchsiger Gnom mit vielfarbiger Haut – oder war das ein Kostüm? – saß auf ihrem Brustkorb. Jawohl, er hockte mit all seinem Gewicht auf ihrem Oberkörper und glotzte sie mit unverschämtem Blick an.



Sie war tatsächlich nicht mehr alleine in ihrem Schlafgemach! Als sie noch genauer hinsah, konnte sie erkennen, dass die Haut – oder war es doch ein Kleidungsstück? – des Eindringlings aus winzigen mosaikartigen Segmenten bestand – Schuppen vielleicht? –, die andauernd die vielen Farben zu tauschen schienen. Aber es war gar nicht der uneingeladene Gast selbst, der sie am meisten ängstigte, sondern wie er sie anstarrte. So schamlos und unbarmherzig, so dreist und durchbohrend konnte nur jemand blicken, der über keinerlei Mitgefühl verfügte. Über keine Moral und keine Gnade. Jemand, der ohne Skrupel Schmerzen bereiten konnte. Dieser Blick war nicht nur böse. Es war der *Böse Blick* selbst.

Prinzessin Dylia wollte etwas fragen, aber es gelang ihr nicht.

Der Gnom legte den Kopf schief, sah sie jetzt beinahe mitleidig an und sprach mit leiser, fast flüsternder, aber überraschend wohlklingender und eindringlicher Stimme: »Schhh ... Du brauchst dich nicht anzustrengen, um es auszusprechen. Ich weiß ganz genau, was du sagen willst. Es sind zwei Fragen.« Er hob seine rechte fleckenfarbige Hand und streckte zwei Finger aus, die mit gelblichen Krallen bewehrt waren. »Die eine lautet: *Wer bist du?* Und die andere: *Was willst du von mir?*« Er rückte seinen Kopf wieder gerade und lächelte. »Wenn ich recht habe, musst du nur nicken«, fügte er hinzu.

Dylia nickte zwei Mal.

»Siehst du, ich kann zwar nicht deine Gedanken lesen, aber ich kann sie riechen!«, sagte der Gnom. »Sie riechen nach Angst. Und ich gebe dir auch noch die Antworten. Besonders gerne übrigens auf die erste Frage. Denn ich liebe es, mich auf diese Weise vorzustellen, obwohl die Antwort eigentlich ein fürchterliches Klischee ist, welches ansonsten nur in ganz schlechten Romanen Verwendung findet, wie ich zugeben muss. Aber es bringt die Sache nun mal auf den Punkt ...« Der Gnom räusperte sich vernehmlich. »Also: Die erste Antwort lautet: Ich bin dein schlimmster Alptraum. Und für die zweite muss ich etwas weiter ausholen.«



Septimus

DAS DUNKLE HERZ DER NACHT

Wardst du da bitte runtergehn?«, konnte Prinzessin Dylia nur sehr leise und gepresst von sich geben, denn der Gnom lastete mit seinem ganzen Gewicht auf ihrem Brustkorb. Er presste damit nicht nur die Luft aus ihren Lungenflügeln, sondern auch fast alle Vokale aus ihren Wörtern.

»Ch krge kein Lft«, japste sie.

Der Gnom sah sie mit bedauernder Miene an, machte aber keinerlei Anstalten, seinen Sitzplatz zu verlassen. »Dir bleibt die Luft weg«, nickte er verständnisvoll. »Natürlich. Logisch. Verständlich. Du brauchst dich dafür nicht zu entschuldigen. Ich weiß genau, was in dir vorgeht. Du bist beeindruckt. Ach was, beeindruckt – du bist völlig fasziniert. Regelrecht erstarrt vor Ehrfurcht. Wie gelähmt. Aber das ist eine völlig normale Reaktion. Ich bin dein erster Nachtmahr, nicht wahr? Das kann einen schon sprachlos machen.« Er kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Das ist wie ein Kulturschock«, fuhr er fort. »Ein Supermoment. Eine Ach-du-meine-Güte-was-ist-denn-jetzt-los? -Situation. Es ist, als ... als ... als würde man zum ersten Mal Schokolade essen und dabei gleichzeitig vom Blitz getroffen werden. So was vergisst man nicht! Wie ging noch mal der Spruch? Ach ja! Obacht, hier kommt ein weiteres Klischee: *Dieser Augenblick hat mein Leben verändert.*« Der Gnom gab ein kehliges Lachen von sich.

»Dieser Augenblick wird gleich mein Leben beenden«, hätte Dylia gerne geantwortet, aber sie brachte nun keine einzige Silbe mehr hervor, mit oder ohne Vokal. Sie wusste sehr genau, was momentan rein physiologisch geschah, denn sie hatte sich aufgrund ihrer Erstickungsanfälle mit dem Thema eingehend beschäftigt. Verursacht von einer Blockade der Atmungskette – der Gnom auf ihrem Brustkorb – und der damit einhergehenden unzulänglichen Sauerstoffzufuhr würde vermutlich sehr bald eine *Suffokation* stattfinden. Dabei kommt es recht zügig zu einem lebensbedrohlichen Sauerstoffmangel im Blut und dadurch zu einer Unterversorgung des Gehirns. Die Konsequenzen sind zuerst unwiderstehliche Müdigkeit, dann Ohnmacht und schließlich der Tod. Der Fachausdruck für diese Todesart, auch das wusste Dylia, war *Asphyxie*. »Da hast du ihn«, dachte Dylia, »deinen ersehnten Schlaf. Für immer.« Die fast heitere Gelassenheit ihres Gedankens war eine natürliche Begleiterscheinung des

Erstickungstodes. Wahrscheinlich dachten die meisten Leute dabei solche Sachen wie: *Das hatte ich mir nun aber irgendwie dramatischer vorgestellt oder komisch, dass ich ausgerechnet jetzt so entspannt bin.*

»Ich weiß natürlich«, fuhr der Gnom ungerührt fort, »dass mein Erscheinungsbild etwas Faszinierendes hat. Etwas Charismatisches. Spektakuläres. Glamouröses.« Er wedelte mit der Hand in der Luft, als könne er damit die prahlerischen Vokabeln gleichmäßig im Raum verteilen. »Das sind wahrscheinlich die Worte, die dir dazu einfallen. Du kannst die Augen nicht von mir lassen – wie bei einem wilden Tier. Da muss man einfach hingucken, auch wenn es nur eine Banane frisst. Oder sich am Hintern kratzt.«

Banane und *Hintern* dachte Dylia statt *charismatisch* oder *glamourös*. Mehr, als die einfachsten Worte des Gnoms in Gedanken zu wiederholen, konnte sie nicht. Ein Teil ihres Gehirns war bereits abgeschaltet, die Aktivität des anderen Teils wurde gerade kontinuierlich herabgefahren. Es war, als würden hauchdünne Schleier über Dylia's Gesicht fallen, einer nach dem anderen. Die grellen Hautfarben des Gnoms verblassten in ihrer schwindenden Sicht. Seine Stimme wurde immer leiser. Ihr wurde kalt.

»Na schön, ich gestehe!«, fuhr der Gnom fort, ohne auf ihren Zustand zu achten. Er legte seine Handgelenke übereinander und hielt sie Dylia theatralisch entgegen, als wollte er sie auffordern, ihn in Ketten zu legen. »Ich bekenne mich schuldig: Ja – ich bin eine Augenweide. *Blickfang* wäre vielleicht das bessere Wort. Oder *Augenmagnet*? Kalt lasse ich jedenfalls keinen.«

»Mir ist kalt«, dachte Dylia abwesend. »Sehr kalt sogar. Bald fühle ich gar nichts mehr.«

Der Gnom legte die gekreuzten Hände auf seine Brust. »Aber die Tatsache, dass ich etwas ganz Besonderes, in deinen Augen noch nie Dagewesenes bin, das sollte unsere Beziehung nicht bereits in diesem jungfräulichen Stadium belasten. Richtig? Ignorier es einfach! Wir wollen uns auf Augenhöhe begegnen.«

Dylia nahm nun nur noch einen Bruchteil von all dem wahr, was sie von ihren Sinnen gewöhnlich angeboten bekam. Eine grauviolette Schattenbrühe vor den Augen, ein stark verlangsamtes und auf- und abschwellendes Geräusch in den Ohren, das wahrscheinlich die Stimme des Eindringlings war, sowie ein völlig grundloses euphorisches Glücksgefühl, das ihren ganzen Körper überschwemmte. »Ach, so ist das also, wenn man stirbt«, dachte sie. »Man freut sich darüber, dass man nicht mehr leben muss. Ist doch gar nicht mal so ...« Das Licht schwand nun völlig. Alles wurde schwarz.

»Wir wollen uns als Gleichberechtigte betrachten, ja?«, hörte sie den Gnom nur noch aus sehr weiter Entfernung. »Als Schicksalsgenossen. Und vielleicht sogar irgendwann ... als wahre Freunde. Als Freunde der Nacht!« Er lachte künstlich und stieg endlich von Dylia's Brust.

In diesem Augenblick ging das Licht in ihr wieder an. Die Geräusche wurden lauter, das Glücksgefühl setzte schlagartig aus. Mit einem langen »Hhhhh« ... holte sie tief Luft und setzte sich ruckartig aufrecht.

Der Gnom stakste breitbeinig auf dem Bett herum und ruderte dabei mit den langen Armen, was ihm die Anmutung eines Affen verlieh, der über einen Baumstamm balanciert. Dabei blickte er sich schamlos neugierig im Schlafgemach um. »Mein Name ist übrigens ... Opal«, erwähnte er wie beiläufig. »Havarius Opal. Aber du darfst mich Opal nennen.« Darüber lachte er so schrill, dass es Dylia in den Ohren schmerzte.

»Nett hast du's hier!«, rief er. »Gemütlich. Ziemlich noble Hütte. Aber wie auch anders – du bist eine Prinzessin! Da musst du dir deine Möbel wahrscheinlich nicht selber zusammenbauen. Oder auf dem Flohmarkt erwerben, nehme ich an.« Er stemmte die Fäuste in die Hüften. »Na ja, nicht ganz mein Einrichtungsstil, aber in Ordnung. Ein bisschen viel Edelmetall für meinen Geschmack. Sind die Wände aus purem Gold?«

Dylia rang immer noch nach Luft. »Das ist ... hhh Blattgold«, erwiderte sie kurzatmig. »Das kann sich ... hhhh ... eigentlich jeder leisten. Es ist ... hhh ... hauchdünn und kostet nicht die Welt. Es reflektiert angenehm das Kerzenlicht und beruhigt meine ... hhhh ... Nerven.«

»Blattgold, so so«, murmelte der Gnom, während er einen der vergoldeten Knäufe des Bettgestells inspizierte. »Ich habe nicht viel Ahnung von weltlichen Reichtümern. Eigentlich gar keine. Das spielt da, wo ich herkomme, nämlich überhaupt keine Rolle.«

»Wo ... wo kommst du denn her?«, fragte Dylia vorsichtig.

»Immer von meinem letzten Klienten!«, Opal grinste. »Ich bin nicht gerade der häusliche Typ, wenn du verstehst, was ich meine. Dauernd auf Achse. Mein Heim ist da, wo mein Hut hängt. Dabei trage ich gar keinen Hut.« Er lachte heiser über seinen eigenen Scherz.

»Obwohl ...«, ergänzte er gedehnt und mit seltsam lauerndem Unterton. »Ich, öh ... trage mich mit dem Gedanken, sesshaft zu werden.« Er ließ den Satz in der Luft hängen, wandte den Kopf und starrte Dylia wieder auf diese unverhüllt gierige Weise an, die sie erschauern ließ.

Seltsam: In dieser ungewöhnlichen Situation fand Prinzessin Dylia es immer noch am erstaunlichsten, dass der Eindringling trotz seiner beängstigenden Präsenz über solch eine dunkle, einnehmende Stimme voller Wohlklang verfügte. Darin lag so gar nichts von der offensichtlichen Bosheit, die in seinem Blick lauerte.

Der Gnom sprang mit einem unerwartet athletischen Satz vom Bett, wandelte im Schlafgemach umher und blickte sich weiterhin unverhohlen neugierig um. Seine Bewegungen hatten etwas Elegantes und Tänzerisches, aber wie von einem Tänzer, dem ein körperliches Unglück widerfahren war. Er humpelte auf dem linken Bein und warf immer wieder die Schultern hin und her, als ob er unter nervösen Zuckungen litt. »In-ter-es-sant«, sagte er, »wie Prinzessinnen so wohnen. Sind das echte Diamanten in dem

Kerzenleuchter da?« Er deutete mit seinem bunten Zeigefinger auf einen kostbar aussehenden Leuchter. »Brennen die Kerzen damit besser?«, fügte er grinsend hinzu.

»Gewöhnlich kommen meine Alpträume eher kurz vor dem Aufwachen«, murmelte Dylia leise und wie zu sich selbst. »Sie wirken manchmal sehr realistisch, aber der hier ist besonders gut. Ein Klartraum, ohne Frage.«

»Wie meinst du das?«, fragte der Gnom irritiert.

»Ein Klartraum«, antwortete Dylia laut. »In dem man genau weiß, dass man träumt. Und es sogar thematisieren kann, ohne aufzuwachen. Das sind meine Lieblingsträume. Auch wenn sie manchmal ganz schön beängstigend sein können.«

»Ich weiß, was ein Klartraum ist«, sagte Opal kalt. »Träume sind mein Beruf. Ich frage mich nur, wie du darauf kommst, dass du gerade jetzt träumst.«

»Na ja«, sagte Dylia und strich die Bettdecke vor sich glatt. »Eben genau solche Dinge sind die Indizien dafür: Dialoge, die ich mir nie ausdenken könnte. Oder Protagonisten, die ihre Hautfarbe ändern wie ein Kaleidoskop. So etwas kommt in der trostlosen Wirklichkeit nicht vor. Leider.« Sie seufzte und warf sich wieder zurück in die Kissen. Selbst die wirkten realistischer als in anderen Träumen. Schön kühl und unbeschlafen.

Das Lachen des Gnoms klang irgendwie eingeschnappt. »Du zweifelst immer noch an meiner Existenz, verstehe«, sagte er kopfschüttelnd. »Und hältst mich für ein Produkt deiner Phantasie. Das ist nicht sehr schmeichelhaft, aber durchaus verständlich. Ich falle hier mit der Tür ins Haus und erwarte von dir, dass du dich auf Anhieb mit mir abfindest. Nicht besonders sensibel von mir. Und natürlich: Ich könnte ein Hirngespinnst, ein Traumrest oder eine deiner krankheitsbedingten Halluzinationen sein. Das musst du erst mal verarbeiten.« Er zuckte mit den Schultern. »Was meinst du: Soll ich rausgehen, anklopfen, wieder reinkommen, und wir fangen noch mal von vorne an?« Er zeigte mit dem Daumen zur Tür.

»Wie bitte?«, fragte Dylia. Dieser Traum fing an, auf seltsame Weise interessant zu werden. So klar strukturierte Dialoge hatte sie noch nie im Schlaf geführt. Normalerweise schlugen die nach drei Sätzen ins Absurde um, oder der Gesprächspartner wechselte die Identität und verwandelte sich in ihren alten Flötenlehrer. Oder es gab einen jähen Szenenwechsel, und sie stand plötzlich auf dem Mond. Hier blieb alles außergewöhnlich stabil.

»Nein wirklich«, sagte Opal und hob wie entschuldigend die Hand. Ich hätte mich gleich korrekt vorstellen sollen.« Er räusperte sich. »Ich bin nämlich eigentlich gar kein Alptraum. Ich bin – ein Nachtmahr.« Er machte eine galante Verbeugung wie ein Bühnenschauspieler. »Das hört sich leider nicht so gut an wie *Ich bin dein schlimmster Alptraum!* Das zieht einfach viel besser als *Ich bin dein schlimmster Nachtmahr.* Nachtmahr! Das klingt so altmodisch. So harmlos. So ... gestrig.«

»Du bist gar kein Alptraum?«, fragte Dylia, die sich langsam immer besser amüsierte. »Sondern ein ... Nachtmahr? Da gibt es einen Unterschied? Ich dachte immer, *Nachtmahr* wäre nur ein altmo ... äh, ein anderer Begriff für *Alptraum*.«

Der Gnom winkte ab. »Oh, nein! Nein. Das ist, als würdest du eine Postsendung mit dem Postboten gleichsetzen. Genau – stell es dir einfach so vor: Ein Alptraum ist ein Paket, das du bekommst. Der Nachtmahr ist der Postbote, der es zustellt.«

»Aha.« Dylia nickte. »Nachtmahre stellen also Alpträume zu. Wie Briefträger. Du bist selber kein Alptraum, sondern *transportierst* nur welche. Korrekt?«

Opal schüttelte den Kopf. »Nicht ganz, leider. Ich wünschte, es wäre so einfach, aber es ist immerhin so ähnlich, nur etwas subtiler. Sagen wir mal so: Die Nachtmahre verwalten das Alptraumgeschäft. Wir, nun ja: organisieren alles.«

»Du bist also sozusagen ein ... ein ... Alptraumbeamter?«, schlussfolgerte Dylia.

»Das könnte ich jetzt als Beleidigung auffassen«, erwiderte der Gnom. »Ich würde allerdings die Bezeichnung *Alptraumorganisator* bevorzugen. Es ist eher eine kreative als eine verwaltende Tätigkeit. Aber in gewisser Weise: Ja – es ist eine Art Beamtenstatus. Auf Lebenszeit. Welche extrem lang ist. Du erfasst sehr schnell das Wesentliche. Das erleichtert unsere Konversation.«

»Danke. Aber es ist durchaus als Beleidigung gedacht, daher darfst du es auch gerne so auffassen. Beamte und Verwaltungsangestellte sind auf meiner Rangliste das Allerletzte. Aber wo ist dann der Alptraum? Sind wir schon mitten drin?« Dylia blickte sich im Schlafgemach um, als könne sie den Alptraum irgendwo erspüren.

»Nein«, sagte der Gnom. »Wie gesagt: Es ist alles etwas komplizierter. Du musst zunächst einmal akzeptieren, dass dies hier kein Traum ist.«

»Nicht?«

»Nein. Auch kein Alptraum. Du schläfst nicht. Du bist echt. Ich bin echt. Keiner von uns beiden träumt. Es kommt auch kein blaues Riesenkaninchen durch den Raum gehoppelt, und du wirst auch nicht schreiend wach werden. Du bist nämlich noch nicht mal eingeschlafen.«

Ein jähes Frösteln überfiel Dylia, das nichts mit der körperlichen Kälte ihrer *Asphyxie* zu tun hatte und auch nichts mit der Kühle der Nachtluft. Es schien aus der Mitte ihres eigenen Gehirns herauszustrahlen. Plötzlich bekam sie es wieder mit der Angst. Sie griff nach ihrer Bettdecke, in der seltsamen Hoffnung, dass diese sich unter ihren Händen in Luft auflösen würde. Aber das tat sie nicht. Sie lag angenehm kühl in ihrer Hand. »Das ist kein Traum«, dachte sie. »Und auch kein Klartraum. Ich döse nicht mal. Ist das die Wirklichkeit?«

»Hast du es endlich akzeptiert?«, fragte Opal, der mit dem Rücken zu ihr an ihrem Schreibtisch stand und mit einem goldenen Brieföffner spielte. »Ich erwähnte ja bereits, dass ich deine Gedanken riechen kann. Alle Nachtmahre können das.«

Dylia kam plötzlich eine Idee, bei der sie sich augenblicklich schämte, nicht viel eher darauf gekommen zu sein. Sie musste sogar über ihre eigene Dummheit und Leichtgläubigkeit kurz auflachen. »Du meine Güte!«, dachte sie, »wie weltfremd bin ich durch die Umstände meiner Krankheit eigentlich schon geworden, dass ich auch nur für einen Augenblick auf diese alberne Scharade hereinfallen konnte?« Aber plötzlich war alles ganz klar. Sämtliche Angst fiel schlagartig von ihr ab, und sie setzte sich im Bett straff aufrecht.

»Das ist ein Scherz, nicht wahr?«, rief sie scharf. »Hat der Hofnarr sich das ausgedacht? Dann soll er auf seinen Kopf aufpassen! Das ist nämlich nur begrenzt witzig. Und denkt bloß nicht, dass ich jetzt erst darauf gekommen bin! Ich wollte nur mal sehen, wie weit ihr euer Spielchen treibt.«

»Wie bitte?«, fragte der Gnom verdutzt. Er legte den Brieföffner behutsam zurück auf den Tisch und drehte sich zur Prinzessin um.

»Oder ist das wieder irgend so eine neue Methode von einem verrückten Alchemisten, um mich künstlich zu ermüden?«, rief Dylia mit lauter, fast überschnappender Stimme, damit auch jeder, der sich eventuell irgendwo versteckt hielt, sie deutlich vernehmen konnte. »Ein improvisiertes Theaterstück, um mich zu erschöpfen? Ein medizinisches Experiment? Dann wäre die Frage: *Guter Versuch?* Und die Antwort: *Nein!* Denn damit habt ihr genau das Gegenteil erreicht, Leute! Ich bin wacher als vorher. Wacher als je zuvor! Kommt schon raus, ihr Witzbolde! Wo auch immer ihr seid!« Sie klopfte auf die Bettdecke und sah sich erwartungsvoll um. Gleich würden sie aus ihren Verstecken kriechen.

Aber nichts geschah. Havarius Opal sah sie ausdruckslos an.

»Duuu!«, rief Dylia anklagend und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf ihn. »Du bist einer der Kumpane des Hofnarren, nicht wahr? So ein ... Schmierenkomödiant. Ein Theaterclown. Das ist ein Kostüm, ich hab's ja gleich gewusst! Natürlich ist das nicht echt. Niemals! Niemand hat so eine verrückte Haut!«

Dylia schlug energisch die Decke zurück, stieg aus dem Bett und stapfte auf den Gnom zu. Sie packte ihn am Arm und versuchte, den Ärmel des Kostüms zu ergreifen und daran zu zerren. Aber ihre Finger glitten ab, der Arm war glitschig und schlüpfrig und warm und kalt zugleich – wie der Leib einer Schlange. Angeekelt wich sie einen Schritt zurück. Dann stieg sie schuttsuchend ins Bett und zog die Decke bis unters Kinn.

Opal hatte alles wehrlos und schicksalsergeben über sich ergehen lassen. Nun blickte er sie mitleidig an. »Begreifst du es jetzt?«, fragte er. »Nichts für ungut, Euer Hochwohlgeboren, aber das ist kein Kostüm. Und ich bin auch kein Witzbold vom Schmierentheater. Es versteckt sich niemand in den Kulissen. Und das ist auch kein medizinisches Experiment zur Behandlung deiner Schlaflosigkeit. Oh nein!« Er schüttelte bedauernd den spitzohrigen Kopf. »Stell dir doch einfach mal vor, dass sich die ganze Welt nicht immer nur um dich drehen muss. Wie wäre das zur Abwechslung?

Akzeptiere, dass du völlig auf dich allein gestellt bist! Dass du hier und jetzt deinem Schicksal begegnen wirst. Und glaubt mir, Hoheit, das wird selbst für Eure hohen Ansprüche dramatisch genug.« Der Gnom machte einen höfischen Knicks.

Dylia war wieder wie gelähmt. Der Arm des Eindringlings hatte sich nach lebendiger Reptilienhaut angefühlt, aber sie hatte noch nie von einer Echsenkreatur gehört, die solche verrückt changierenden Schuppen besaß und sich bewegte wie ein kriegsversehrter Kletteraffe. Selbst ein Chamäleon wechselte immer am ganzen Körper die Farbe und nicht derart wirr von Schuppe zu Schuppe, dass einem vom bloßen Anblick schwindlig wurde. Wenn das kein Traum und dies kein Kostüm und er kein Schauspieler war – ja, was zum königlichen Henker war das alles hier denn dann? Eine Palastrevolution? Das Eindringen einer feindlichen Armee? Eine Invasion aus dem Weltall?

Die Prinzessin holte tief Luft und versuchte, sich auf ihre Herkunft zu besinnen. Auf die respektheischende Streitmacht, über die ihre Familie verfügte. Und auf die zahlreichen bewaffneten Sicherheitskräfte, die das Schloss bewachten. Das beruhigte sie ein wenig. »Würdest du jetzt bitte mein Schlafgemach verlassen?«, sagte sie dann so vernehmlich, autoritär und selbstbewusst wie möglich. »Ich meine, *bevor* ich die Schlosswache rufe? Und dich noch einen Kopf kürzer machen lasse, als du schon bist?«

Der Gnom erschrak und zog ängstlich den Kopf ein. »Oooh nein!«, rief er mit unterwürfig bebender Stimme. »Das würdest du tun?« Zum ersten Mal waren sein Blick unstet, seine Gesten fahrig, seine Mimik verstört. »Bitte nicht!«

»Oh doch!«, antwortete Dylia fest. »Wenn du nicht augenblicklich verschwindest.«

Der Nachtmahr krümmte sich unter ihrem Blick wie ein Wurm unter dem Stiefelabsatz.

»Mit so viel Gegenwehr«, dachte Dylia, »hat er wohl gar nicht gerechnet. Er hielt sich tatsächlich für unwiderstehlich.«

»Na, dann tu das doch!«, sagte Opal. Seine Züge entspannten sich abrupt, und er nahm wieder eine aufrechte Haltung ein. Seine eben noch zitterige Stimme war so ruhig, fest und souverän wie eh und je. »Ruf deine Leibwache! Nur zu! Tu, was du nicht lassen kannst.«

Dylia war so überrascht vom jähen Stimmungswechsel des Gnoms, dass ihr die Erwiderung im Halse stecken blieb. Sie hatte als Kind einmal erlebt, wie Schlosswachen einen Einbrecher erwischten, der es auf die Kronjuwelen abgesehen hatte. Er wurde auf derart vielerlei Weise hingerichtet, dass man vier Scharfrichter aus angrenzenden Königreichen engagiert hatte, um die Arbeit zu bewältigen.

Schon aus reinem Mitleid zögerte sie daher nun, nach der Wache zu rufen. »Ich rate dir also dringend ...«, hob sie mit gedämpfter Stimme an.

Aber bevor sie ausreden konnte, begann Havarius Opal zu zetern: »Zu Hiilfe!«, rief er lauthals in einer schrillen Imitation von Dylas Stimme. »Hiilfe! Einbrecher!

Schlosswachen herbei! Ein Eindringling in meinem Schlaafgemach! Und er hat auch noch schlechte Maniiieren!« Dann verstummte er grinsend.

Dylia horchte. Sie sah sich um. Sie horchte noch einmal. Kein Laut. Nichts geschah.

»Siehst du?«, sagte der Nachtmahr und betrachtete gelassen seine Fingernägel. »Niemand kommt. Deine Schlosswachen werden dir nicht helfen. Und weißt du, warum?«

Dylia schüttelte wie betäubt den Kopf.

»Weil *ich* sie in einen langen Alptraum geschickt habe, darum. In dem sie jetzt durch labyrinthische Korridore aus Haferpudding irren und ihre Hosen und Hellebarden suchen. Die werden nicht wach vor ... na, sagen wir mal ... dem Morgengrauen. Nichts war leichter als das, glaub's mir! Du hast sie mit deiner Schlaflosigkeit in der letzten Zeit derart auf Trab gehalten, dass sie jetzt jede Gelegenheit nutzen, um eine Mütze Schlaf zu bekommen. Nachholbedarf! Es war ein Klacks, sie in Tiefschlaf zu versetzen.« Opal schnippte mit den Fingern. »Und jetzt ratzen sie tief und fest wie die Nachtfellbären im Winterschlaf. So wie auch der Rest deiner königlichen Familie. Und der gesamte Hofstaat. Das ganze Schloss träumt – nur wir beide nicht, Prinzessin. Wir sind zwar ein Traumpaar, aber wirklich träumen tun die anderen.«

Nun wurde es Dylia erst richtig klamm im Gemüt. Sie war tatsächlich auf sich selbst gestellt. Sie sah sich noch einmal panisch um. Vielleicht könnte sie mit irgendetwas so viel Lärm schlagen, dass jemand aufwachte und ihr zu Hilfe eilte. Ein Tintenfass durchs Fenster werfen. Schreien wie am Spieß. Aber bevor sie ihre Ideen in die Tat umsetzen konnte, fuhr der Gnom schon fort:

»Selbst *wenn* in diesem Augenblick eine Wache hereinkäme, würde sie lediglich sehen, wie du dich mit der Nachtluft unterhältst. Und denken: ›Ah – die Prinzessin führt wieder mal eines ihrer Selbstgespräche.« Schlimmstenfalls würde sie sogar denken: ›Du meine Güte, das wird ja immer krasser mit den Selbstgesprächen unserer Prinzessin! Ich sollte dringend den Kopfdoktor benachrichtigen.« Denn nur du kannst mich sehen. Und sonst niemand.«

»Ahaaa!«, triumphierte Dylia, die sich an einen letzten Rest von Logik klammern wollte. »Du gibst es also zu! Dass du ein Hirngespinst von mir bist! Dass du nur in meiner Vorstellung existierst!«

Opal nickte ernst. »Zu Punkt eins: ein deutliches Ja.« Dann schüttelte er den Kopf wie ein trotziges Kind. »Zu Punkt zwei allerdings: ein klares Nein. Denn ich existiere ja zumindest auch in *meiner eigenen Vorstellung*. Das kannst du ja wohl schlecht leugnen. Sieh es doch einfach philosophisch: Ich ängstige dich – also bin ich!«

Er gaffte Dylia wieder mit einem seiner unergründlichen Blicke an. »Und du wirst später noch feststellen, dass ich auch in anderen Vorstellungswelten und Sphären existiere. Das wirst du sehen.«

»Wie meinst du denn das jetzt schon wieder?«, fragte Dylia. »Was für Sphären denn?«

»Nicht so voreilig!«, rief Opal mit erhobenem Zeigefinger. »Wir wollen uns doch nicht die Schuhe vor der Hose anziehen. Alles zu seiner Zeit.« Schließlich setzte er wieder seine neutrale Miene auf und fragte beiläufig-lauernd: »Sag mal: Möchtest du eigentlich überhaupt nichts über meine Motive erfahren? Warum ich mitten in der Nacht in die Schlösser anderer Leute eindringe und schlaflose Prinzessinnen belästige? Möchtest du denn gar nicht erfahren, was ich tatsächlich von dir will? Hm?«

»Das würdest du mir verraten?«, fragte Dylia ungläubig. »Freiwillig?« Der Gnom warf wieder die Schultern hin und her wie unter Zuckungen. »Ja, warum denn nicht? Wir sind doch Schicksalsgenossen. Schon vergessen? Freunde der Nacht. Wir sollten keine Geheimnisse voreinander haben.«

»Na schön«, sagte die Prinzessin und bereitete sich innerlich darauf vor, mit höhnischem Gelächter und blöden Sprüchen überschüttet zu werden. »Dann verrate sie mir doch mal, deine Motive! Warum hast du es ausgerechnet auf mich abgesehen? Warum bin ich so etwas Besonderes für dich?«

Der Gnom sah sie lange und milde lächelnd an. »Weil auf dich der Mond scheint«, sagte er dann erstaunlich zärtlich.

»Wie bitte?«

Opal legte den Kopf schief und sah sie verdutzt an. »Kennst du die Redensart *auf dich scheint die Sonne* denn nicht? Nein? Man bemüht sie, wenn man jemanden auf seine Exklusivität hinweisen will. Dabei ist ein Sonnenbad ja nun wirklich nichts Besonderes. Die Sonne scheint schließlich auf jeden.« Der Gnom machte eine wegwerfende Geste. »Aber auf dich«, fuhr er fast flüsternd fort, »auf dich, mein Kind, *scheint der Mond!*«

Dylia blickte unwillkürlich zum Fenster und sah den fast vollen Erdtrabanten hinter einem dünnen Wolkenschleier. »Stimmt, momentan schon«, antwortete sie wahrheitsgetreu. »Na und?«

»Du bist mondsüchtig, nicht wahr?«, seufzte Opal. »Du hast regelmäßig Mondlichtekstasen. Du kennst alle lunaren Meere und Krater mit ihren Namen und kannst sie in alphabetischer Reihenfolge aufzählen, stimmt doch? Deinen wunderbaren Teint, den hast du vom Abglanz des Erdtrabanten. Und nicht von diesem ordinären Licht der Sonne. Du bist wirklich etwas Besonderes. *Auf dich scheint der Mond!* Du leuchtest, aber du hast auch eine dunkle Seite. Du bist *ausgewählt!*«

»Ausgewählt?«, fragte Dylia misstrauisch und dann im Stillen sich selber, woher der aufdringliche Gnom diese intime Kenntnis über ihre Mondlichtekstasen besaß. Vom Memorieren der Kraternamen wusste doch niemand. Das hatte sie nicht einmal ihren Brüdern erzählt.

»Ach ja?«, fragte sie schnippisch zurück. »Von wem denn ausgewählt? Und wofür?«

»Na – von *mir* natürlich!«, grinste Opal und zeigte mit beiden Daumen prahlerisch auf seine bunte Brust. »Darauf kannst du dir nun wirklich was einbilden.«

Dylia lachte verstört über sein entwaffnendes Selbstbewusstsein, das entweder extrem gesund oder sehr krank sein musste. »Oh, vielen Dank!«, sagte sie und verschränkte die Arme. »Ich fühle mich geehrt. Und *was genau* darf ich mir denn jetzt darauf einbilden?«

Der Nachtmahr blickte sie so lange schweigend an, bis sie schließlich ihre schützende Bettdecke wieder zum Kinn hochzog.

»Wie oft«, fragte er gedehnt, »hast du dir schon gewünscht, Teil von etwas ganz Besonderem zu sein? Oft? Sehr oft? Oder *noch* öfter?«

»Wie meinst du das?«

»Etwas *wirklich* Besonderes zu sein – so meine ich das. Nicht nur Prinzessin oder Mitglied einer königlichen Familie. Denn das bist du ja schon. Und die gibt's wie Sand am Meer. In jedem Schloss von Zamonien läuft mindestens eine rum. Nein, damit meine ich: Einmal im Leben wirklich absolut *einzigartig* zu sein. Teil von etwas Singulärem. Und dann etwas zu tun, was völlig unmöglich ist. Einen Knoten in die Zeit machen – auch wenn es nur für eine Sekunde ist. Einen Wasserfall hinaufzuschwimmen, gegen den Strom. Deine Initialen ins Universum schnitzen. Irgendwas in der Art.«

Dylia musste nicht lange nachdenken. »Ich würde gerne eine Schleife in einen Regenbogen machen«, fiel ihr ein. »Und eine Seifenblase einfrieren.« Sie behielt es aber für sich und antwortete stattdessen: »Du meinst so etwas wie ... öh ... einen Baum durch einen Strohhalm zu trinken?«

»Zum Beispiel!«, gab der Gnom zurück und blickte sie irritiert an. »Wie kommst du denn jetzt *darauf*?«

»Ach, nur so«, sagte Dylia. »Es ist irgendwie **hoyotojokomeshi**.

»Hoyoto ... was?«, fragte Opal.

»Schon gut«, winkte Dylia ab. »Vergiss es!« Aber insgeheim dachte sie: »Pfauenwort Nummer zwölf auf der Liste. Endlich! Das erste Pfauenwort des Tages ist erledigt.«

Ein zartes Klingeln ertönte im Kopf der Prinzessin, und sie wusste, wofür dies das Zeichen war. Die grüne Spinne der Erinnerung kam herangestakst, um das Wort zu holen und in die Tiefe ihres Gehirns zu verschleppen.

»Ja, von mir aus«, sagte Opal. »Hoyotodingsbums. Einen Baum durch einen Strohhalm trinken. Warum nicht? Einen Roman auf ein Staubkorn schreiben. Irgendwas in der Art. Denn genau das tust du gerade. In dieser Liga spielt dieses Ereignis hier.« Er breitete die Arme aus wie ein Kapellmeister, der einen Tusch dirigiert.

»Ereignis? Welches Ereignis denn?«, fragte Dylia gereizt. Der unverschämte Knilch fing wirklich an, ihr auf die Nerven zu gehen. Er blähte und spreizte sich wie ein Ochsenfrosch mit Pfauenfedern und tat so, also schmiedete sie bereits eine langjährige Blutsbrüderschaft aneinander. Woher nahm er dieses monströse Selbstbewusstsein und

die intime Vertraulichkeit? Und welches Ereignis meinte er eigentlich? Seine nächtliche Ruhestörung? Den Einbruch in ihr Schlafgemach? Er sollte heilfroh sein, dass er nicht auf dem Richtblock landete! Und einfach nur noch verschwinden und sie mit ihrer Krankheit alleine lassen.

»Nun ja«, sagte Opal und feixte. »Das einzigartige Ereignis, meine Aufmerksamkeit erregt zu haben und meine Zuwendung zu erhalten.«

An seinem Tonfall konnte Dylia hören, dass er es völlig ernst meinte. »Und was ist daran so besonders?«, fragte sie, aber nicht, um weiter zu sticheln. Es interessierte sie jetzt wirklich.

»Wie bei fast allen Dingen von Bedeutung«, holte Opal aus, »gibt es eine Rangliste auch bei Ereignissen, die besonders furchterregend und verheerend sind. Zum Beispiel ist es beängstigend, wenn ein Blitz einschlägt. Aber es ist um ein Vielfaches beängstigender, wenn der Blitz zweimal an derselben Stelle einschlägt. Weil es eigentlich unmöglich ist. Richtig?«

»Ja«, nickte die Prinzessin. »Das mag sein.«

»Und es ist schlimm, wenn ein Hai angreift«, fuhr Opal fort. »Seeehr schlimm ist das! Aber es ist noch erheblich schlimmer, wenn *derselbe* Hai an *derselben* Stelle am *selben* Tag noch einmal angreift. Weil Haie nach ihren Angriffen eigentlich immer weiterziehen.«

Dylia nickte noch einmal. »Auch das entbehrt nicht einer gewissen unangenehmen Logik«, sagte sie vorsichtig zustimmend. »Worauf willst du hinaus?«

Der Gnom verwirbelte mit den Händen die Luft über seinem Kopf. »Es ist verheerend, wenn ein Wirbelsturm einen Ort zerstört. Tragisch und entmutigend, nicht wahr? Soo ungerecht!«

»Ja doch«, seufzte Dylia.

»Aber es ist geradezu unerträglich, wenn derselbe Ort kurz darauf noch einmal von einem Wirbelsturm heimgesucht wird. Denn das ist eigentlich statistisch unmöglich. Kannst du mir folgen?«

»Nein, eigentlich nicht«, dachte Dylia, nickte aber eifrig, damit er fortfuhr.

»Es ist sehr unangenehm, von einer Dämonenwespe gestochen zu werden. Aber es ist absolut beängstigend, wenn man kurz darauf von derselben Wespe gestochen wird. Denn Dämonenwespen sterben nach dem ersten Stich.« Der Gnom machte eine kurze dramatische Pause, holte tief Luft und setzte seinen kryptischen Vortrag im gleichen wichtigtuersichen Tonfall fort.

»Du wirst vielleicht bemerkt haben, dass ich hier von einer gewissen *Liga der unangenehmen Ereignisse* spreche – der Oberliga nämlich. Und in dieser Größenordnung spielt auch unsere heutige Begegnung: Es ist unangenehm, von einem Nachtmahr *heimgesucht* zu werden. Sehr, sehr unangenehm. Aber es ist absolut furchtbar und grauenerregend, wenn man von einem Nachtmahr *auserwählt* wird.«

Jetzt war Dylia wirklich verwirrt. »Was ist denn der Unterschied zwischen *heimgesucht* und *auserwählt*? Klingt für mich gehupft wie gesprungen.«

»Oh, da besteht ein erheblicher Unterschied«, dozierte Opal mit erhobenem Zeigefinger. »So erheblich, dass dein Schicksal davon abhängen wird. So erheblich wie der Unterschied zwischen *gerade noch mit einem blauen Auge davongekommen* und *das Schlimmste, was einem passieren kann. Heimgesucht* – das ist nur vorübergehend. Wie unangenehmer Familienbesuch oder Migräne. *Auserwählt* – das ist lebenslänglich. Wie Heiraten. Klapsmühle. Oder Sicherheitsverwahrung.

»*Länglichlebense Strafhafte*«, dachte Dylia mechanisch, aber es wirkte in dieser Situation gar nicht mehr erheiternd. »Du machst mich auf eine unangenehme Weise neugierig«, bekannte sie fröstelnd. »Wer oder was bist du wirklich?«

Der Gnom kam ihr langsam immer näher, während er sprach. Das Kerzenlicht, das sich in seinen Augen spiegelte, funkelte von Schritt zu Schritt immer unruhiger. »Ich bin die Biene, die hundert Mal hintereinander sticht«, begann er leise und wurde dann langsam immer lauter. »Ich bin der Hai, der nicht weiterzieht. Ich bin der Sturm, der dein Schicksal durcheinanderwirbelt, bis kein Stein mehr auf dem anderen bleibt. Ich bin der Blitz, der wieder und wieder in dieselbe Stelle einschlägt. *Ich bin der Nachtmahr, der nicht mehr weggeht.*«

»Du bist ja ziemlich viel auf einmal für so ein kleines Kerlchen«, staunte Prinzessin Dylia. »Übernimm dich bloß nicht!« Sie versuchte dabei, so unbeeindruckt wie möglich zu klingen, aber ein unüberhörbares Beben hatte sich in ihre Stimme gemischt.

»Ich begreife«, antwortete der Gnom, der jetzt stehengeblieben war und sich am Bettknauf festhielt, »dass du gerne den Eindruck vermitteln möchtest, furchtlos und ungerührt zu sein. Das ist zu diesem Zeitpunkt auch noch relativ einfach, wenn man sich ein bisschen zusammenreißen kann.« Er kicherte leise. »Alles reine Nervensache. Aber ich garantiere dir – und dies ist keine Drohung, sondern wirklich eine *Garantie* –, dass du Angst haben wirst. Noch bevor diese Nacht vorbei ist. Und zwar solch eine Angst, wie du sie in deinem bisherigen Leben noch nicht erfahren hast.«

Havarius Opals Augen sahen aus der Nähe so leuchtend gelb aus, als herrsche in seinem Nachtmahrschädel ein Zimmerbrand. Seine Iris flackerte so bunt wie ein bengalisches Feuer. Aber Dylia hielt dem irren Blick stand. »Ach, geh mir doch weg!«, winkte sie ab. »Du machst mir keine Angst! Ja – ich bin krank. Aber geistig bin ich so robust wie ein Tanzboden, mein Freund! Ich bin es gewohnt, mit der Angst zu leben. Ich habe eine beängstigende Krankheit. Daher habe ich immer wieder einmal Angst. Aber Angst beeindruckt mich längst nicht mehr so sehr wie vor meiner Krankheit. Da hatte ich Manschetten vor allem und jedem! Aber mittlerweile ist die Angst viel zu alltäglich und langweilig geworden, um mich noch einzuschüchtern.«

Dylia blickte den Gnom so unverwandt an, dass dieser die Augen niederschlug. »Ich kann ja nicht aus Furcht vor einem frühen Tod aufhören zu leben, oder? Es gibt also

keinen Grund, sich etwas darauf einzubilden, mich vorübergehend zu verstören. Glaub mir: Mir Angst einzujagen ist nichts, womit du bei deinen Nachtmahrkumpels Eindruck schinden kannst.«

»Ah – da ist sie ja wieder, meine kleine kämpferische Prinzessin!«, rief Opal voller Stolz. »Du beeindruckst mich immer mehr, weißt du das? Hast du eigentlich eine Ahnung, wie schwer das ist? Nach allem, was ich bereits gesehen habe?«

Die Stimme des Gnoms bebte derart vor Pathos, dass Dylia der Verdacht der Schauspielerei kam. Und richtig – schlagartig änderte Opal seinen Ton wieder und wurde kühl und sachlich. Sie gewann immer mehr den Eindruck, es entweder mit mehreren Persönlichkeiten zu tun zu haben oder mit einem wandlungsfähigen Verrückten.

»*Nachtmahrkumpels* – das klingt gut!«, sagte er. »Aber es zeigt auch, meine Liebe, wie herzlich wenig du von Nachtmahren verstehst. Eigentlich gar nichts.« Er seufzte. »Ein Nachtmahr hat keine Freunde. Und schon gar keine Kumpels. Selbst unter Dutzenden von seinesgleichen ist ein Nachtmahr immer nur eines: allein.«

»Oh, buhuh!«, machte die Prinzessin und wischte mit ihrem kleinen Finger eine unsichtbare Träne weg. Dann tat sie so, als nehme sie etwas sehr Winziges zwischen die Spitzen ihrer Finger. »Guck mal!«, befahl sie. »Das ist die kleinste unsichtbare Querflöte der Welt.« Sie setzte das unvorhandene Instrument an ihre Lippen. »Ich spiele einen Trauermarsch darauf, nur für dich. Für den einsamsten Nachtmahr von Zamonien.« Dann fing sie an, unmelodisch zu pfeifen.

»Der war gut!«, grinste der Nachtmahr und klopfte sich kraftlos auf den Schenkel. »Die ältesten Witze sind immer noch die besten.«

»Was man von dir allerdings nicht behaupten kann«, gab die Prinzessin frostig zurück. »Du siehst jedenfalls nicht so aus, als würdest du altern wie guter Wein. Sondern eher wie ein tausendjähriges Ei, das zu lange in Essig gelegen hat. Oder warst du schon immer so hässlich? Wie alt werden Nachtmahre denn so? Und wie alt bist du eigentlich selber?«

Havarius Opal legte seine Stirn in bunte Denkfalten. »Tja, keine Ahnung, ehrlich gesagt«, meinte er. »Nichts Genaues weiß man nicht – eher so Zahlen von archäologischen oder geologischen Ausmaßen. Äonen, Erdzeitalter. Zeitliche Dimensionen, in denen Vulkane oder Kontinentalplatten rechnen. Mal nachdenken.« Er fing an, schulterzuckend vor dem Bett auf und ab zu gehen, während er weiter dozierte.

»Hat er nicht eben noch auf dem anderen Bein gehumpelt?«, dachte Dylia.

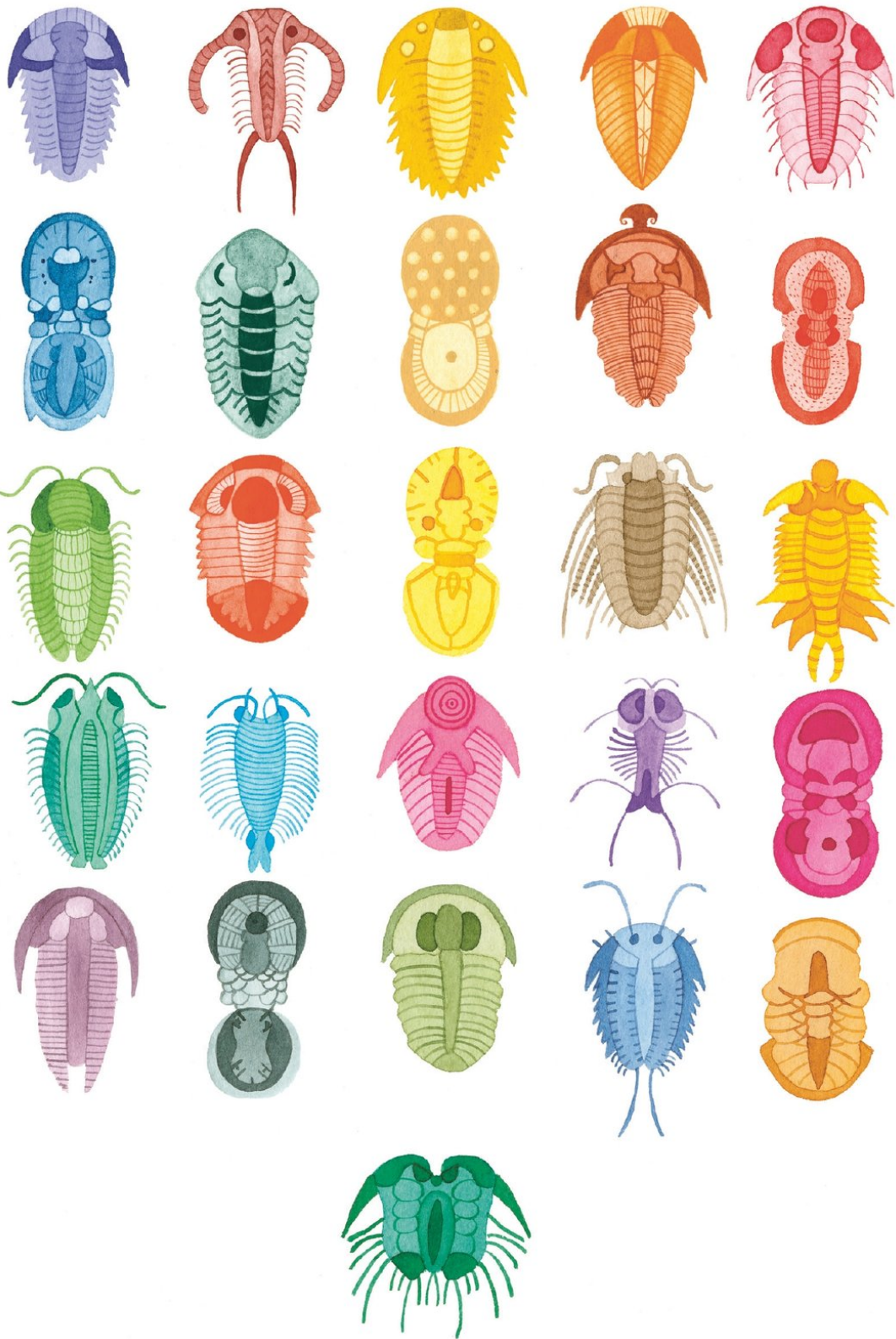
»Bisher ist noch kein Nachtmahr gestorben, soweit ich weiß. Daher existiert keine zuverlässige Statistik über die Nachtmahrsterblichkeit. Die Vermutung, dass wir unsterblich sind, liegt also nahe – aber wer weiß das schon so genau? Da denkt man zehn Millionen Jahre lang, man wäre unsterblich, und dann kriegt man – Peng! – einen

Herzinfarkt. Auf jeden Fall werden Nachtmahre sehr, sehr alt. Ich kenne Nachtmahre persönlich, die schon den Dinosauriern und Trilobiten Alpträume verschafft haben.«

»Nachtmahrpaläontologie«, dachte Dylia. »Mal was Anderes. Auch interessant.« Sie lernte ja gerne dazu.

»Man nimmt an, dass es uns gibt, seitdem Gehirne existieren«, sagte Opal. »Und daher geträumt werden kann. Das sind die Grundvoraussetzungen für unsere Existenz. Denken und Träumen.« Er klopfte sich an den Schädel. »Zuerst existierten wir natürlich in sehr primitiver Form. Wir setzten uns damals aus nur wenigen Elementen zusammen: Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff – na, du weißt schon.«

Dylia nickte. Die Bausteine des Lebens. Ja ja, alles klar, Basiswissen auch für Prinzessinnen.



»Dann wurden wir immer komplexer und komplizierter und auch intelligenter, immer mehr Elemente kamen hinzu ... – also, um eine lange Geschichte kurz zu machen: Schließlich verschmolzen wir zu reinem Zaminolonimaz. Dem Element, welches ...«

»... aus allen Elementen gemeinsam besteht!«, rief Dylia mit streberhaft erhobenem Zeigefinger. Sie steckte die Hand flink wieder unter die Bettdecke, als der Gnom sie angrinste.

»Du brauchst dich bei mir nicht zu melden, wenn du was Wichtiges zu sagen hast.«

»Äh, Zaminolonimaz – ist mir durchaus ein Begriff, wollte ich nur sagen!« In Gedanken strich Dylia das Pfauenwort Nummer dreizehn von ihrer Liste: Zaminolonimaz – erledigt! Das zarte Klingeln und Klimpern ertönte wieder im Kopf der Prinzessin, die grüne Spinne der Erinnerung eilte herbei, um auch dieses Wort einzusammeln und davonzuschleppen.

»Ja, genau«, sagte der Gnom. »Die Vielfalt der elementaren Pigmente hast du sicher schon auf meiner Epidermis bewundert. Das reinste Mosaik, ein lebendes Puzzle, eine Haut wie ein Edelstein. Ich sehe es mir selber immer wieder gerne an.« Opal glotzte selbstverliebt auf seinen Unterarm.

»Opalisierend ist der Fachbegriff!«, fiel es Dylia ein. »Aber wieso tauschen die Elemente andauernd die Plätze?«, fragte sie. »Das würde mich verrückt machen.«

»Das hat es mich auch!« Der Gnom lachte und verdrehte die Augen. »Nein, wirklich, man gewöhnt sich dran. Zaminolonimaz ist sozusagen elementare Basisdemokratie. Jedes Element nimmt einmal jeden Platz ein in meinem Körper, wieder und wieder. Glaub ja nicht, dass es in deiner atomaren Struktur viel stabiler zugeht. Da rauschen die Protonen und Photonen auch durcheinander wie bei einem Ringelpiez mit Anfassen. Nur bei Nachtmahren ist das oberflächlich so deutlich sichtbar. Ich gebe zu, dass diese Stigmatisierung unser einziger Schwachpunkt ist.«

»Oho!«, horchte Dylia auf. »Vernehme ich da das Eingeständnis eines Makels?«

»Ich sagte: Schwachpunkt«, entgegnete der Gnom schnell. »Nicht Makel oder Verwundbarkeit. Dafür, dass man dir eine Liebe für Wörter nachsagt, gehst du aber ganz schön flapsig mit ihnen um, meine Liebe! Warte, ich habe ein schönes Wort für dich! Kennst du den Begriff *Sollbruchstelle*? Ist vielleicht etwas treffender als *Schwachpunkt*. Die einzige Möglichkeit, einen Nachtmahr vorübergehend zu zerstören, ist seine Sollbruchstelle.«

»Ach, geh mir doch weg!«, rief Dylia. »Ihr seid unsterblich, aber man kann euch zerstören? Das ist doch wohl ein Widerspruch in sich selbst.«

»Ach, geh mir doch weg!«, äffte der Gnom die Prinzessin nach und lachte meckernd. »Das ist deine Lieblingsfloskel, nicht wahr?«

Dylia nickte wie ertappt. »Ich benutze sie hin und wieder«, gab sie zart errötend zu. »Eine dumme Angewohnheit – was soll ich machen?«

»Aber nein, das ist kein Widerspruch«, fuhr der Gnom in seinem Vortrag fort. »Ich sagte doch *vorübergehend*, nicht wahr? Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit sind nicht dasselbe. Ja, man kann für einen gewissen Zeitraum unsere elementare Struktur durcheinanderbringen. Etwa durch Zerschmettern oder Zermalmen. Oder durch Sprengung.«

»Man kann einen Nachtmahr sprengen?«, fragte Dylia amüsiert und stellte es sich vor. »So ... bumm?« Sie hielt ihre kleinen Fäuste gegeneinander und ließ die Finger auseinanderplatzen.«

»So ... ähnlich«, bestätigte der Gnom mit verdrießlichem Ausdruck. »Also etwa durch einen Sturz aus großer Höhe. Oder wenn wir unter ein Mühlrad geraten oder so was. Das musst du dir dann so vorstellen, wie ... wie ein Mosaik, das zerbricht. Furchtbarer Gedanke!« Den Nachtmahr schauderte es so offensichtlich dabei, dass Dylia seismische Wellenbewegungen durch seine Schuppen gehen sah.

»Aber nur für gewisse Zeit«, fügte er erleichtert hinzu. »Denn ein zerschmetterter Nachtmahr setzt sich irgendwann wieder komplett zusammen. Auch das ist ein Naturgesetz.«

»Du meinst *Naturgesetz*?« »Nein – *Nachturgesetz*. Du hast richtig gehört, mit *ch*. Das sind die Naturgesetze der Nacht und des Schlafes. Die unterscheiden sich von den herkömmlichen Naturgesetzen in gewissen Feinheiten.«

»Ach ja?« Dylia horchte wieder auf. »Naturgesetze der Nacht? Darüber wüsste ich gerne mehr.«

»Das glaube ich gern«, lächelte Opal. »Du möchtest immer mehr wissen. Aber zurück zum Thema: Es kann zwar sehr lange dauern, bis sich ein zersplitterter Nachtmahr wieder zusammengesetzt hat, *aber er tut es auf jeden Fall wieder*, klar? Ist nur eine Frage der Zeit. Ich kenne fünf Nachtmahre, deren Zaminolonimaz-Strukturen im Pleistozän von einem Meteoritenschauer praktisch atomisiert wurden und die sich anschließend nach und nach wieder vollständig zusammengesetzt haben – das hat aber ewig gedauert.«

Dylia merkte sich jedes Detail und verfütterte es umgehend an ihre Erinnerungsspinne. »Das ist sehr interessant«, sagte sie wahrheitsgemäß.

»Jetzt bin ich aber mächtig abgedriftet!«, staunte der Gnom. »Wollte ich das alles erzählen? Nein! Habe ich es getan? Ja! Ich rede eigentlich nie so viel. Du hast mich verhext mit deiner Wissensgier, stimmt's? Du bist ganz schön neugierig! Willst alles genau wissen.«

»Kann sein«, nickte Dylia. »Mein Vater nennt mich manchmal seinen *kleinen Wissensschwamm*, aber das finde ich eigentlich eher beleidigend. Ein Schwamm saugt

nur etwas auf. Und kann dann nichts damit anfangen, außer es zu speichern. Ich hingegen ...« Sie stutzte.

»Du hingegen ...?«, hakte der Gnom neugierig nach.

Aber Dylia antwortete nicht. Denn das war der Augenblick, in dem sie endlich akzeptierte, dass dies alles tatsächlich kein Traum sein konnte. Wenn sie in ihren Träumen einmal etwas Bedeutendes erfuhr oder eine grandiose Idee oder Erkenntnis hatte, dann stellte sich nach dem Erwachen meist heraus, dass es entweder banal oder völliger Unfug war. So hatte sie einmal geträumt, dass sich Regenbogen ewig halten, wenn man sie gewürfelt in Gurkenessig einlegt. Oder dass man ein Vermögen damit verdienen kann, wenn man Regenwürmer dazu dressiert, Gold zu stricken. *Wie* man Gold strickt, hatte ihr Traum natürlich nicht verraten. Geschweige denn, wie man Regenwürmer dazu veranlasst, es zu tun.

Aber derart komplexe Dinge wie **Zaminolonimaz**-Strukturen und Nachtmahrzersplitterung waren in ihren Träumen noch nie und vor allen Dingen noch nie so plausibel vermittelt worden. Das war so unreal, dass es nur die Realität sein konnte, nicht wahr? Wer zum königlichen Henker war dieser wahnsinnige Gnom? Und was wollte er von ihr?

»Also«, fuhr dieser nun unbeirrt fort, »um wieder aufs Thema zurückzukommen: Aus deiner begrenzten Perspektive betrachtet, mag ich vielleicht uralt sein. Aber auf einer allgemeinen Altersskala von Nachtmahren würde man mich wahrscheinlich eher als jung einordnen – fast schon jugendlich. Denn ich bin erst seit ein paar hunderttausend Jahren im Nachtmahrgewerbe mit dabei.«

»Ein Nachtmahrjungspund sozusagen«, staunte Dylia. »Das sieht man dir nicht an.«

»Danke!« Opal grinste. »In zeitlichen Nachtmahrgrößenordnungen sind das höchstens ein paar Wochen oder Monate. Das erste Geschöpf, dem ich einen Alptraum verpasst habe, war übrigens ein Mammut. Der Traum bestand darin, dass das Mammut von kleinen aggressiven Zweibeinern gehetzt wurde, die spitze Holzspeere nach ihm warfen. Und dann geriet es auch noch in einen Kohlesumpf und ...«

»Ja ja«, winkte Dylia ab. »Ich habe verstanden. Du bist alt, aber noch nicht sooo alt. Dieses Lamento kenne ich zur Genüge von meinem Vater, der sich auch nicht eingestehen will, dass er seine besten Zeiten hinter sich hat. Das letzte Mal, als er sich richtig amüsiert hat, war wahrscheinlich bei seiner Krönung. Das muss auch so ungefähr im Pleistozän gewesen sein.«

»Du hast ein ziemlich freches Mundwerk«, erwiderte der Gnom. »Ist dir eigentlich schon mal aufgefallen, dass Bösewichter in fiktiven Geschichten meist die besseren Manieren haben als die Helden? Sie sind oft höflicher, gebildeter, feinfühlicher. Sie verfügen über einen reicheren Wortschatz und drücken sich gewählter aus. Dafür werden sie von den Helden meist mit groben Beleidigungen und Unhöflichkeiten überschüttet. Und weißt du was? Wir laufen langsam Gefahr, dieses Klischee zu

erfüllen.« Er zog wie gespielt eine beleidigte Schnute. »Jedenfalls, wenn du weiterhin so unsensibel bist, um nicht zu sagen: unverschämt, mein Kind.«

»Ich bin weder dein Kind noch unsensibel«, gab Dylia kühl zurück. »Ich bin von königlichem Geblüt und befinde mich in keinerlei Verwandtschaftsverhältnis zu Nachtmahren. Und ich besitze wahrscheinlich die besten Manieren im ganzen Königreich, denn ich bin sogar höflich zu meiner Krankheit. Ich bin höflich zu meinen Schmerzen. Ich bin höflich zu meinem Schwindel.« Sie blickte dem Gnom direkt in seine flackernden Augen. »Ich bin lediglich ehrlich. Und wenn dir schon ein bisschen Aufrichtigkeit derart nahegeht, dann haltet ihr Alpträume aber ziemlich wenig aus.«

»Zwei Dinge!«, rief Opal gequält und hielt der Prinzessin zwei lang ausgestreckte Finger entgegen. »Erstens: Würdest du bitte aufhören, mich mit Alpträumen in einen Topf zu werfen? Ja? Danke. Ich habe dir den Unterschied doch erklärt. Also, wenn schon, dann bitte: *ihr Nachtmahre*. Aber auch gegen diesen verallgemeinernden Plural möchte ich mich verwehren! Daher mein Zweitens: Würdest du bitte in Zukunft von mir auch als Nachtmahr im Singular reden? Ich bin ein Individuum. Kein Vereinsmitglied. Kein Angehöriger einer Sippe. Kein Bestandteil eines Vogelschwarms oder einer Kuhherde. Ich bin dein ganz persönlicher Nachtmahr.« Er verschränkte trotzig die Arme.

»Schon gut, schon gut!«, wiegelte Dylia ab. »Kein *Alptraum*, sondern *Nachtmahr* ... Puh! Ich merk's mir! Dieser Unterschied muss aber wirklich ziemlich subtil sein. Ist das so was wie zwischen *heimgesucht* und *auserwählt*? Oder etwa noch spitzfindiger? So wie bei wie bei ...« Sie machte eine winzige Kunstpause, um zu überprüfen, ob der Gnom ihr auch zuhörte. »Wie bei ... öh ... bei ... Missgunst und **Abgunst**?« Innerlich triumphierte sie über ihren kleinen Etappensieg, den Erfolg, selbst in einer so prekären Situation ein Pfauenwort untergebracht zu haben.

»Pfauenwort Nummer eins: **Abgunst**«, dachte sie und strich es von der imaginären Liste. Die Erinnerungsspinne kam unter dem üblichen Geklimper herbeigelaufen, packte das Wort und verschleppte es in ihr Netz.

»Der Unterschied zwischen Missgunst und Abgunst?«, fragte Opal. »Den kann ich dir erklären. Als Nachtmahr bin ich natürlich Experte in Neid- und Missgunstfragen. Es ist eine regelrechte Berufskrankheit, was soll man machen?« Er zuckte mit den Schultern. »Wir Mahre sind alle vom Neid zerfressen, und Missgunst ist unsere vornehmste Eigenschaft. Sonst würden wir ja Glücksträume bringen.«

»Klingt folgerichtig«, gab Dylia zurück.

»Nicht wahr? Es gehört zu unserer beruflichen Qualifikation, niemandem die Butter aufs Brot zu gönnen. Beziehungsweise einen erholsamen Schlaf oder Entspannung. Neid ist für uns Motivation und Credo, mehr noch: Es ist eine Wissenschaft. Ein Prinzip. Ein Ideal. Ein Leitstern.« Opals Stimme bebte vor Stolz, dann räusperte er sich vernehmlich und sprach wieder normal. »Also: Stell dir vor, du würdest eine köstliche Süßigkeit besitzen. Sagen wir mal: ein besonders köstliches Bonbon. Und wenn dir das jemand

nicht gönnen würde, dann wäre das Abgunst. Eine relativ milde Form von Neid also, klar?«

»Glasklar.« Dylia nickte.

»Aber wenn jemand wünschen sollte, dass dir *dieses Bonbon im Hals stecken bleibt und du daran qualvoll verreckst* – dann wäre das Missgunst. Eine viel radikalere Form von Neid. Das ist der Unterschied zwischen Abgunst und Missgunst. Kapiert?«

»Verstehe«, sagte Prinzessin Dylia und tippte sich an die Stirn. »Ein qualitativer Unterschied. Wie bei Honig und Kunsthonig.«

»So ähnlich«, erwiderte Opal. »Aber der Unterschied zwischen *Alptraum* und *Nachtmahr*«, fuhr er fort, »ist wesentlich tiefgreifender als der zwischen Abgunst und Missgunst.

»Ach ja?«

»Es ist ein Unterschied wie ... wie zwischen einem Kochrezept und richtigem Essen. Wie zwischen Hypochondrie und Krankheit. Wie zwischen einer Kriegserklärung und echtem Krieg.«

»Wie zwischen Träumen und Wachen?«, fragte Dylia, die sich langsam in die Materie hineindachte.

»Genau. In einem Alptraum träumt man womöglich davon, von einem Nachtmahr heimgesucht zu werden. Aber es ist nur eine Illusion, eine Projektion der eigenen Ängste. Wenn man aus dem Alptraum erwacht, ist der Nachtmahr weg. Einfach so. Fffft!« Havarius Opal tat so, als puste er ein Staubkorn von seinen Fingerspitzen. Oder ein paar Krümel Schlafsand. »Aber ...«, fuhr er mit erhobener Stimme fort, »wenn man in der Realität einem Nachtmahr begegnet – so wie du es jetzt tust, meine Liebe – nun ja, dann: Gute Nacht! Denn er geht nicht mehr weg. *Ich* gehe nicht mehr weg.«

Die Prinzessin setzte sich kerzengerade im Bett auf. »Wie ... meinst du das?«, fragte sie verunsichert.

»Genauso, wie ich es gesagt habe«, lächelte Opal. »*Das* ist der wesentliche Unterschied. Ein Alptraum kommt, um anschließend wieder zu gehen. Ein Nachtmahr kommt, um für immer zu bleiben.« Er breitete die Arme aus. »Und da bin ich.«

Es kostete Dylia nicht wenig Anstrengung, ihre Fassade der Unbeeindruckbarkeit aufrechtzuerhalten. »Du willst über Nacht in meinem Schlafgemach bleiben? Das, öh, geht nicht! Es ist unschicklich. Spätestens morgen früh werden die Soldaten erwachen und dir den Kopf abhacken.«

»Ich rede nicht nur von dieser Nacht«, lächelte der Gnom. »Ich rede von *allen* kommenden Nächten. Ich werde für immer bei dir bleiben.«

Dylia lachte nervös. »Ähähä ... *Du* hast ja Nerven!«, rief sie. »Und Humor auch – wer hätte das gedacht!« Sie klatschte in die Hände und bemerkte dabei, dass sie feucht vor Schweiß waren. »Jetzt mal im Ernst – du glaubst tatsächlich, du könntest ein paar Tage hierbleiben? Hier bei mir im Schloss? In meinem Schlafzimmer? In der streng

bewachten Residenz des Königs? Mitten unter dem ganzen Hofstaat? Ohne Aufsehen zu erregen? Bist du wahnsinnig?«

»Du verstehst mich noch immer nicht«, sagte der Gnom und atmete tief durch. »Ich rede nicht von *einer* Nacht. Und ich rede nicht von ein paar Tagen. Auch nicht von Wochen oder Monaten. Ich bleibe für immer. Für Jahre. Jahrzehnte. Bis dass dein Tod uns scheidet.«

»Mein ... Tod?«, fragte Dylia stockend.

»Ja. Natürlich *dein* Tod, Schätzchen«, sagte Opal schulterzuckend. »Meiner bestimmt nicht – *ich* bin ja unsterblich.«

»Das vergesse ich andauernd«, antworte Dylia, immer noch verdattert. »Es klingt so ... unglaublich. Wie alles andere ja auch.«

»Ich weiß«, sagte der Nachtmahr. »Aber du gewöhnst dich bald daran. Nach deinem Tod werde ich weiterziehen. Gramgebeugt und schweren Herzens natürlich – wegen deines Dahinscheidens, klar ...«

»Klar.« Dylia nickte. »Natürlich.« Es war wahrscheinlich das Einfachste, sich in die kranke Logik dieses Dialogs zu fügen, ob er nun geträumt war oder nicht.

»Aber weiterziehen muss ich. Um mein nächstes Opfer in den Wahnsinn zu treiben. Das ist nun mal mein Beruf. Meine Berufung.«

»Schon klar«, sagte Dylia schnippisch. »Du treibst Leute in den Irrsinn und ziehst weiter. Schöne Berufung.«

»Ja, genau. Deswegen bin ich hier. Wenn du mich nicht dauernd mit deinen Zwischenfragen aus dem Konzept gebracht hättest, wüsstest du das schon längst. Nachtmahre sind wie schlechte Angewohnheiten. Sie gehen erst wieder mit dem Tod. Aber mach dir darum keine Sorgen: Ich werde alles daransetzen, dein Ableben zu beschleunigen. Darin bin ich richtig, richtig gut. Der Beste womöglich.«

»Dann bin ich ja beruhigt!«, antwortete Dylia. »Aber jetzt noch mal ganz langsam zum Mitschreiben.« Sie hatte wieder ihren unterkühlt-sarkastischen Ton angeschlagen, um die Pulsrate zu senken, aber diesmal wollte es irgendwie nicht funktionieren. Das Herz schlug ihr zum Hals heraus, der Schweiß stand auf ihrer Stirn. »Du bist also gekommen, um mich zu töten – nun, das hört man gern ...«

»Nein, nein, nein!«, wiegelte der Gnom mit wedelnden Händen ab. »Ich will dich nicht töten! Damit habe *ich* nichts zu tun! Aber vielleicht lässt du mich einmal komplett ausreden, dann verstehst du es auch endlich richtig. Hm?«

Dylia schwieg.

»Also: Ich bin lediglich für die Zerrüttung deines Geisteszustands zuständig. Der Rest ist, wie dein königlicher Vater und seine Diplomaten es wahrscheinlich ausdrücken würden: Kollateralschaden. Nicht mein Bereich. Meine Aufgabe ist es, dich in den Wahnsinn zu treiben. Sonst nichts.«

»Verstehe«, nickte Dylia düster. »Du knüpfst nur den Strick.«

Opal setzte sich am Fußende aufs Bett und fuhr milde lächelnd fort: »Zur Erfüllung meiner Aufgabe genügt meine permanente Gegenwart vollkommen, glaub mir! Das ist ein verlässlicher Erfahrungswert. Ich muss nicht mal viel tun.«

Er deutete auf eine Ecke des Raums. »Es genügt, wenn du mich immer wieder mal grinsend im Winkel stehen siehst. Halb hinter dem Vorhang. Als Schattenriss vor dem Fenster, bei Vollmond. Unter dem Bett liegend, wenn du deine Pantoffeln suchst. Oder wenn du nachts davon erwachst, dass ich auf deinem Brustkorb hocke.«

»Ja, das kann ich mir ausmalen«, sagte Dylia schaudernd.

»Du findest mich unter der Bettdecke, wenn du sie aufschlägst. Oder im Kleiderschrank, wenn du ihn aufziehst. Ich passe in große Schubladen. Ich sitze im kalten Kamin, wenn du Holz einlegen willst, oder erscheine bei Gewitter neben deinem Bett, vom Blitz beleuchtet.« Der Gnom blickte Dylia ausdruckslos an wie ein gelangweilter Kaufhausverkäufer, der sein Sortiment an Socken erläutert. »Oder ich erscheine einfach am hellichten Tag in deinem Spiegel – na ja, solche Sachen eben, immer dann, wenn du am wenigsten damit rechnest. Du wirst erstaunt sein, wie oft ich dich überraschen werde. Ich habe das zu einer Kunstform entwickelt. Ich werde dich ganz einfach um dein letztes bisschen Ruhe bringen, das ist alles. Das ist übrigens eine sehr gebräuchliche Foltermethode, die euer eigener Scharfrichter sicherlich auch gelegentlich praktiziert: permanenter Schlafentzug. Dabei braucht man nicht einmal Gewalt anzuwenden.«

Opal strich zärtlich die Bettdecke glatt. »Früher oder später wirst du dadurch die Kontrolle über dein Gehirn verlieren. Die ganze Chemie darin wird umkippen, und alles gerinnt zu übersäuertem Gedankenbrei. Das ist ein völlig natürlicher und organischer Vorgang. Es ist wie bei Pflanzen, die zu viel Wasser bekommen. Sie gehen durch Überbeanspruchung ein. Denn ich werde immer da sein, in jeder Sekunde deiner künftigen Existenz. Dich mit meiner Zuwendung überschwemmen und an den Rand deiner nervlichen Belastbarkeit treiben. Es wird sein wie eine endlose Kutschfahrt über holpriges Gestein – irgendwann wünscht man sich nur noch, dass die Karre in eine Schlucht stürzt. Nur damit es endlich vorbei ist.«

Der Gnom erhob sich vom Bett und vertrat sich mit seltsam linkischen Bewegungen die Beine, wie ein Storch, der in einem Teich herumwatet. Dabei wedelte er immer wieder wie beschwörerisch mit den Händen in der Luft. »Zuerst wirst du nur ein bisschen wunderlich werden – verschoben sagt man wohl besser. Dann richtig schrullig und schräg. Und schließlich völlig verrückt.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger dreimal an die Stirn und rollte mit den Augen.

»Am Anfang redest du nur mit dir selbst. Dann mit Geistern und Gegenständen. Anschließend schreist du immer wieder einzelne Worte wie *Käsekuchenkrümel* oder *Eigentümersversammlung* oder so was aus dem Fenster. Und schließlich sagst du gar nichts mehr. Du verstummst.« Der Gnom ächzte wie bedrückt unter seiner Aufzählung.

»Aber vorher wirst du noch Leute sinnlos mit unflätigen Beleidigungen überschütten. Deine Haare oder dein Bettzeug anzünden. Deine eigenen Eltern nicht mehr erkennen. Deine ganze Garderobe mit Bindfäden zusammenknüpfen und sie irre lachend hinter dir her durchs ganze Schloss schleifen. Lauter solche Sachen.« Er lachte freudlos. »Wirst du schon sehen. So läuft das nun mal mit dem Wahnsinn – es ist eigentlich immer das Gleiche. Dafür, dass es geradewegs in die Verrücktheit führt, finde ich es ziemlich unverrückt. Im Sinne von einfallslos.«

Er zog missbilligend die Mundwinkel herunter und zuckte wieder mit den Schultern. »Wie gesagt: Ich bin nur der Briefträger, nicht das Päckchen. Wenn du Glück hast, springst du relativ bald aus einem Fenster. Wenn du Pech hast, dauert es länger, und du springst erst in vielen Jahren. Aber springen wirst du.«

»Oh«, unterbrach Dylia. »Es gibt keine Alternative? Gift, Rasiermesser, Strick?«

»Doch, natürlich! Da hast du völlig freie Auswahl! Du kannst dich selber in die Luft sprengen, oder du verschluckst einen Teller rostige Nägel. Oder was du willst. Keine Einschränkungen! Aber die meisten springen. Keine Ahnung, warum.«

»Weil es ... sicher ist?«, fragte Dylia vorsichtig.

Opal glotzte die Prinzessin verblüfft an. »Stimmt!«, rief er und schlug sich vor die Stirn. »Natürlich! Ich Idiot! Das ist die einzig völlig sichere Methode, klar! Wenn die Höhe ausreichend ist. Wieso bin ich noch nicht selber draufgekommen? Du bist wirklich ein kluges Kind.«

»Danke«, sagte Dylia. »Ich würde auch lieber springen als rostige Nägel essen.«

»Dann hast du es jetzt verinnerlicht?«, fragte der Gnom hoffnungsvoll. »Auch dass es für dich keinen Ausweg mehr gibt?« Er lächelte.

»Das möchte ich lieber noch nicht vollständig ausschließen, wenn es recht ist«, sagte Dylia. »Für einen derart endgültigen Schritt fehlen mir noch die ... wie soll ich sagen ... finalen Argumente? Ein paar unwiderlegbare Beweise dafür, dass meine Lage wirklich vollkommen hoffnungslos ist. Eine Art Verzweiflungsgarantie, verstehst du? So was bräuchte ich schon, um reinen Gewissens springen zu können.« Dylia wunderte sich, wie leicht es war, der irren Argumentationslogik des Nachtmahrs zu folgen. Sie musste nur reden, dann kam alles wie von selbst.

»Natürlich.« Opal nickte. »Die Hoffnung stirbt zuletzt. Aber es gibt wirklich keinen Funken davon mehr für dich, das kann ich dir jetzt schon hundertprozentig garantieren. Du wirst mich einfach nicht mehr los – viel komplizierter ist es nicht.« Er breitete entschuldigend die Arme aus. »Auch wenn deine Soldaten morgen früh erwachen und du ihnen befiehst, mich aus dem Schloss zu werfen oder zu vierteilen, das bringt gar nichts. Denn sie können mich nicht sehen oder hören. Nur du kannst das. Mit so einem Befehl würdest du den ganzen Ablauf nur beschleunigen. Denn dann werden sie bald die Quacksalber und Alchemisten und Kopfdoktoren hinzuziehen. Und die werden dich

derart mit Medikamenten vollpumpen, dass du dir noch wünschen wirst, auf herkömmliche Weise verrückt geworden zu sein.«

»Das ist leider nachvollziehbar«, bekräftigte Dylia, die sich einer vernünftigen Argumentation noch nie verschlossen hatte.

»Ja, das kannst du mir glauben, ich mache das ja nicht zum ersten Mal. Die Abläufe ähneln sich auf erschreckend einfallslose, mechanische Weise. Schleichender Irrsinn ist kein besonders kreativer oder attraktiver Vorgang. Und ich behaupte ja auch nicht, dass mein Job ein Traumberuf ist. Hah!« Opal lachte schrill. »Nachtmahr als Traumberuf! Der war gut! Also: Das Einzige, was ich dir empfehlen kann, ist einfach, dich so schnell wie möglich damit abzufinden. Dann ist der Job auch für mich schneller erledigt. Und wir müssen uns nicht länger als nötig abquälen«. Der Gnom seufzte schwermütig.

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll, dann müsste ich dir empfehlen: Spring! Spring aus dem Fenster! Hier und jetzt.« Opal sah sich suchend um. »Vielleicht das große Bogenfenster da? Und vorher noch ein letztes Glas Wein zum Mutmachen? Ein schöner Abschiedsbrief? Mehr braucht es nicht. Da geht's doch fast einen halben Kilometer in die Tiefe, stimmt's? Spring einfach, hab einen guten Flug und die Sache ist ausgestanden! Dann kann ich sofort verschwinden und du sparst dir und mir und allen anderen eine Menge Quälerei. Wie wär's?« Opal nickte aufmunternd mit dem Kopf in Richtung Fenster.



»Das könnte dir so passen!«, antwortete Dylia kühl. Seltsamerweise hatte sie der gruselige Vortrag regelrecht entspannt. Jetzt wusste sie wenigstens, woran sie war. »Mit Verlaub: Ich weiß immer noch nicht, ob du doch nur ein Hirngespinnst bist. Eine Auswirkung meiner Schlaflosigkeit. Ein Symptom meiner Krankheit. Und dann springe ich nur wegen einer vorübergehenden Stoffwechselstörung im Gehirn oder einer Panikattacke aus dem Fenster! Das möchte ich nun auch wieder nicht. Das verstehst du doch, oder? Wenn ich schon springe, dann aus guten Gründen. Aus Überzeugung.«

Der Gnom zuckte diesmal nur mit einer Schulter. »Schon klar«, antwortete er resigniert. »Nur die Klügsten wählen den schnellen Weg. Du willst also die *Große Tour*. Wie die meisten.«

»Die Große Tour?«, fragte Dylia. »Was ist das? Und wen meinst du mit *die meisten*?«

»Du hast doch sicher mittlerweile begriffen, dass du nun wirklich nicht die erste bist, die ich abfertige«, antwortete Opal in leicht gereiztem Tonfall.

Dylia nickte.

»Und ja, tatsächlich: Die meisten wollen ihn sehen, den Wahnsinn. Ihn erleben. Ihn spüren. Bevor sie sich ihm hingeben. Sich endlich ins Unvermeidliche fügen. Es ist wie Probeliegen auf der Streckbank. Ist mir unverständlich! Aber gut, sie wollen sich das unbedingt antun. Fast alle. Sie wollen nach Amygdala.«

»**Amygdala**.« Dylia keuchte das Pfauenwort regelrecht heraus. Sie war völlig überrascht, ihm hier und jetzt zu begegnen.

»Und nun ja – darauf läuft es wohl auch bei dir hinaus. Du musst nach Amygdala. Sonst erkrankst du mir zu allem Überdross nachher auch noch an Niemalsweh, und das wollen wir ja nicht, oder? Ich will dich in den Wahnsinn und in den frühen Tod treiben, aber ins Niemalsweh? Das bringe ich nicht übers Herz – auch wenn ich gar keins besitze.«

Es klang etwas schäbig, wie er über seinen eigenen Witz lachte.

»**Niemalsweh**« – Dylia sprach auch dieses Pfauenwort laut und beinahe beschwörend aus. *Das Heimweh nach einem Ort, an den man vielleicht nie gelangen wird.* Sie studierte vom Bett aus verstohlen die seltsame Körpersprache des Gnoms, der jetzt wieder im Zimmer herumstolzierte, als würde es ihm gehören. Er zuckte dabei wieder manisch mit Kopf und Schultern, nahm Dinge von Stühlen und Tischen – einen Schal, eine Schreibfeder –, betrachtete sie kurz und warf sie dann achtlos hinter sich. Ihr kam es mittlerweile so vor, als hätte er schon seit langem heimlich in ihrem Gehirn gehaust und ihre Gedanken belauscht, leise meckernd ihre Tagebücher gelesen und sie

Tag und Nacht beobachtet. So wie ihr Alter Ego sie beobachtete, ihr eigener Astralleib, der manchmal über dem Bett schwebte. Woher kannte er ihre mühsam zusammengesuchten Pfauenwörter?

»Ich soll dir also zeigen, wie das alles funktioniert?«, ächzte der Gnom. »Der Wahnsinn und all das? Das habe ich befürchtet. Du willst sie unbedingt machen, die Reise.«

»Die Reise?« Dylia spitzte die Ohren. Eine Reise? Sie hatte schon ewig keine mehr gemacht.

»Na ja«, seufzte der Gnom. »Die Reise eben. Du weißt schon: *Ins dunkle Herz der Nacht*.«

»Du weißt von dem Gedicht?«, fragte Dylia.

»Jetzt bin ich gekränkt!«, rief der Gnom. *Unser* Gedicht! So haben wir uns kennengelernt: Wenn die Minuten durch die Jahre rufen ...« zitierte er mit bebender Stimme.

»... erhebt sich der ewige Träumer über seine irdische Last ...«, ergänzte Dylia.

Und dann deklamierten beide zusammen: »... und reist mitten hinein ins dunkle Herz der Nacht.«

Schließlich erinnerte sie sich. Natürlich! Er hatte das Gedicht zitiert, als sie ihn auf ihrer Brust hockend vorfand. Als Meisterverdrängerin hatte sie den Vorfall selbstverständlich längst erfolgreich verdrängt.

»Stimmt. Woher kennst du dieses Gedicht?«

»Na – von dir!« Der Gnom lachte.

»Von mir?« Dylia staunte. »Ich kann mich nicht entsinnen, es dir einmal vorgetragen zu haben. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dir jemals zuvor begegnet zu sein. Ich kann mich nicht entsinnen, überhaupt ...«

»Es ist ein ziemlich kryptisches Gedicht«, unterbrach Opal, als habe er ihr gar nicht zugehört. »Aber es ist eigentlich leicht zu entschlüsseln. Willst du wissen, wie ich es interpretiere?«

»Du kannst es deuten?«

»Na ja, man kann jedes Gedicht deuten. Also öh ... *Die Jahre* ... – damit ist meines Erachtens das Leben selbst gemeint. Was sonst? Das ist einfach. Aber *die Minuten*, die durch diese Jahre, also durch das Leben, *rufen* – was soll das sein? Rufende Minuten? Ich glaube, damit sind die Augenblicke gemeint, in denen dem *ewigen Träumer* bewusst wird, dass seine Zeit verrinnt. Dass er vergänglich ist. Und deswegen macht er sich auf. Auf seine Reise.«

»Ins dunkle Herz der Nacht«, flüsterte Dylia.

»Ja. Warum? Vielleicht, um ein letztes unwägbares Abenteuer zu erleben?«, spekulierte der Gnom.

»Ein Abenteuer?«, fragte Dylia aufgekratzt. »Warum nicht? Warum nicht! Auf Reisen erlebt man was! Aber wer ist der *ewige Träumer*? Und was ist *das dunkle Herz der Nacht*?«

»Der *ewige Träumer*?« Der Gnom grinste. »Du errätst es nicht?«

»Äh ... nein ...« Es war Dylia unangenehm, das zuzugeben. Sie hatte eigentlich noch nie darüber nachgedacht. Jeder konnte damit gemeint sein, oder?

»Naaa ...«, sagte Opal gedehnt. »Das bist natürlich *du*. Du bist der *ewige Träumer*. Wer denn sonst?« Er zuckte mit den Schultern, wie so oft.

»Ich? Meinst du?« Dylia widersprach nicht. Sie knetete nur nervös ihre Bettdecke und wippte darunter mit den Füßen.

»Und ich kann dir das dunkle Herz der Nacht zeigen«, ergänzte der Gnom wie beiläufig. »Keine große Sache. Ich kann dir sogar sagen, wer dieses Gedicht verfasst hat.«

»Das kannst du?«

»Klar.«

»Von wem ist es?«

»Echt jetzt?«, grinste Opal. »Das weißt du auch nicht?«

»Nein«, sagte Dylia gereizt. »Ich kann ja nicht alles wissen.«

»Das Gedicht ist von dir! Du hast es nur vergessen. Es stammt aus deinem Unterbewusstsein. Du hast es *geträumt*.«

»Ach, geh mir doch weg!«, winkte Prinzessin Dylia energisch ab. »*Ich* kann solche Gedichte träumen? Blödsinn.«

»Du kannst so manches, was du noch nicht weißt«, sagte der Gnom. »Das ist einer der Vorzüge der Jugend.«

»Und das dunkle Herz der Nacht? Du kannst es mir zeigen? Wie das denn?«

»Ich bin ein Nachtmahr. Ich kann solche Sachen. Das ist doch pisanzapra.«

»**Pisanzapra!**«, rief Dylia. Pfauenwort Nummer acht. *Die Zeit, die man braucht, eine Banane zu essen.* Das pisanzaprische Synonym für *Kinderspiel* oder *Kleinigkeit*. Das kannte er auch? Aber egal. Sie strich das Wort von ihrer Liste, die Erinnerungsspinne kam angetorkelt, packte **Pisanzapra** und verschleppte es ins Innere von Dylas Gehirn.

»Aber wie soll das gehen? Eine Reise? Ich kann das Bett kaum verlassen.« »Ach ja?«, sagte der Gnom. »Du verreist doch andauernd. Auch an ziemlich strapaziöse Orte. Sogar zu anderen Planeten. Ich sage nur: Conatio ...«

»Conatio?«, dachte Dylia. »Woher weiß der Kerl von meinem *kranken Planeten*? Was weiß er denn noch alles?«

»Es gibt nur eine einzige Voraussetzung für diese Reise ...«, gab der Gnom zu bedenken.

»Ach ja? Und die wäre?«

»Deine Bereitschaft. *Bist* du bereit?«

»Das ist die einzige Bedingung? Natürlich bin ich bereit!«, rief Dylia entschlossen.
»Ich reise zu anderen Planeten! Warum nicht ins dunkle Herz der Nacht? Wann soll es denn losgehen?«

»Wir sind schon unterwegs«, sagte der Gnom.



Octavus

DER WEG DER GEISTGEISTER

h!« rief Dylia entzückt. »In diesem Traum kann ich fliegen! Das ist ja extraordinär.«

»Wie oft soll ich dir das eigentlich noch erläutern?«, keuchte der Gnom, der mit ausgebreiteten Armen neben ihr segelte.

»Das ist kein Traum. Das ist die ... hhh ... Wirklichkeit.«

»Das hier auch? Ich meine ... eben saßen wir noch auf meinem Bett und jetzt ... jetzt fliegen wir durch diesen bunten Nebel. So was passiert sonst nur in meinen Träumen.«

Dylia und der Gnom bewegten sich tatsächlich fliegend durch einen wild wabernden und vielfarbigen Nebel, der ihnen feucht ins Gesicht schlug. Sie lagen mit ausgebreiteten Armen und nach hinten gestreckten Beinen waagrecht auf der Brust wie Schwalben im Gleitflug.

Von ferne hörte Dylia ein leises elektrisches Knistern und ab und zu langgezogene Zischlaute, wie von aktiven Geysiren oder geborstenen Dampfleitungen. Ansonsten gab es nur sie und den Gnom und diesen farbigen Dunst, durch den sie segelten.

»Tja, und jetzt passiert es eben in der Realität«, sagte der Nachtmahr. »Keine große Sache.«

»Das würde immerhin bedeuten, dass ich wirklich fliegen kann«, gab Dylia zu bedenken.

»Kannst du auch«, antwortete Opal. »Ist aber nichts Besonderes. In seinem eigenen Kopf kann jeder fliegen.«

»Du meinst, wir befinden uns in meinem Kopf?«

»Dicht über deinem Gehirn, um genau zu sein. Wir überfliegen gerade die Großrinde in Höhe des Scheitellappens.«

Dylia blickte nach unten. Sie sah nur wabernden Nebel in allen Regenbogenfarben.

»Es ist eigentlich kein richtiges Fliegen«, erläuterte Opal. »Genauso gut könnte man es Schwimmen nennen, denn wir bewegen uns in einer Flüssigkeit. Sie ist aber nicht dicht genug, als dass man *wirklich* von Schwimmen reden könnte. Es ist eher eine dicke Nebelsuppe, die unsere Körper, die hier extrem klein und leicht sind, regelrecht tragen kann. Wie Kükenflaum auf heißem Wasserdampf, verstehst du? Es ist aber kein Wasserdampf, sondern kondensierte Gehirnflüssigkeit.«

»Wir fliegen durch meine eigene Gehirnflüssigkeit?«, erwiderte Dylia. »Das ist ja widerlich.«

»Ist es nicht«, widersprach Opal. »Im Gegenteil. Das ist ein Edelgas. Gedankendampf. Ideennebel. Eigentlich ist es eine Mischung aus Fliegen und Schwimmen, was wir hier machen. Keine Ahnung, wie man das nennen soll.«

»Wie wäre es *mit ... flimmen?*«, schlug Dylia vor.

»Ja, genau!«, lachte der Gnom. »*Flimmen*. Du bist wirklich gut mit Wörtern.«

»Wo flimmen wir denn hin?«, fragte Dylia.

»Wie gesagt: Das ist die äußere Hirnrinde. Wir wollen aber nach Amygdala, daher ...«

»Oh, tatsächlich?«, rief Dylia entzückt. Wir flimmen nach **Amygdala**?« Pfauenwort Nummer zehn! Schon wieder! Musste sie es noch mal neu ablegen unter den veränderten Umständen? Wo blieb dann die Spinne der Erinnerung? Ach richtig! Dylia befand sich ja selber in ihrem eigenen Gehirn! Oder besser: flog gerade dicht darüber hinweg. Die Spinne musste irgendwo da unten sein, unter dem bunten Nebel. Oder? Ein verwirrender Gedanke. Egal! Dieses Pfauenwort war eh schon abgehakt. Wie viele waren eigentlich noch übrig?

»Freu dich nicht zu früh!«, rief Opal. »Das wird kein Vergnügen.«

»Nicht? Warum machen wir das denn?«

»Warum?«, fragte der Gnom bissig zurück. »Weil *du* mich darum gebeten hast, darum! Weil *du* alles wissen musst. Weil du noch nicht springen willst. Und wer nicht springen will, muss fühlen.«

»Na – lieber nicht springen und fühlen als springen und gar nichts mehr fühlen«, dachte Dylia, aber sie behielt es für sich.

»Leg die Arme an!«, befahl der Gnom, und Dylia gehorchte. »Wir landen hier.«

Augenblicklich gingen sie in den Sinkflug und durchstießen mehrere Schichten des bunten Nebels, der von Etage zu Etage immer dünner und transparenter wurde.

Prinzessin Dylia sah die wulstige Oberfläche eines Gehirns – *ihr*es Gehirns! – schnell näherkommen. Von oben erinnerte es sie an einen steinernen Irrgarten, mit langen, labyrinthisch verwinkelten Furchen. Sie landeten weich mit den Füßen voran.

Der Boden fühlte sich nachgiebig, feucht und warm an, wie nasser Torf. Rings herum ragten kegelförmige Öffnungen aus der grauen Hirnhaut, die wie Maulwurfshügel aussahen. Sie zischten und bliesen dabei bunten Dampf aus.

»Von hier aus geht es zu Fuß weiter«, verkündete der Gnom, der sich nervös umsah. »Wir müssen in die Hirnrinde einsteigen und schlagen uns dann nach Amygdala durch.«

»Zu Fuß?«, seufzte Dylia enttäuscht. »Ich hatte gehofft, dass wir weiter flimmen. Aufgrund meiner Krankheit bin ich nicht so gut zu Fuß.«

»Bist du sicher?«, fragte Opal und grinste. »Probier doch mal deine Füße aus.«

Dylia blickte nach unten. Sie trug immer noch ihre dünnen Hausschuhe aus bestickter silbriger Seide, die so leicht waren, dass sie sie auch im Bett tragen konnte. Ihre Beine fühlten sich nicht strapaziert an. Sie spürte keinerlei Müdigkeit darin. Im Gegenteil, sie machten einen ausgeruhten und kraftvollen Eindruck. Eigentlich hatten sie sich schon lange nicht mehr so leistungsfähig angefühlt.

»Man kann nicht überall im Gehirn flimmen«, sagte der Gnom. »Es kommt auf die räumlichen und atmosphärischen Verhältnisse an, das ist ziemlich kompliziert. Gehirnphysik. Ab jetzt benutzen wir unsere Beine.«

Dylia tänzelte zuerst zaghaft auf der Stelle herum. Dann stampfte sie mehrmals energisch mit den Füßen auf, was schmatzende Geräusche auf der weichen Hirnhaut hervorrief, und hüpfte auf und ab.

»Deine Füße sind völlig in Ordnung und alles andere auch. Hier gibt es keine Krankheit.«

Dylia hüpfte weiter. »Nicht?«, fragte sie.

»Wir sind im Reich deiner Gedanken«, nickte Opal. »Hier herrscht die Natur des Geistes – *deines* Geistes. Deine eigene Kreativität, der freie Wille und sonst nichts. Die verdammte Krankheit gehört zu deinem Körper. Und da ist sie auch geblieben.«

»Oh, das ist gut«, sagte Dylia. »Ich hatte schon befürchtet, es wird so etwas wie eine Reise zum Planeten Conatio. Das ist immer furchtbar anstrengend.«

»Keine Sorge, es wird noch anstrengend genug«, sagte der Gnom und sah sich besorgt um. »Allerdings nicht die Sorte Anstrengung, die du kennst. Aber diejenige, die hier herrscht, ist auch nicht von schlechten Eltern.«

»Solange ich mit dir Schritt halten kann, ist es mir egal«, sagte Dylia und tänzelte leichtfüßig auf der Hirnhaut herum. »Das fühlt sich gut an.«

Opal drehte sich um und streckte einen seiner langen Zeigefinger aus. »Da vorne ist eine Denkfalte«, bestimmte er fachmännisch. »Denkfalten führen gewöhnlich in eine Hirnklamm. Da steigen wir ein. Ins Innere des Gehirns. Hast du bergsteigerische Erfahrung?«

»Alpine Praxis?« Dylia hörte auf zu hüpfen und überlegte. »Na ja ... Auf dem Planeten Conatio gibt es den höchsten Berg des Universums. Den habe ich schon mehrmals fast ohne Sauerstoff bestiegen, während bössartige Klammdämonen mich dabei mit Eiszapfen beworfen haben. Meinst du so eine Art von Erfahrung?«

»Das müsste reichen«, beschied der Gnom. »Ich habe schon mit weniger trainierten Leuten Expeditionen nach Amygdala bestritten. Folge mir! Aber achte dabei auf die Gehirnfurchen und den Gedankenschlick. Ein falscher Tritt, ein Ausrutscher – und du flutschst an einer Stelle ins Gehirn, wohin ich dir nicht folgen werde.«

»Und warum nicht?«

»Es gibt viele Wege *hinein* – aber nur ganz wenige wieder *hinaus*. Das ist wie bei einem gierigen, unersättlichen Schwamm, er saugt alles auf und lässt es dann nicht mehr

los. Besonders, wenn es an der falschen Stelle hineingerät.«

»Ich weiß«, sagte Dylia und folgte Opal mit bedächtigen Schritten. »Es ist schließlich mein Gehirn.«



Als sie über die schlüpfrige Hirnrinde der nächsten Denkfalte entgegenstapfte – mit schmatzenden Schritten und immer dem Gnom hinterher, der das Terrain offensichtlich gut beherrschte und elastisch von Verwerfung zu Verwerfung sprang –, bemerkte Dylia etwas Erstaunliches. Aus den Schloten ringsum stiegen zusammen mit dem farbigen Dampf seltsame Blasen auf, deren Formen der Prinzessin merkwürdig bekannt vorkamen. Sahen sie nicht den durchsichtigen kleinen Kreaturen ähnlich, die in den Stunden des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs auf den Fenstersimsen des Königsschlusses im Licht badeten? Aber die hier, die mit dem farbigen Nebel aufstiegen, machten einen noch winzigeren, noch fragileren Eindruck.

»Du meine Güte«, rief Dylia. »Sind das nicht Zwielichtzwerge?«

Der Gnom blieb stehen und betrachtete zusammen mit der Prinzessin den aufsteigenden Dampf. »Wie nennst du sie? Zwielichtzwerge?« Opal lachte. »Ich glaube, der korrekte nachturkundliche Fachausdruck ist *Geistgeister*.«

»Geistgeister? So heißen sie?«

»In deiner Welt würde man ihre Funktion vielleicht mit der von Bienen vergleichen. Bienen bestäuben Pflanzen und halten damit die florale Kommunikation in Gang. Die Geistgeister verbinden Gedanken und halten so das Denken im Fluss – dasselbe Prinzip, nur ohne Honig. Angeblich kann man ja auch aus Gedanken Honig saugen.« Der Gnom grinste. »Das hier sind Frischlinge. Frisch geschlüpft aus der Hirnmasse. Du würdest sie wahrscheinlich Zwielichtzwergeküken nennen. Sie müssen noch den ganzen beschwerlichen und gefährlichen Weg durch dein Gehirn schaffen, um zu ausgewachsenen Geistgeistern zu werden.«

»Was meinst du denn mit *schaffen*? Wieso sollten sie es nicht schaffen? Es ist doch nur mein Gehirn.«



Opal lachte meckernd. »Hah! Nur dein Gehirn? Hah! Du bist wirklich gut!« »Was willst du damit sagen?«, fragte Dylia pikiert. Ja, was wollte er mit dieser seltsamen Betonung auf »nur« eigentlich ausdrücken?

»Hör zu«, seufzte der Gnom. »Auch wenn die Umstände dagegen sprechen und du es mir wahrscheinlich nicht abkaufen wirst: Aber – ich mag dich! Wirklich. Du bist unaufdringlich verdreht, auf attraktive Weise



unhöflich, auf systematische Art sympathisch und auf sympathische Weise systematisch.«

»Wie bitte?«, fragte Dylia. Sie wusste nicht, ob sie das jetzt als Kompliment, Beleidigung oder als typischen Nachtmahrhumor auffassen sollte.

»Aber dein Gehirn ist ein Dschungel wie jedes andere Gehirn auch. Ein wilder, gefährlicher, gnaden- und gesetzloser Urwald voller unberechenbarer Kreaturen. Perfekte Ordnung und totales Chaos, Diktatur und Anarchie, freier Wille und irrer Zwang, Fressen und Gefressenwerden – all das existiert darin. Wie in einem Zoo, in dem alle Käfigtüren offenstehen. Oder in einem Irrenhaus oder Gefängnis. Such dir das entsprechende Gebäude aus oder nimm gleich alle drei zusammen, dann hast du den Grundriss deines Gehirns. Ich weiß, jeder hält sich für normal. Und alle anderen für durchgedreht. Der irrste Irre wie der irrste Irrenarzt. Jedes Gehirn ist anders, jedes Gehirn ist verrückt und jedes Gehirn ist anders verrückt. Aber auf keinen Fall ist es *nur* – auch deins nicht. Hast du das verstanden?«

Dylia nickte eingeschüchtert, obwohl sie mit der Argumentation nicht einverstanden war. Ganz und gar nicht! Dieser durchgedrehte Gnom hatte sie gerade als verrückt bezeichnet. Musste sie sich das gefallen lassen?

Aber er hatte sich offensichtlich in Rage geredet und fuhr unaufhaltsam fort, während die Farben seiner Schuppen so wild wechselten wie nie zuvor. Gemeinsam marschierten sie weiter. »Und diese kleinen Wichtel da«, er deutete auf die Zwielichtzwerge, die aus den dampfenden Schloten, an denen sie vorbeistapften, emporstiegen und überall durch die Luft segelten, »diese gerade geschlüpften Geister mit ihren dünnen Seifenhäuten, die müssen noch durch diesen ganzen wahnwitzigen Urwald hindurch mit nichts Anderem gewappnet als ihrer Zuversicht. Das ist, als würdest du ein Rudel frischgeborener Mäusebabies durch eine Katzenpension scheuchen, in der vor einer Woche das Futter ausgegangen ist. Kapierst du das?«

»Du meine Güte, ja!«, antwortete Dylia. »Das muss einem aber erst mal erklärt werden. Ich war noch nie in meinem Gehirn. Mein Gehirn war bis jetzt immer nur *in mir*. Was sind denn das für gefährliche Kreaturen, von denen du da redest?«

»Hauptsächlich Zergesser«, sagte der Gnom düster. »Verdammte Parasiten. Sie sind überall.« Sie blieben vor dem Spalt in der Hirnhaut stehen, den Opal von weitem als *Denkfalte* und *Einstieg* bezeichnet hatte. »Nicht nur die Geistgeister müssen sich vor ihnen hüten. Sondern wir auch. Hier steigen wir ein.«

Opal begann, ohne zu zögern, mit dem Abstieg in die Denkfalte, wobei ihm die Wülste in der Hirnhaut als Kletterhilfe dienten. Dutzende von blassen Zwielichtzwerge trudelten mit ihm hinab in den dunklen Spalt.



Prinzessin Dylia blieb unschlüssig am Rand stehen und stemmte die Fäuste in die Hüften. »Wir steigen in etwas hinab, wo uns Gefahr droht? Von irgendwelchen *Zergessern*?«, beschwerte sie sich. »Was zum Henker sind *Zergesser*?«

»Ja meinst du, *Zergesser* könnten einen Gedanken oder einen Geistgeist oder einen Nachtmahr oder eine Prinzessin voneinander unterscheiden?«, ächzte der Gnom. »Die zergessen alles, was sich bewegt. Wie Haie. Und die zergessen auch alles, was sich nicht bewegt. Wie Geier.«

Dylia machte sich ebenfalls an den Abstieg. »Geistgeister, die zu Zwielichtzwerge heranwachsen«, schimpfte sie, »*Zergesser*, die alles Mögliche zergessen. Und so was in meinem Gehirn! Ich hatte ja keine Ahnung.«

Nonus

DIE ZERGESSER

Zum Glück leide ich nicht an Quoggonophobie«, sagte Opal. »Sonst müsste ich jetzt beim Gehen andauernd Angst haben, auf einen Geistgeist zu latschen. Die Viecher sind hier ja allgegenwärtig.«

Tatsächlich waren Prinzessin Dylia und der Nachtmahr von ganzen Schwärmen aus Geistgeistern umgeben, nachdem sie den Boden der Hirnklamm erreicht hatten und nun durch eine dunkelgraue Schlucht marschierten. Zu Hunderten trudelten die gespenstischen Blasenwesen durch die Luft und erinnerten Dylia an Flugsamen im Frühling. Auch hier unten waberte überall der dünne Gedankenebel und sorgte für diffuse und vielfarbige Beleuchtung. Und jedes Mal, wenn ein Schleier davon den Kopf der Prinzessin umwehte, glaubte sie, darin feine dünne Stimmchen zu vernehmen.



»**Quoggonophobie**?«, rief Dylia angenehm überrascht. Pfauenwort Nummer neun. Herrje – die Pfauenwörter! Die hatte sie unter diesen Umständen schon fast vergessen. »Hast du gerade, äh, **Quoggonophobie** gesagt?«, sagte Dylia laut, wobei sie **Quoggonophobie** besonders betonte. »Du kennst dieses Wort?« Seltsam – auch hier ließ sich die Spinne der Erinnerung nicht blicken, obwohl sie ja jetzt in ihrem eigenen

Gehirn waren. Mitten drin sogar! Dann fiel ihr siedend heiß ein, dass die Spinne hier drinnen im Vergleich zu ihr eigentlich riesengroß sein müsste, igitt! Daher war sie regelrecht erleichtert, dass sich das vielbeinige Insekt nicht blicken ließ.

»Wer, bitteschön«, fragte der Gnom zurück, »der sich professionell in Gegenden herumtreibt, in denen es von Geistgeistern nur so wimmelt, würde das Wort *Quoggonophobie* nicht kennen, hm? In Gehirnwelten ist die Quoggonophobie etwa so verbreitet wie in deiner Welt der Heuschnupfen oder Weisheitszähne. Und genauso überflüssig.«

»Gehen wir in Richtung Amygdala?«, wechselte Dylia das Thema. »Ich meine, wie orientierst du dich eigentlich? Wir stecken hier drin wie in einer Tüte! Überall diese hohen Wände, alles grau und glitschig. Kein Horizont, kein Hinweisschild. Und trotzdem marschierst du wie von einer Schnur gezogen. Oder gehst du nur entschlossen in eine Richtung, weil es hier nur eine Richtung gibt?«

»Wir marschieren erst mal zum Thalamus«, antwortete Opal in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ. »In dieser Gegend führen alle Wege zum Thalamus, und dabei durchqueren wir den Cortex cerebri, wie es sich gehört. Also mach dir mal keine Sorgen um die Orientierung. Was machen die Füße?«

»Den Füßen geht's prima!«, sagte Dylia wahrheitsgemäß und hüpfte ein paar Schritte. »Und auch den Beinen und den Armen. Und allem anderen. Hab mich schon lange nicht mehr so elastisch gefühlt. Also mach dir mal keine Sorgen um meine Füße.«

»Tue ich gar nicht!«, antwortete Opal. »Ich hab's dir ja gesagt: Gehen ist hier wie Denken: Immer wenn man denkt, es geht nicht mehr, dann geht es trotzdem noch ein bisschen. Kennst du den Witz mit den zwei Gedanken?«

»N... nein ...«, sagte Dylia vorsichtig und befürchtete das Schlimmste. Sie hasste es, Witze erzählt zu bekommen.

»Begegnen sich zwei Gedanken!«, rief der Gnom. »Sagt der eine Gedanke: ›Na? Wie geht's denn so?‹ Darauf antwortet der andere Gedanke: ›Och – es geht so, denke ich. Und selbst?‹ Darauf der andere Gedanke: ›Das ist bei mir genau andersrum: Wenn ich denke, dann geht gar nichts mehr.««

Es entstand eine unangenehme Pause, in deren Verlauf Opal mehrmals erwartungsvoll zur Prinzessin hinüberspähte. »Und?«, fragte er schließlich.

»Oh, Entschuldigung!«, sagte Dylia. »Ich dachte, da kommt noch was. Öh ... Der war gut! Wirklich.«

»Und warum lachst du nicht?«, fragte der Gnom frostig. »Der war nämlich wirklich gut. Die alten sind immer die besten.«

»Ich, äh, bin ein wenig angespannt«, gab Dylia zu. »Mir ist irgendwie nicht so nach Lachen. Ich muss dauernd an die Zergesser denken.«

»Ach so.« Der Gnom entspannte sich. »Na, die musst du hier noch nicht fürchten. In der äußeren Hirnrinde gibt es keine Zergesser, weil es hier noch keine Gedanken gibt.

So einfach ist das.« Er zuckte mit den Schultern.

»Gut«, sagte Dylia erleichtert.

»Aber das wird sich rasch ändern«, ergänzte Opal schnell. »Wir durchqueren bald den Frontalen Cortex. Und da gibt es dann auch Gedanken. Ideen, Überlegungen, Zweifel, Pläne, Widersprüche, Gegenargumente – das ganze Zeug in Hülle und Fülle. Und wo Gedanken sind, da sind auch die Zergesser nicht weit.«

»Das hört man gern«, ächzte Dylia.

»Was willst du eigentlich?«, fragte der Gnom genervt. »Du willst immer alles wissen! Aber *wenn* man dich informiert, dann ist es dir auch nicht recht.«

»Ja, ja«, winkte Dylia ab. »Mein altes Problem. Ich will immer nur die guten Nachrichten hören.«

»Komisch«, sagte der Gnom. »Ich immer nur die schlechten. Aber auf die Zergesser bin ich auch nicht scharf, ehrlich gesagt. Mit ihnen ist es so wie mit deinem Kopfkissen.«

»Mein ... Kopfkissen?«, fragte Dylia. »Was haben diese ... Zergesser mit meinem Kopfkissen zu tun? Und bitte im Plural! Ich bin eine Prinzessin. Ich besitze Ummengen davon. Mit Faultierflaum gefüllt. Oder meinst du ein bestimmtes von meinen Kissen?«

»Natürlich besitzen Euer Hochwohlgeboren die größte Kopfkissensammlung von ganz Zamonien«, bestätigte der Gnom in gespielter Demut. »Wie könnte es anders sein? Aber nein, ich meine kein bestimmtes Kissen. Ich meine eigentlich nicht mal eins von deinen eigenen Kissen. Ich meine das Kopfkissen an sich.«

»Es gibt ein Kopfkissen *an sich*?«, fragte Dylia amüsiert. »Du meinst *das* Kopfkissen schlechthin?«

»Jetzt werd nicht spitzfindig!«, schnappte der Gnom gereizt. »Du weißt genau, was ich meine. Was ich sagen will ist: Wenn du ein Kopfkissen betrachtest, dann wirkt es – sofern frisch gewaschen – absolut sauber, nicht wahr?«

»Ja, natürlich.«

»Wirkt es auch unbewohnt?«

»Unbewohnt?« Dylia lachte unsicher. »Ja ... wahrscheinlich wirkt es auch ... unbewohnt.«

»Ist es aber nicht!«, triumphierte der Gnom. »Sondern regelrecht bevölkert! Überbevölkert sogar! So ein Kissen ist die reinste Parasitenpension. Ach was, Pension – der reinste Parasitenhäuserblock ist das. Was sag ich: Häuserblock? Quatsch! Eine ganze Parasitengroßstadt! In jedem Kissen leben Millionen von Schmarotzern.«

Das gehörte wieder zu der Sorte von unangenehmen Informationen, die Dylia weder momentan noch überhaupt benötigte. »Gut zu wissen!«, antwortete sie kurz angebunden und hoffte, dass das leidige Thema damit erledigt war. War es aber nicht.

»Und genauso ist es mit deinem Gehirn!«, fuhr Opal fort. »Hier drin wimmelt es nur so von Viechern, die keine andere Funktion haben als zu schmarotzen. Millionen.« Er

blickte gehetzt zurück, während sie weitermarschierten. »Sie sind fast überall. Auf deinem Kissen. In deinem Hirn. Auf deinem Butterbrot.«

»Millionen?«, Dylia lachte unsicher. »Ach, geh mir doch weg! Du übertreibst!«

»Nein. Milben, Läuse, Bettwanzen, Zergesser – sie sind winzig, aber sie kommen in Armeestärke.«

»Was für ein unappetitliches Thema«, sagte Dylia. Sie wünschte es zu beenden, wusste aber nicht, wie, denn der Gnom schwafelte einfach weiter.

»Majestät wünschten doch, informiert zu werden. Und es geschieht zu deiner eigenen Sicherheit. Das Gehirn ist voll von parasitärem Geschmeiß, das alles zergisst, was noch nicht völlig durchdacht ist. Stell dich darauf ein, dann bist du weniger schockiert, wenn du damit konfrontiert wirst.« Er wedelte mit den Händen in der Luft. »Dies ist die Welt des Geistes! Das bedeutet aber nicht, dass es deshalb keine brutale und ungerechte Welt ist. Dass die Zergesser so allgegenwärtig sind, bedeutet aber auch nicht, dass ihnen das Terrain gehört. Man muss ihnen ständig entgegenwirken – und da hilft nur das eigene Denken. Du solltest dein Gehirn so viel und so oft wie möglich benutzen, das schüchtert sie ein und hält sie in ihren Grenzen.«

Der Nachtmahr schlug sich mit der flachen Hand so fest gegen die Stirn, dass das Klatschen die Zwielftzwerges vor Schreck aus ihrer Flugbahn brachte.

»Sie sind wie Bakterien auf den Zähnen. Wenn du sie mindestens einmal am Tag durcheinanderwirbelst, also dir gründlich die Zähne putzt, dann bleiben sie unorganisiert und wirkungslos. Deswegen solltest du so viel wie möglich dein Gehirn strapazieren. Aber wenn du das vernachlässigst, dann nutzen sie gnadenlos ihre Chance, rotten sich zusammen und organisieren sich. Und in der Masse, als Mob, können sie durchaus die Herrschaft übernehmen über deinen ganzen Kopf. Dann werden sie zu böartigen Krankheiten, die deine komplette Erinnerung, dein ganzes Leben auslöschen können.«

Der Gnom schnaufte erregt. Auch ihm war das Thema offenbar unangenehm.

»Dann kannst du dich eines Tages nicht mal mehr deines eigenen Namens entsinnen. Die Zergesser überschwemmen jede Kammer, jede Zelle deines Gehirns. Und zergessen alle Bilder, alle Worte, alle Erinnerungen, bis du schließlich nur noch ein leeres Spiegelbild deiner selbst bist und du dich in deinem eigenen Spiegel nicht mehr wiederer kennst.«



Dylia dachte wieder an die Spinne der Erinnerung und ihr engmaschiges Netz, sagte aber nichts darüber. Der neugierige Gnom brauchte nun wirklich nicht alles zu wissen. Aber wo war es denn eigentlich, das Netz der Erinnerung? Es musste doch irgendwo hier drin sein! Sie hätte es nur zu gerne einmal gesehen, wenigstens ein paar Fäden davon. Ob es wirklich so vielfarbig war, wie sie es sich vorstellte? Und wenn sie es sich so vorstellte, musste es dann nicht auch zwangsläufig so sein? Wieder einer von den verwirrenden Gedanken, die man sich selten stellt, wenn man sich außerhalb des eigenen Gehirns befindet.

»Aber hier drin«, fuhr Opal fort, »braucht es keine Armeen von Zergessern, um jede Erinnerung an uns auszulöschen. Dazu genügen schon zwei oder drei von den Viechern.«

»Nicht, dass es mich *wirklich* interessiert«, sagte Dylia widerwillig, »aber jetzt muss ich es einfach wissen: Wie geht es vor sich, dieses ... *Zergessen*? Keine unappetitlichen Einzelheiten bitte! Nur die harten Fakten.«

»Der Zergessungsprozess?«, fragte Opal. »Du willst auch das wissen? Dass mir anschließend aber keine Klagen kommen! Na gut, in aller Kürze: Es genügt, dass sich ein Zergesser in deiner unmittelbaren Nähe aufhält, um den Prozess zu beginnen. So auf Armlänge etwa. Er braucht dich nicht mal zu berühren. Dann zerkrümelt deine elementare Struktur wie ein aufgeweichter Keks. Du wirst zuerst matschig, dann flüssig, und dann lutscht er dich einfach in sich rein. Flutsch! Wie durch einen großen unsichtbaren Strohhalm. Es ist eigentlich hoyotojokomeshi.«

»**Hoyotojokomeshi!**«, rief Dylia laut – aber dann fiel ihr ein, dass sie das Pfauenwort ja bereits eingesammelt hatte. Diesmal war es also eigentlich verständlich, dass die Spinne nicht aufkreuzte.

»Ein Zergesser *saugt* dich also eher auf, als dich zu fressen. Er schlürft dich wie einen heißen Tee, verstehst du? Die Geräusche sind übrigens ähnlich. Und dann wirst du verdaut – binnen weniger Augenblicke, und als kurze Flatulenz wieder ausgeschieden. Das ist alles. Ich muss mich jedes Mal, wenn ich das mit eigenen Augen ansehen muss – und das ist oft! –, beinahe übergeben. Obwohl Nachtmahre sich eigentlich gar nicht übergeben können.«

»Nicht?«

»Nein. Wie denn? Wenn wir nichts essen?«

»Ihr esst nichts?«, staunte Dylia. »Gar nichts?«

»Nein. Wir haben ja nicht mal ein Verdauungssystem.«

»Tatsächlich? Wovon ernährt ihr euch denn?«

Der Gnom sah Dylia auf eine unangenehme Weise begehrt an.

»Na – von euch!«, grinste er. »Von euren Träumen. Von euren schlechten Emotionen. Von Angst und Wut und Frustrationen und Depressionen. Von Missgunst und Abgunst.

Von allem, was in euren Alpträumen aus euch rauskommt. Das ist der Honig, den wir saugen!«

»Das ist ja widerwärtig!« Dylia schüttelte sich. »Dann seid ihr ja auch nur Parasiten. Üble Schmarotzer, nicht besser als die Zergesser.«

»Ach ja?«, fragte der Gnom lauernd. »Wir essen ja nicht euch, sondern nur euren emotionalen Abfall.«

»Trotzdem«, beharrte Dylia. »Es ist eklig. Dann seid ihr eben wie Haie, die hinter einem Schiff herschwimmen und die Abfälle fressen.«

»Na und?« Der Gnom zuckte mit den Schultern. »Das ist doch immerhin hygienisch. Und was macht ihr? Wovon ernährst du dich so? Magst du keinen Honig? Nicht wenigstens in deinem Tee?«

»Doch.« Dylia nickte. »Ich trinke meinen Tee gerne mit Honig.« »Sieh an! Und meinst du, der kommt aus dem Honigtopf? Oder im Lebensmittelgeschäft aus dem Wasserhahn? Nein! Der kommt von den Bienen. Denen ihr ihn absaugt, in euren Bienenstöcken. Und die Bienen saugen den Honig aus den Blumen. Und die Blumen saugen das Wasser aus dem Boden. Komm schon: Parasiten und Blutsauger sind wir doch alle.«

»Also gut«, sagte Dylia, die das unangenehme Thema jetzt endgültig abschließen wollte. »Ich habe verstanden: Ich werde mich von den Zergessern so fern wie möglich halten. Das ist es doch, was du mit deinem Vortrag bezweckst. Oder?«

»Richtig. Und ... zwar ... ab ...« Der Gnom machte übertrieben große Schritte. » ... genau ... jetzt!«

Er blieb an einer Kante stehen. »Wir haben nämlich gerade die berüchtigte Grenze zum Cortex cerebri erreicht. Ab hier wird es ernst, Prinzessin Wissbegierig! Sehr ernst. Komm und sieh selbst!«

Dylia trippelte dicht an den Gnom heran und konnte nun über seine Schulter blicken. Ein Schacht, der in der wirklichen Welt wohl eine touristisch erschlossene Gebirgsklamm mit einem klingenden Namen wäre, klaffte vor ihnen wie ein bodenloser Abgrund. Eigentlich war es eine Kreuzung von zwei Schächten, an deren Schnittstelle sie standen. Sie sahen aus wie in zahlreiche Etagen aufgeteilt, hohen Gebäuden in einer Großstadt nicht unähnlich. Dylia hatte Einblick in zahllose Gehirngänge, wie beim Querschnitt eines Ameisenbaus. Ströme von bunt leuchtender Flüssigkeit rieselten an den grauen Wänden wie dünne Wasserfälle hinab in die dunkle Tiefe.

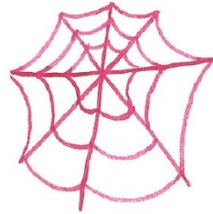
Dylia erschauerte. Das war ja die reinste Sehenswürdigkeit! Plötzlich war ihr improvisierter Ausflug tatsächlich zu einer richtigen Reise geworden. »Du meine Güte«, keuchte sie. »Das geht ja mächtig tief runter.«

Ein dichter Schwarm von Geistgeistern blieb über dem Abgrund in der Luft stehen, als seien sie unschlüssig, ob sie bei der Prinzessin und dem Gnom bleiben oder sich den Rinnsalen hinterher in die Tiefe stürzen sollten.

Dylia fiel jetzt auf, dass einer der Geister von außergewöhnlicher Färbung war. Er war der einzige, der allein in einem zarten Rosa schillerte. Dylia hätte ihn unter Hunderten Geistgeistern erkannt.

»Tja«, sagte Opal feixend. »Das hättest du wohl nicht gedacht, was? Dass sich in deinem eigenen Denken derartige Abgründe auftun können. Von nahezu philosophischem Ausmaß.« Er lachte seltsam sympathisch. »Stille Wasser sind tief.«

»Ach, geh mir doch weg!«, wehrte Dylia ab. Und wusste wirklich nicht, warum sie ausgerechnet jetzt so errötete.



Decimus

CORTEX CEREBRI

Dylia staunte nicht schlecht, wie lebendig, ja geradezu exaltiert, extraordinär und extravagant es in ihren Gehirnwindungen zuing. »Ganz schön ex, dachte sie nicht ohne Genugtuung, obwohl sie trotz all der Übersicht immer noch keinen einzigen Faden ihres Erinnerungsnetzes entdecken konnte.

Dafür machten manche der Gänge den Eindruck von lebendig gewordenen Gemälden, andere die von Terrarien und Aquarien mit Geschöpfen aus einer fremden Galaxie. Und wieder andere sahen so elektrisch aus, als könnte man darin von den bunten Blitzen bei lebendigem Leib gebraten werden. Es knisterte und knackte in der Luft, heftiger als in einem Kaminfeuer.

Etliche der Gänge waren mit transparentem Schleim bedeckt, in dem ebenfalls alle möglichen Farben leuchteten und zuckten. Die Geräusche, die zu ihnen heraufdrangen, hätten sowohl aus einem brennenden Alchemistenlabor als auch aus dem Inneren einer Gewitterwolke kommen können.

»Ja«, sagte der Gnom, »das ist einer der seltenen Ausblicke über mehrere Etagen deines Cortex cerebri. Genieß ihn – denn gewöhnlich bewegt man sich hier durch eng begrenzte Bereiche, durch Tunnel, Gänge oder Kriechschächte. Hier aber kannst du ganze Abteilungen und Funktionsbereiche deines Gehirns auf einmal sehen. Lehrreicher gehts nicht.«

Das Wort *lehrreich* elektrisierte Dylia noch ein wenig mehr, und sie genoss den Augenblick ausgiebig. *Cortex cerebri* – der altzamonische Begriff machte alles gleich noch übersichtlicher. Sie hätte nie gedacht, dass ihr eigenes Hirn solche Sehenswürdigkeiten zu bieten hatte.

»Gibt es hier Gedankenfäden?«, fragte sie.

»Gedankenfäden?«, fragte der Gnom zurück. »Was soll das sein? Keine Ahnung. Aber mit ein bisschen Touristenglück können wir vielleicht ein paar echte Gedanken sehen. Oder sogar der Entstehung einer Idee beiwohnen! An solchen Kreuzungen kommt das besonders häufig vor. Ich sehe mir das einfach immer wieder gerne an. Vielleicht sehen wir auch schon ein paar Irrschatten. Oder Hirnschnecken.«

»Das Entstehen einer Idee? Wie kann man das sehen?«, staunte Dylia. »Das ist doch ein vergeistigter und abstrakter Vorgang.«

Der Gnom breitete die Arme aus. »Kommt dir das hier alles besonders vergeistigt oder abstrakt vor?«

Noch bevor Dylia antworten konnte, flogen die Zwielfichtzwerge über ihnen plötzlich auseinander wie ein aufgescheuchter Spatzenschwarm. Sie vernahm ein langgezogenes Stöhnen, das sie an ihre eigenen Seufzer erinnerte, die sie gelegentlich von sich gab, wenn sie unpässlich war. Aber hier klang es vielfach verstärkt, wie ein Ruf in den Bergen, mit vielen Echos.

»Hörst du das?«, fragte Opal. »Da wird gerade eine frische Idee ausgebrütet.«

»Eine Idee? Von wem?«

»Von dir selbst«, sagte Opal.

»So hört es sich in meinem Gehirn an, wenn ich eine Idee habe?«, dachte Dylia. Sie wusste nicht recht, ob sie fasziniert oder peinlich berührt sein sollte. Das war ja so, wie sich selber beim Stöhnen im Schlaf zuzuhören! Sie kam sich plötzlich in ihrem eigenen Hirn wie ein Eindringling vor, wie ein Spion, der für beide Seiten arbeitet.

»Bin ich das?«, fragte sie bang.

»Na jaa«, gab Opal gedehnt zurück. »Wenn wir deine Krankheit in deinem Körper zurückgelassen haben, dann muss sich der Körper ja irgendwo befinden. Und irgendwas tun. Jetzt stöhnt er gerade.«

Ein weiteres langgezogenes Ächzen erfüllte die Hirnklamm. Diesmal hörte es sich so an, als versuchte jemand, im Schlaf zu sprechen, der aber nur ein paar unartikulierte Laute hervorbrachte. Dylia war das sehr unangenehm. Fing sie womöglich gleich auch noch an zu schnarchen?

»Da! Da!«, zischte Opal und zerrte Dylia so dicht an den Abgrund, dass ihr schwindelte. Er zeigte mit ausgestrecktem Zeigefinger nach unten. »Sieh genau hin!«, flüsterte der Gnom aufgeregt. »Da kommt er gerade um die Ecke!« »Was? Wie?«, fragte Dylia verstört. »Wer kommt um die Ecke?«

»Na – dein frisch gebackener Gedanke!«

Sie blickte angestrengt in die angewiesene Richtung. Was sie sah, trug nicht gerade zu ihrem Wohlbefinden bei. Was da zwei Stockwerke tiefer in einem gespenstisch grün schimmernden Hirntunnel angerollt kam, sah aus wie etwas, das sie gelegentlich, wenn sie sich unbeobachtet fühlte, aus ihrer Nase popelte, in einer Mischung aus Faszination und Ekel betrachtete und anschließend auf eine Weise entsorgte, die sie niemals ihrem Tagebuch anvertrauen würde. Es war nur viel größer.

»Das soll ein Gedanke von mir sein?«, fragte Dylia angewidert. »Das sieht ja aus wie ein ...«

»Ich weiß!«, unterbrach der Gnom mit abwehrend erhobener Hand. »So sehen sie nun mal aus. Am Anfang. Aber auch Säuglinge erinnern zunächst nur an verschrumpeltes

Fallobst oder getrocknete Tomaten. Warte, wie er sich entwickelt! Und wie schnell das geht.«

Dylia sah widerwillig hin. Ihr Gedanke – so es denn tatsächlich ihr geistiges Eigentum war, wovon sie allerdings ausgehen musste – kollerte jetzt, noch klein und schrumpelig wie eine eingeweichte Dörripflaume, die leicht abschüssige Gehirnwindung hinunter. Er nahm Fahrt und auch mehr vom grünlichgrauen Gedankenschleim auf und wurde immer feister und schneller, wie ein rollender Schneeball.

Mit Schwung ging er in eine Tunnelkurve und nahm dabei einen dicken Batzen Gedankenschleim mit, der in seiner Bahn klebte. Im Nu war er um das Doppelte angewachsen.

»Siehst du«, wisperte Opal, »war er eben noch *man könnte mal* ..., so ist er jetzt schon *man müsste unbedingt!* Und er wird gleich, sowie er den halben Tunnel hinter sich hat, schon ein fester Entschluss sein.«

Dylia sah immer faszinierter hin. Tatsächlich, der Gedanke sah jetzt schon etwas stattlicher, runder und nicht mehr so runzlig aus.

»Da!«, rief Opal. »Er ist vom Entschluss zum festen Plan geworden. Und nimmt immer mehr Fahrt auf. Wird er zur handfesten *Tat* ausarten? Die Chancen stehen gut – aber ... o nein! Er gerät in eine Zweifelspfütze!«

Der Gnom griff sich an den kahlen Schädel, und Dylia sah, wie der Gedanke in eine gelbgrün leuchtende Pfütze rollte und darin versank.

»Das sind ... meine Zweifel?«, fragte sie.

»Eine ganze Pfütze davon«, bestätigte der Gnom enttäuscht. »Sie quellen und tropfen aus allen undichten Stellen des Gehirns und sammeln sich immer da, wo sie am meisten stören. »Aber sieh doch!« Seine Stimme hellte sich auf. »Da! Der Gedanke rutscht nur tiefer! In die darunter gelegene Etage.«

Tatsächlich: Der Gedanke tauchte in die Zweifelspfütze hinab und tropfte regelrecht durch sie hindurch in die nächsttiefere Etage, deren Wände bläulich erstrahlten. Dort fiel er schmatzend aus der Decke und klatschte mit einem nassen Geräusch auf den Boden, blieb aber nicht kleben oder liegen, sondern rollte unermüdlich weiter – wahrscheinlich nur deshalb, weil hier alles nach dem Abschüssigkeitsprinzip funktionierte.

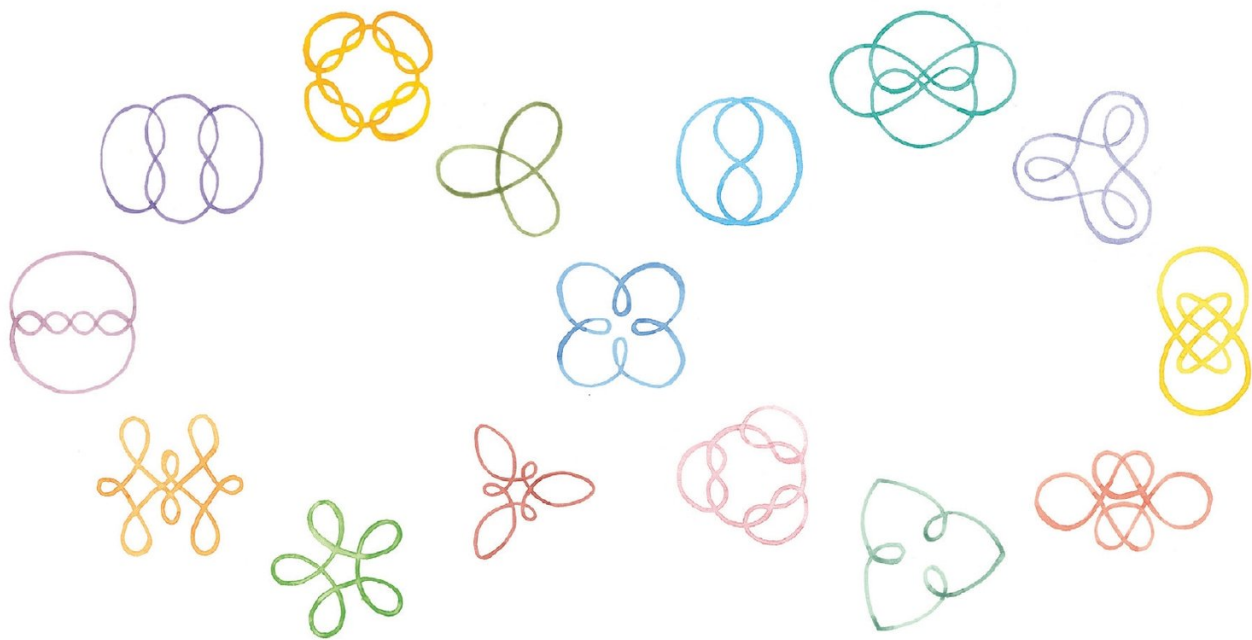
»Das ist ein kritischer Moment!«, sagte der Gnom erregt. »Siehst du, wie der Gedanke eiert? Da kleben noch Zweifelsreste an ihm. Wenn jetzt ein paar handfeste Gegenargumente um die Ecke kämen – dann gute Nacht! Dann könnte es im Nu mit ihm vorbei sein. Aber danach sieht es im Moment nicht aus. Zum Glück.«

Opals Stimme klang nun wieder erleichtert. Dylia versuchte vergeblich, sich vorzustellen, wie Gegenargumente in dieser Hirnwelt wohl aussehen könnten. Und was sie tun würden.

»Da!«, rief der Gnom. »Er hat sich wieder eingekriegt. Und rollt stabil weiter – zum Glück genau mitten rein in eine Endlosschleife! Da kann er weiter Masse und Fahrt aufnehmen.«

»Eine ... Endlosschleife?«, staunte Dylia. Tatsächlich war die Gedankenkugel nun in eine leichte Vertiefung im Boden des Tunnels gerollt, welche die Form einer Acht hatte. Es war wie eine Fahrrinne, in der sie ihren Weg immer wieder von vorne aufnahm und endlos hätte fortsetzen können.

»Ja, eine Schwungbahn sozusagen, mit leichtem Motivationsbelag. Man findet sie überall in den Hirnwindungen. Jede hat eine andere Form. Was das genau ist?« Der Gnom kratzte sich am Kopf. »Schwer zu sagen. Es kann die Erinnerung an eine schöne Melodie oder einen guten Satz sein. Oder eine Gedichtzeile, die man memoriert hat. An ein Bild oder einen unvergesslichen Augenblick, den du heraufbeschwörst. So etwas gibt Kraft, einen Gedanken zu Ende zu denken. Und ihn zu einer Idee reifen zu lassen.«



Der Gnom klatschte in die Hände. »So eine Schleife in Kombination mit dem Motivationsbelag kann auf einen Gedanken so ähnlich wirken wie Applaus auf einen Schauspieler oder einen Musiker, der vor Publikum auftritt. Sie stärkt das Selbstvertrauen, fördert die Zuversicht. Der Gedanke muss nur wieder aus der Endlosschleife herausfinden, damit es weitergehen kann. Sonst verblödet er darin, das ist die Gefahr.« Opal zeigte aufgeregt nach unten. »Da, da! Jetzt hat er die Kurve gekriegt und rollt wieder raus. Du meine Güte! Der brummt ja vor Zuversicht!«

Der Gnom grinste. »Motivation kann ja so einfach sein. Ich finde es immer wieder erstaunlich, zu welchen Leistungen er euch Trautmäntzer veranlassen kann. Oha! Ich

muss aufpassen, dass nicht die Missgunst in mir hochkommt. Oder gar die Abgunst.« Er lachte heiser.

»Was passiert denn jetzt?«, fragte Dylia, die die Ereignisse nicht aus den Augen ließ. »Er sieht energiegeladen, aber orientierungslos aus. Er rollt sogar die Wände hoch. Kraft ohne Plan.«

»Genau!«, bestätigte der Gnom. »Jetzt pass auf, das wird spannend! Von hier an kann alles passieren! Totaler Höhenflug oder brutaler Absturz. Genialer Einfall oder Schnapsidee. Er hat mächtig zugelegt, siehst du?«

Dylia nickte. Der Gedanke sah jetzt nicht mehr aus wie vertrockneter Nasenhautschleim, sondern wie ein makellos runder Ball mit perlmuttfarbener glatter Oberfläche. Wie eine große schimmernde Perle. Dylia horchte. »Er summt – höre ich richtig?«

»Ja«, lächelte Opal. »Jetzt ist er wirklich zu einer echten Idee geworden. Es muss sich nur noch rausstellen, ob sie wirklich gut ist. Dafür muss sie reifen. Dafür muss sie platzen. Dafür muss etwas schlüpfen. Nur höchstens jede tausendste Gedankenperle enthält auch eine wirklich gute Idee.«

Dylia wirkte enttäuscht. »Oh. Dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir auch noch eine gute Idee sehen, ziemlich gering? Eins zu tausend?«

»Hmhm«, machte der Gnom. »Werden wir bald sehen. Das wird wahrscheinlich eine Niete. Sie platzt gleich, und dann quillt nur grauer Matsch aus ihr raus, den nicht mal ein Zergesser anrühren würde. Aber auch das ist sehenswert. Der Matsch leuchtet im Dunkeln.«

Dylia vernahm ein seltsames Geräusch und dachte schon, das sei das akustische Signal für das Bersten der Gedankenperle, für das Schlüpfen einer guten oder schlechten Idee. Es war aber etwas vollständig Anderes.

»Du bist vielleicht ein Glückspilz!«, grinste Opal. »Sieh mal, in dem Gang zwei Stockwerke unter der Perle. Das ist eine Hirnschnecke.«

Dylia sah etwas zunächst noch Unbennbares aus einem Nebengang in den Tunnel kriechen. Es geschah so aufreizend langsam, dass schon der bloße Anblick quälend wirkte. Dazu hörte sie ein Geräusch, das wie stark verlangsamtes Schnarchen klang.

»Es sieht ... langsam aus«, bemerkte Dylia.

Der Gnom lachte. »Das kannst du laut sagen! Es ist ein Gedanke, der sich nur sehr gemächlich entwickelt. Sozusagen der Gegenentwurf zu einem Geistesblitz.«

Das schlangenhafte und violett leuchtende Wesen war jetzt fast in ganzer Länge zu bestaunen. Es sah tatsächlich ein bisschen wie eine Schnecke ohne Haus aus, erinnerte Dylia aber auch an eine unförmige Wurst.

»Seine Behäbigkeit hat mit der Qualität des Gedankens nichts zu tun. Eine Hirnschnecke ist wegen ihres geringen Tempos weder zwingend gut noch zwingend schlecht. Sie entwickelt sich einfach nur behutsam. Daraus kann eine tiefe

philosophische Erkenntnis erwachsen ebenso wie irgendein völlig banaler Gedanke. Manchmal sind es durch langjährige Erfahrung gesammelte Erkenntnisse gesundheitlicher Art, wie etwa, dass zu viel Zucker die Zähne schädigt. Es kann aber auch ein gesellschaftspolitisches Gedankenmodell daraus werden, auf das ganze Völker jahrhundertlang ihre Wirtschaftspolitik abstimmen. Bis es von einem anderen Gedankenmodell abgelöst wird.«

Der Gnom zuckte auf seine nervöse Art mit den Schultern. »Will sagen: Dass man einer Hirnschnecke von außen nie ansehen kann, was in ihr vorgeht, bis sie den Gedanken ausbrütet. Dann aber kann er es in sich haben. Zum Beispiel die Erkenntnis, dass das Leben eine Wurst ist.«

»Dass sie wie eine Wurst aussieht, ist mir auch aufgefallen«, sagte Dylia, die sich Mühe gab, den Ausführungen des Gnoms zu folgen.

»Ja, das auch«, erwiderte Opal. »Aber ich meine die theoretische Wurst, die in einer Hirnschnecke steckt. Ich habe mal einen Philosophiestudenten in den Wahnsinn getrieben, in dessen Gehirn wimmelte es nur so von Hirnschnecken. Ich musste ihn auch nach Amygdala führen.«

»Ah!«, sagte Dylia. »Er wollte auch nicht einfach so aus dem Fenster hüpfen, was?«

»Genau. Gesprungen ist er aber schließlich doch. Wie alle. Egal. Jedenfalls, als wir unterwegs durch sein Gehirn waren, brütete direkt vor unseren Augen diese Hirnschnecke ihren philosophischen Gedanken aus. Daher weiß ich, dass sie dazu in der Lage sind. Nun, dieser Gedanke war, dass das Leben eine lange Wurst ist, von der viele Nebenwürste abgehen. Da diese Nebenwürste aber immer wieder in die Grundwurst zurückführen, sollte man zeitlebens die Nebenwürste meiden. Und, äh, in der Grundwurst bleiben, um nicht zu viel Lebensenergie zu verschwenden. Eine ziemlich einfache Philosophie – aber immerhin eine Philosophie. Diese Viecher können es also in sich haben.«



»Verstehe«, sagte Dylia. »Das erinnert mich an die ebenfalls ziemlich simple Lebensphilosophie meines Vaters, die er auf einen einzigen Satz reduziert hat.«

»Welcher wäre?«, fragte Opal interessiert.

»Henker, bleib bei deinem Beil.«

»Hohoh!«, machte Opal. »So was wie: Bäcker, bleib bei deinem Brötchen? Damit macht es sich dein Herr Vater aber wirklich schön einfach. Auf seinen Berufsstand angewendet hieße es: König, bleib bei deiner Krone! Aber er ist der König. Der hat leicht reden. Für ihn ist es einfach, in der Grundwurst zu bleiben. Seine Grundwurst ist der begehrteste Beruf der Welt. Warum sollte ein König in eine Nebenwurst abzweigen, das wäre ja schön blöd.«

»Ich habe nicht behauptet, dass mein Vater ein großer Philosoph ist«, seufzte Dylia.

»Also, was ich eigentlich sagen wollte, war, dass die Gedankenschnecke, die diese Wursttheorie repräsentierte, selber aussah wie eine Wurst. Wie eine sehr lange Dauerwurst. Und na ja, jedenfalls – jedes Mal, wenn ich eine Hirnschnecke sehe, muss ich an diesen armen Philosophiestudenten denken. Er ist in die Dämonenklamm gesprungen, direkt vor meinen Augen.«

»Ahaaa!«, sagte Dylia triumphierend. »Und jetzt hast du deswegen Gewissensbisse! Das ist die Moral von deiner Geschichte.«

»Äh, nein«, sagte der Gnom. »Es ist eigentlich nur eine Anekdote aus meinem Berufsleben. Mit einer Wurstpointe.« Er sah Dylia neugierig an. »Was ist eine *Moral*? Und was sind ... äh ... *Gebissenswisse*?«

Dylia starrte den Gnom fassungslos an. »Gewissensbisse!«, korrigierte sie. »Nicht *Gebissenswisse*. Das sind ...«

»Da!«, rief der Gnom. »Daha! Es ist so weit! Die Idee schlüpft aus.« Er zeigte mit wedelnden Händen nach unten. Die Zwielichtzwerge über ihnen gerieten ebenfalls in große Aufregung, schwirrten wild durcheinander und dann im Schwarm nach unten, um dem sich akustisch ankündigenden Ereignis näher zu sein.

Dylia hörte knackende und knirschende Geräusche, und ihre ganze Aufmerksamkeit wandte sich von der Hirnschnecke wieder den Ereignissen im Tunnel mit der schwangeren Gedankenperle zu. Sie wies nun zahlreiche feine Risse auf und wackelte bedenklich auf ihrem Sockel herum.

»Das ist keine Niete ...«, sagte der Gnom wissend und tonlos. »Pass gut auf! Das wird etwas Besonderes. Da steckt etwas sehr Lebendiges drin.«

Die Perle ruckelte hin und her, ein großer Riss ging knackend mitten hindurch und spaltete sie glatt in zwei Hälften, die links und rechts auf den Tunnelboden fielen.

»Oha!«, rief der Gnom entzückt. »Hast du ein Glück! Das ist ja ein Prachtexemplar!«

Wo eben noch die Perle gewesen war, hockte jetzt ein Geschöpf, wie Dylia – außer in ihren Regenbogenphantasien – in solch radikaler Farbigkeit noch nie eines gesehen hatte. Biegsam und langschwänzig wie ein Reptil und bunt wie ein Papagei. Wenn sie es auf die Schnelle beschreiben müsste, würde sie sich vielleicht mit *Mischung aus Eidechse und Schmetterling* rausmogeln, aber das traf es nur ansatzweise. Es hatte tatsächlich einen reptilienhaften Leib, der an Eidechsen oder Lurche gemahnte, und zwei Flügel, die mit ihrer Farbenpracht jedem Schmetterling zur Ehre gereicht hätten. Aber

ansonsten war das Biest anatomisch so verkehrt angeordnet wie ein absichtlich falsch zusammengenähtes Tierpräparat in einer Kuriositätenschau auf dem Jahrmarkt.



»Das ist offensichtlich eine künstlerische Idee!«, verkündete der Gnom, »da stimmt ja erst mal gar nichts.«

Das konnte Dylia eigentlich nur bestätigen. Die Flügel saßen an den Bauchlappen statt am Rücken und der Körper war gestreift wie das Kostüm eines wahnsinnigen Clowns. Dylia war entzückt.

»Jetzt erkennst du wahrscheinlich, dass es eine von deinen eigenen künstlerischen Ideen ist?«, fragte der Gnom amüsiert. »Ein Ideenschmetterling. Hast du mal mit der Idee eines regenbogenfarbenen Schmetterlings gespielt? Und dann daran gedacht, dass man Reptilien mit Leuchtfarben züchtet, damit man im Dunkeln nicht mehr drauftritt. Ja? So was kommt dabei heraus.«

Dylia errötete. Tatsächlich hatte sie an etwas Ähnliches irgendwann mal gedacht und es dann verworfen.

»Na ja«, sagte der Gnom, das ist halb so schlimm. »Künstlerische Ideen können sich entwickeln. Man kann sie verdrehen, neu konzipieren, von innen nach außen stülpen und dreimal durch den Wolf drehen. Die sind zäh.« Er lachte dreckig. »Die kann noch fünfmal das Farbkleid wechseln. Und wenn du sie nach einer Weile wieder siehst,

würdest du sie wahrscheinlich nicht mehr erkennen. Aus der hier könnte irgendwann mal ein schönes Gemälde werden. Oder ein Gedicht. *Wenn* was aus ihr wird.«

»Du meinst, es kann auch *nichts* draus werden?«, fragte Dylia bang. »Ihr kann was passieren?«

»Schon verdrängt?«, fragte der Gnom zurück. »Die Zergesser? Die Idee muss sich erst einmal quer durch das halbe Gehirn schlagen und mit anderen Ideen zusammenkommen. Den Spruch *Ein Schuhu macht noch keinen Sommer* kennst du doch, oder? Und eine einzige Idee macht noch kein Kunstwerk.« Er zuckte wieder mit den Schultern. »Aber diese Idee hier sieht so aus, als würde sie ihren Weg machen. Sie ist groß und kräftig und extravagant. Sie ist originell und selbstbewusst. Sie ...«

Der Gnom verstummte, denn in diesem Augenblick kam aus dem Tunnel, welcher der frisch geschlüpften Idee am nächsten war, eine scheußliche Kreatur gewatschelt. Sie war tatsächlich derart hässlich, dass Dylia bei ihrem Anblick vor Entsetzen aufquitschte und selbst der Gnom vom Rand des Abgrundes zurückwich.

Das Scheusal, das zum größten Teil aus einem von vielen Zähnen bewehrten Maul mit wulstigen Fischlippen zu bestehen schien, ging auf vogelartigen Stelzenbeinen und mit zügigen, aber ruhigen Schritten auf die Idee zu und blieb kurz vor ihr stehen. Sonst machte es nur wenig.

Die Idee wurde unruhig, fiepte aufgeregt und zitterte am ganzen Leib. Sie schlug wild mit den bunten Flügeln, ohne jedoch abzuheben, und schrumpfte dann plötzlich zusammen wie ein Kinderball, aus dem die Luft entweicht. Binnen Sekunden verlor sie einen guten Teil ihrer Farbe und schrumpfte auf ein Drittel ihrer vorherigen Größe.

Dann vernahm Dylia ein schlürfendes Geräusch. Die Idee – oder der kümmerliche Rest, der von ihr übrig war – flutschte wie durch einen unsichtbaren Rüssel gesaugt in die Richtung des Zergessers, der sein widerwärtiges Maul weit aufriss und die breiige Masse in einem Zug verschlang.

Das alles geschah so schnell, dass Dylia nicht einmal einen Laut der Empörung oder Überraschung hervorbringen konnte. Dann war es auch schon vorbei. Der Zergesser gab noch ein widerwärtiges, rülpsendes Geräusch von sich und verschwand dann ohne Hast und wie betrunken taumelnd im nächsten Tunnel.

Der Ideenfalter aber war ohne jede Spur verschwunden. Opal gab würgende Geräusche von sich, und für einen Augenblick dachte Dylia tatsächlich, dass er sich gleich übergeben würde. Dann holte er aber nur tief Luft und sagte: »Daran werde ich mich wohl nie gewöhnen. Das Schlimme ist, dass diese Brechmittel jedes Mal anders aussehen. Keiner ist wie der andere, aber alle sind gleich zum Kotzen.« Er musste aufstoßen und hielt sich die Hand vor den Mund. »Verzeihung! Wenn du also jetzt glaubst, du wüsstest, wie ein Zergesser aussieht, dann vergiss es gleich wieder! Das weiß man nämlich nie. Der nächste sieht wieder ganz anders aus.«

Der Gnom sah sich nervös um. »Und wir – wir sollten jetzt hier schleunigst verschwinden! Wenn eins von den Biestern irgendwo Nahrung aufgenommen hat, kreuzen dort kurz danach seine Artgenossen in hellen Scharen auf. Das ist immer so. Wie bei Haien. Und Geiern. Es wird hier in Kürze von Zergessern nur so wimmeln.«

»Wenn du meinst«, nickte Dylia. Sie freute sich bereits auf den weiteren Marsch, denn ihren Füßen ging es immer besser. Von Ermüdung keine Spur. »Wo gehen wir als nächstes hin?«, fragte sie unternehmungslustig.

»Zur Verwaltungszentrale deines Gehirns«, sagte der Gnom. »Wir begeben uns nun zum Thalamus.«

Die Geistgeister waren vom Schauplatz des Greuels wieder zurückgekehrt und hingen wispernd in dichten Schwärmen über den Köpfen von Dylia und Opal, als diese ihren Marsch fortsetzten.

»Weißt du was?«, fragte Dylia. »Wir sind uns gar nicht mal so unähnlich. Finde ich. Mittlerweile.«

»Zu freundlich«, antwortete der Gnom. »Meinst du äußerlich? Ich nehme an, es folgt gleich die sarkastische Pointe zu dieser Bemerkung. Ich kann es kaum erwarten.«

Dylia winkte ab. »Das war doch nur der verbale Ausdruck meiner Ängste und Unsicherheit dir gegenüber. Mittlerweile haben wir uns besser kennengelernt. Und ich kann entspannter damit umgehen.«

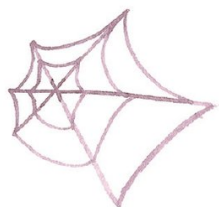
»Keine Witze über mein Aussehen mehr?«, fragte der Gnom skeptisch. »Über meine Statur und so? Ehrlich?«

»Das kann ich nicht wirklich garantieren«, sagte Dylia. »Ich werde mir aber Mühe geben, Derartiges zu vermeiden. Vorausgesetzt, dass *du* mich nicht mehr *Euer Hoheit* oder *Hochwohlgeboren* nennst. Oder von *Gold* faselst.«

»Abgemacht!«, sagte der Gnom. »Ich fand das auch ziemlich anstrengend.«

»Gut«, sagte Dylia. »Wir sitzen momentan doch eigentlich in einem Boot. Wir sind wie zwei Außerirdische von verschiedenen Planeten, die sich auf einem dritten Planeten treffen. Einander fremd und doch verwandt. Dinge, die dir selbstverständlich sind, sind mir unbekannt: Hirnschnecken. Zergesser. Und du hast keine Ahnung von Dingen, die mir selbstverständlich sind: Moral. Gewissensbisse. In einem anderen Leben hätten wir dicke Freunde werden können.«

»Das ist ein sehr schönes Bild«, sagte der Gnom und malte es sich offensichtlich aus. »Zwei Außerirdische, die sich auf einem fremden Planeten treffen. Darunter kann ich mir was vorstellen. Aber was genau sind noch mal *Freunde*?«



Undecimus

DAS OBERÜBERWORT

Gehirne sind komisch!«, stellte Dylia fest. »Ich meine: im Sinne von *erheiternd*. Jetzt, wo ich mich langsam daran gewöhne, finde ich mein Gehirn richtig, wie soll ich sagen: unterhaltsam? Von dem Vorfall mit dem Zergesser mal abgesehen.«

Die geisterhaften Zwielfichtzwerge hatten sich offensichtlich ganz auf ihre Person konzentriert. Sie wechselten sich regelrecht dabei ab, wispernd und summend über Dylias Kopf zu kreisen, während sie Opal weiträumig mieden. Der Luftraum über seinem kahlen Schädel war zwergenfrei.

»Ach ja?«, knurrte Havarius Opal. »Es kommt aber darauf an, wo du dich gerade befindest. Es ist so ähnlich wie mit großen Städten: Die findet man auch unterhaltsam und interessant, wenn man zur Geschäftszeit durch die Hauptstraßen flaniert. Aber verirrt dich mal bei Nacht und Nebel in der übelsten Gegend von beispielsweise Eisenstadt. Ich weiß nicht, ob du diese Stadt dann auch noch komisch finden würdest. Oder auch nur ansatzweise unterhaltsam.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Dylia. »Dass wir bisher durch ziemlich gute Gegenden meines Gehirns gekommen sind? Und die üblen noch kommen?«

Der Gnom grunzte zustimmend. »Genau.«

»Woran erkennst du denn den Unterschied?«, fragte die Prinzessin und sah sich prüfend um. »Für mich sieht das alles irgendwie ziemlich gleich aus: Gespenstisch beleuchtete Gänge, abschüssige oder ansteigende Tunnel, viel Gedankennebel und matschiger Boden. Ab und zu ein flüsternder Blitz oder ein paar komische Glühwürmer mit Blinklichtern, die die Wände langflitzen. Wie ein verrückter Schwamm von innen.«

»Richtig.« Opal nickte. Auch er sah sich abschätzend um. »Hier sind wir in einer ziemlich guten Gegend. Aber anders als in der realen Welt geht es nicht nach Wohnqualität oder Grundstückslage.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Hier geht es um die Beschaffenheit der Gehirnchemie! Gesund oder ungesund. Stabil oder instabil. Normal oder wahnsinnig. Wenn dein Gehirn eine Stadt in der wirklichen Welt wäre, dann lägen die Immobilienpreise in dieser Gegend hier – na, sagen wir mal – so etwa im mittleren Bereich. Es gäbe ein paar ziemlich gute Schulen und genügend Geschäfte und einen Park. Natürlich nicht die Sorte von Spitzengeschäften, wo Euer

Majestät einzukaufen pflegen. In denen die Pfirsiche mit Gold überzogen sind und so. Nein, aber ...«

»Geht das jetzt schon wieder los?«, unterbrach Dylia unwirsch. Mit *Euer Majestät* und *Gold* und so? Ich dachte, wir hätten da eine Sprachregelung vereinbart.«

»Entschuldigung!« Havarius Opal zuckte mit den Schultern. »Ich muss mich an den neuen Umgangston noch gewöhnen. Sarkasmus bleibt einem im Hals hängen wie Mundgeruch. Was ich sagen will: Ja, das hier wäre eine gute Gegend. Ruhige Vorstadtlage mit netten Nachbarn, Spielplätzen und gemähtem Rasen.« Er blickte einem blassblauen Blitz hinterher, der wispernd an der Hirnwand vorbeizischte.

»Verstehe ...«, antwortete Dylia. »Also ist das hier sozusagen Spießergegend? Wo nichts los ist?« Sie warf Havarius einen vorwurfsvollen Blick zu. »Das klingt aber nicht besonders abenteuerlich. Hattest du nicht irgendwas von einer *gefährlichen* Reise erwähnt? Wo sind sie denn, die abenteuerlichen Gegenden?«

Der Gnom blickte Dylia schief von der Seite an. »Da, wo wir hingehen«, sagte er, »*da* sind sie, deine Abenteuer. Du kommst schon noch früh genug in die abenteuerlichsten Gegenden deines eigenen Gehirns, das verspreche ich dir. Momentan solltest du lieber diese Spießergegend hier genießen. Die Normalität. Die Abwesenheit von Überraschungen. Denn danach wirst du dich bald zurücksehnen. Sehr bald. Auch das verspreche ich dir.«

»Jetzt hat deine Stimme wieder so etwas unterschwellig Bedrohliches«, grinste Dylia. »So etwas *Ereignisankündigendes*. Huuh ... Ich mag das! Es macht mich ganz kribbelig.«

»Mach du ruhig deine Witze!«, erwiderte Opal gelassen. »Sie werden dir schon noch ...« Er stockte plötzlich. »Was sind das eigentlich für seltsame Fäden hier? So was habe ich noch nie in einem Gehirn gesehen. Da kann man böse drüber stolpern.«

Er deutete anklagend auf ein paar stramme und schräg verlaufende dünne Stränge, die vom Boden aus in einen abgehenden Gang führten. Sie waren so straff gespannt wie Violinensaiten und sahen aus, als seien sie mit farbigen Tautropfen benetzt. Oder waren das Diamantsplitter?

»Moment mal ...«, murmelte Dylia. »Das ist doch nicht etwa ... sind das vielleicht ...?« Sie lief hastig und leichtfüßig in den Gang, in den sich die Fäden spannten.

»He!«, rief der Gnom. »Nicht weglaufen! Wir müssen zusammenbleiben.« Er hetzte ihr hinterher, und auch die Zwielfichtzwerge nahmen in kleinen Flottenverbänden die Verfolgung auf. »In deinem eigenen ... hhh ... Interesse«, japste Opal, als er die Prinzessin einholte. »Ich finde ... hhh ... immer aus einem Gehirn heraus. Du wüsstest aber nicht mal, wo du gerade bist.«

Dylia blieb abrupt stehen. »Auf ewig verirrt im eigenen Gehirn«, sagte sie. »Was für eine schreckliche Vorstellung.«

»Es gibt ein Wort dafür«, sagte der Gnom. »Man nennt es *Wahnsinn*. Aber dazu kommen wir später noch ausführlich. Was meinst du, wo die hinführen?« Er deutete wieder auf die funkelnden Fäden, von denen es in diesem Gang noch mehr gab. Sie spannten sich hier kreuz und quer und führten wiederum in einen weiteren Tunnel.

»Ich weiß nicht genau«, antwortete Dylia. »Aber ich habe da so eine Ahnung.«

»Wenn das nicht dein Gehirn, sondern dein Schloss wäre, dann würde ich tippen: in eine Schatzkammer.« Opal glotzte verwundert auf die Fäden. »So etwas habe ich jedenfalls in noch keiner anderen Gedankenwelt gesehen. Die Splitter auf den Strippen sehen aus wie Diamanten.«

»Es sind Gedankensplitter«, murmelte Dylia abwesend. »Bruchstücke von sehr wertvollen Erinnerungen ... Memorabilien.«

»Du weißt tatsächlich, was das ist?«, staunte der Gnom.

»Wir befinden uns in *meinem* Gehirn. Ein bisschen dürfte ich mich hier auch auskennen.«

»Richtig«, sagte Opal, während sie, von einer Wolke aus wispernden Geistgeistern überdacht, den funkelnden Fäden in den nächsten Gang folgten. »Dann sag mir doch bitte auch, wohin genau uns diese Stränge führen! Ich mag nämlich keine Überraschungen.«

Dylia schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht. Aber wenn mich nicht alles täuscht, dann bringen sie mich zu jemandem, den ich gut kenne. Und an einen Ort, an dem Dinge aufbewahrt werden, die für mich sehr wichtig sind.«

»Du *kennst* jemanden hier drin?«, fragte der Gnom erstaunt und zuckte wieder nervös mit den Schultern. »Na ja – warum eigentlich nicht, es ist schließlich *dein* Gehirn. Das klingt jedenfalls erfreulich unbedrohlich: Nach guten Freunden und alten Erinnerungen. Als würden wir ein vollgeschriebenes Tagebuch besuchen. Oder ein Poesiealbum.« Havarius schlug sich plötzlich vor die Stirn. »Und jetzt, wo du es sagst: Stimmt ja, in diesem Teil des Gehirns haust das Erinnerungsvermögen.« Er lachte. »Großartig. Ich *liebe* Gehirnreisen! Sich daran zu erinnern, wo das Erinnerungsvermögen liegt, das kann einem auch nur in einem *cerebralen Cortex* passieren.«

Die sacht klimpernden Fäden führten sie durch ein dreieckig geformtes Tor in der Hirnmasse, das allein schon durch seine Größe beeindruckte. Ein mehrstöckiges Haus hätte mühelos hindurchgepasst. An den Kanten war der Rahmen des Eingangs besonders dicht mit den glitzernden Fäden überzogen, so dass er beinahe aussah, als sei er komplett aus Diamanten.

»Woraus auch immer deine Erinnerungen bestehen mögen, sie müssen ziemlich voluminös sein!«, bemerkte der Gnom. »Da drin könnte eine Herde von Ubufanten hausen, und sie könnten aus und ein gehen, ohne den Kopf einzuziehen.«

Kaum hatten sie den Eingang passiert, da wusste Dylia bereits, dass ihre Ahnungen sie nicht getäuscht hatten: Ja, dies *war* der Hort der Erinnerungsspinne, ohne Zweifel.

Sie hatte sich diesen zwar schon sehr oft vorgestellt, aber immer ganz anders. Kleiner, intimer, gemütlicher. Versponnener. Mit einer viel kleineren Spinne! Ja, vor allen Dingen: alles erheblich kleiner. Denn diese Grotte war riesig! Das Netz war riesig. Der Schatz war riesig. Und vor allen Dingen: Die Spinne war riesig.

Ja, dies *war* ein Hort. Und da *war* ein Schatz. Und da *saß* eine Spinne, inmitten ihres Netzes: Dylia einäugige Wächterin der Erinnerung.

Die Prinzessin und Havarius balancierten auf Zehenspitzen über die dicht gespannten Fäden hinweg und achteten ängstlich darauf, keinen davon zu berühren.

Die Zwielichtzwerge waren ihnen ohne Zögern gefolgt und surrten und summten nun in der Schatzkammer herum, umflogen und bestaunten neugierig jedes Objekt darin. Sie hatten anscheinend keinerlei Furcht vor der gewaltigen Spinne, wie ja die meisten flugfähigen Kleinwesen kaum Respekt vor riesenhaften Kreaturen besitzen. Vielleicht wussten sie instinktiv, dass ihnen keine Gefahr von ihr drohte, vielleicht waren sie auch nur ahnungslos. Sie tauchten fliegend und wispernd durch die eingeknickten Riesenbeine hindurch und schwebten in kleinen Geschwadern dicht über das grüne Fell der Spinne hinweg, als wären sie hier schon ewig zu Hause.



Der kleine Zwielichtzwerg, der als einziger von ihnen von monochrom rosaroter Färbung war, kam mit Verspätung in die Grotte gesegelt. Dylia taufte ihn deswegen Tardatius – den ewigen Nachzügler. Und schaute er nicht auch schon entwickelter aus als die anderen? Sie bedauerte es, nicht jedem einzelnen Zwerg einen eigenen Namen geben zu können, aber das wäre aufgrund ihrer Ähnlichkeit unmöglich gewesen.

In der Grotte war es still, doch wenn man genau hinhörte, vernahm man ein unterschwelliges Dröhnen und Rauschen wie aus einer ans Ohr gepressten Muschel. Dylia lauschte andächtig. Dies war das grandiose Schweigen eines gewaltigen Erinnerungsraums, der Hall eines Mausoleums der wichtigen Dinge. *Ihrer* wichtigen Dinge!

Gepflegte und erwartungsfrohe Spannung lag in der Luft wie in einem Opernhaus kurz vor der Vorstellung. Und bei aller Größe kam ihr dieser Raum weder beängstigend noch einschüchternd vor. Dylia fand ihn einfach nur schön und geschmackvoll, auch wenn die Innenarchitektur und Dekoration offensichtlich von einer Spinne stammten. Die tausendfachen Fäden des Netzes spannten sich vom weitgestreckten graugrünen Boden hinauf und schienen sich in einem Punkt der Decke, die sich irgendwo im Dunkel verlor, zu sammeln.

Das ganze Netzwerk wirkte dadurch wie ein monumentales Zirkuszelt aus lauter bunten und glitzernden Punkten. Oder wie ein märchenhafter Zauberberg aus farbigen Mineralien. Zigtausende, vielleicht sogar Millionen Splitter funkelten in einem Licht,

das von überall und nirgends herzukommen schien. Wie von Hunderten unsichtbaren Kerzen. Und mitten in dieser Wunderkammer hockte – oder *lauerte*? – die große, grüne Spinne. Die einäugige Königin. Ihr Thron waren die eigenen endlos langen und eingeknickten Beine. Ihre Krone ein Kranz von struppigen jadegrünen Haaren, die rings um ihren massigen Oberkörper aufrecht standen.

Falls sie nicht schlief – was wirklich unmöglich zu ermitteln war –, dann ruhte sie zumindest. Oder sie lauerte tatsächlich. Sie hatte nur ein einziges riesiges Auge, es war fest geschlossen, und ihr gewaltiger Leib hob und senkte sich im Takt ihres Atems wie der Blasebalg für einen Riesenofen.

»Was für eine Macht!«, dachte Dylia. »Was für eine Würde!«

»Du meine Güte!«, wisperte der Gnom ängstlich hinter vorgehaltener Hand. »Was ist denn das für ein Viech? So was habe ich ja noch nie gesehen! In keinem anderen Gehirn.«

»Ich schon«, sagte Dylia. »Schon oft. Nur anders.«

Und da war der Schatz! Überall in der Grotte verteilt, aber sich zur Mitte hin immer dichter versammelnd und aufeinandergestapelt: die Erinnerungsstücke, Andenken und Souvenirs von Prinzessin Dylia's höchst eigenem Gedächtnis, alle fein säuberlich von glitzernden Fäden eingesponnen und geschützt.

Da! Ihre Mondkraternamen! Von **Abenezra**, **Abul Wafa**, **Avogadro**, **Babakin**, **Bombelli**, **Bronk**, **Calippus**, **Celsius**, **Chladni** und **Cleomedes**, **Daedalus** und **Dubyago**, **Endymion** und **Epimenides**, **Faustini**, **Finsen** und **Frost**, **Gadomski** und **Gaudibert**, **Hatanaka** und **Hogg**, **Ibn Battuta** und **Icarus** über **Jomo**, **Kao**, **Karpinskiy**, **Kekule** und **Krusenstern**, **Lagalla** und **Macrobius**, **Naonobu**, **Nasireddin** und **Necho**, **Onizuka** und **Osiris**, **Pannekoek** und **Pickering** bis hin zu **Quetelet**, **Raspletin** und **Sacrobosco**, **Schrödinger** und **Siedentopf**, **Tycho**, **Ulugh Beigh**, **Vendelinus**, **Wan-Hoo** und **Whipple**, **Xenophanes** und **Yamamoto**, **Zeno**, **Zupus** und **Zwicky**.

Sämtliche Regenbogenerfindungen lagen chronologisch geordnet nebeneinander, besonders dicht mit Spinnenfäden überzogen. Was für ein Anblick! Einen ausgewachsenen regenbogenfarbenen Tornado, eine regenbogenfarbene Flutwelle und einen quergestreiften Regenbogen, allesamt eingefroren in der Zeit – so etwas sah Dylia hier zum ersten Mal und der Gnom sicher auch.

Kein Wunder, dass die Spinne für ihre Sammlung so viel Raum beanspruchte! Die regenbogenfarbene Schreibfeder, die Blitzwolke, die spektralspektakuläre Wunderkerze und die regenbogenfarbenen Zitronen und Lippenstifte benötigten weit weniger Platz, waren aber auch auf das Sorgfältigste eingesponnen.

Die **Pronominaladverbien**, **Präfixe**, **Suffixe** und **Fugenzeichen** waren mit bunten Kreiden säuberlich auf Tafeln gemalt, genau wie die **Plusquamperfektfunktionen**. Die

Appositionen und Beziehungskongruenzen suchte Dylia in der riesigen Sammlung zwar momentan vergeblich, aber sie hatten sicher irgendwo ihren ordentlichen Platz.

Und oh, ja, da waren, hübsch ordentlich und kunstvoll auf kostbares Bütten kalligraphiert, auch ihre absoluten Lieblingsadjektive:

faszinierend originell fesselnd ergreifend spannend
betörend einnehmend prickelnd atemberaubend
dramatisch mitreißend packend entzückend staunenswert
erregend bewegend extraordinär verzaubernd

und – vor allen Dingen – *interessant*. Jede in einer anderen Typographie!

Da! Da lagerten ihre memorierten Gedichte und all die Vokabeln der von ihr beherrschten Sprachen. Da! Die beleidigendsten altzamonischen Schimpfwörter wie *mastigia* und *carifex*.

Und siehe da! Als sentimentale Erinnerung lagen ihre ausrangierten Hauspantoffeln alle in einer langen Reihe, und zwar genau in der Folge, in der Dylia sie ausrangiert hatte.



Die Prinzessin war gerührt davon, wie sorgfältig die Spinne das Wichtige vom Überflüssigen, das Persönliche vom Banalen, das Wertvolle vom Vergänglichen getrennt und aufbewahrt hatte. Und zwar nach einem hochkomplizierten, aber für Dylia sofort einleuchtenden logischen Ablagesystem. Verdrängenswertes zum Beispiel schien vorbildlich aussortiert und säuberlich weggelegt worden zu sein. Die Prinzessin konnte jedenfalls keinerlei überflüssige Erinnerung an schlimme Attacken ihrer Krankheit entdecken, keine nachtragenden Erinnerungen an erlittene Demütigungen oder Beleidigungen, nicht einmal an Liebeskummer. Da gab es kein einziges Portrait eines der Mitglieder ihrer buckligen Verwandtschaft. Dies alles schien sorgfältig vergessen oder lagerte vermutlich in irgendeiner dunklen Rumpelkammer in den übelsten Gegenden ihres Gehirns. Oder vielleicht war es gleich an die Zergesser verfüttert worden – gut so! Das war vorbildliche Erinnerungshygiene.

Es gab sogar so etwas wie eine humoristische Abteilung! Mit alphabetisch sortierten Verballhornungswörtern aus der Abteilung *ridikülisierendes Anagrammieren*, wo sauber geordnet in Zettelkästen Wörter auf Karteikarten notiert waren, und zwar streng alphabetisch. Sie entdeckte *Druthochbluck*, *Flaganschall*, *Frechdurchball*, *Pissdrenonen*. Und da: *Schmopfkerzen*, *Stagenvermimmung* und, *Zeberlirrhose*, aber auch *länglichlebense Strafthafe*.

Eine Spinne mit Humor! Wer hätte das gedacht? Und einen exzellenten Farbsinn hatte sie auch, ohne Zweifel. Denn da waren all ihre Traumfarbennamen von **Absatabimmt** und **Bimmsalababbt** über **Dylian** und **Ektamorph** und **Lollalint** bis **Trollscheiße**, **Unkenzimmt**, **Yoghurtant** und **Zwerch**, schön geordnet in farbigen Kleiderschränken.

Und da! Waren das von Spinnweben überzogene Tontafeln? Mit altzamonischen Namen und Begriffen darauf? Ja, genau, ihre ganzen alternativen altzamonischen Bezeichnungen, da lagerten sie alle! Von *Conatio* über *Insomnia* und *Morbus* und *Cussin* bis *Regina* und *Rex*, von *Stratus* bis *Cultus* – alle da, und manche waren auch in Wachs geritzt.

Dieser Kopf verlor nichts! Da, die Instrumente für ihre Gehirnmusik, schön ordentlich gelagert und mit nur wenigen Fäden gesichert! Vielleicht kamen hier regelmäßig die Orchestermusiker vor den Konzerten vorbei, um sie abzuholen, da durften sie nicht zu fest vertäut sein. Wie mochten diese Musiker wohl aussehen?, fragte sich Dylia. Oder die Spinne selbst spielte darauf mit ihren vielen Beinen. In dieser Wunderkammer der Erinnerung war alles denkbar. Und selbst das bisher Undenkbare ergab hier jetzt einen erstaunlichen Sinn. So üppig hatte es sich Dylia nie vorgestellt: Alles war einfach viel größer und schöner und vielfältiger, als sie es sich je zu erträumen gewagt hätte.



Dies war eigentlich gar keine *Schatz-*, sondern eine *Schutzkammer*, ein Hochsicherheitsbereich, in dem alles aufbewahrt und streng bewacht wurde, was für ihr Leben und ihre Persönlichkeit von besonderer Bedeutung war. All das stand unter dem persönlichen Schutz der beeindruckendsten Kreatur ihres eigenen Denkens. Besser konnte man Erinnerungen wirklich nicht lagern.

Dylia sah sich neugierig weiter um, während der Gnom verhaltene Geräusche der Unbehaglichkeit von sich gab und immer wieder nervös in die Richtung spähte, aus der sie gekommen waren.

Moment mal – konnte das sein? Dylia sah näher hin. Tatsächlich! Mitten in der Grotte, auf Schichten von gestapeltem Erinnerungsgut, stand ihr Gedicht! Ja, ihr Lieblingsgedicht, der Einleitungsrefrain für ihre langen Gedankenspiele in den strapaziösesten Zuständen ihres Morbus. Von dem sie nun wusste, dass sie es selbst erträumt hatte:

Wenn die Minuten durch die Jahre rufen
Erhebt sich der ewige Träumer
Über seine irdische Last
Und reist mitten hinein
Ins dunkle Herz der Nacht

Da war es, ebenfalls nur locker eingeschlungen in Erinnerungsfäden, geschützt, aber zugleich jederzeit abholbereit.

Dylia war den Tränen nahe. Sie hätte am liebsten die riesige Spinne aufgeweckt und ihr ihre Begeisterung vermittelt. Sie war erstaunt, erschüttert, ergriffen, verduzt, irritiert und gerührt zugleich. Bevor sie ihre Empfindungen in Worte fassen konnte, kam ihr der Gnom zuvor.

»Was auch immer das für seltsame und verdrehte Wörter und Gedanken oder Erinnerungen und Ideen sind, die hier gehortet werden, sie sind absolut sicher!«, wisperte der Gnom. »Das steht mal fest. Niemand, keine einzige Hirnkreatur, nicht mal eine ganze Armee von Zergessern würde sich hier reintrauen und irgendetwas anrühren. Und sich mit diesem Monstrum anlegen. Niemand, der auch nur einen Funken von Selbsterhaltungstrieb besitzt. Wer nur einen einzigen dieser Fäden anrührt, der ist erledigt.«

»Natürlich!«, dachte Dylia. »Deswegen ist mein Erinnerungsvermögen so intakt! Niemand legt sich mit meiner Erinnerungsspinne an, die in meiner Vorstellung winzig klein, hier drin aber riesig groß ist.« Sie ließ ihren Blick weiter über das Netz

schweifen. Je länger sie es betrachtete, desto mehr machte es auf Dylia den Eindruck eines eingefrorenen Meeres aus bunten und in der Zeit erstarrten Wellen, unter denen sich die kostbaren Souvenirs ihrer Erinnerung befanden. Versunkene Schätze. Und da, da waren ja auch ihre Pfauenwörter des heutigen Tages!

Nach deren Verbleib hatte sie sich schon gefragt, seit sie ihr eigenes Gehirn betreten hatten – und auch danach, welches Aussehen sie hier drin wohl besitzen mochten. Und da waren sie! Dylia konnte auf Anhieb nicht alle entdecken, was durchaus Sinn ergab, denn sie hatte ja noch nicht für alle eine sinnvolle Anwendung erdacht. Aber die bereits verwendeten hatten ihren Weg in die Schatzkammer gefunden. Der Stapel aus Pfauenwörtern sah entsprechend unfertig aus, irgendwie nicht komplett, und er war auch noch nicht richtig verschnürt. Wie die kostbare Ladung eines Schiffes, die bei unruhiger See über Bord gehen könnte, wenn sie nicht noch sorgfältiger festgezurrte würde:

Abgunst
Niemalsweh
Pisanzapra
Quoggonophobie
Amygdala
Hoyotojokomeshi
Zaminolonimaz

»Ja, da fehlen noch welche für den heutigen Tag«, dachte Dylia. Aber dies war nun wirklich nicht der Augenblick, darüber nachzudenken, welche der Pfauenwörter sie noch nicht verwendet hatte. Sie wollte sich gerade wieder umdrehen, um mit Havarius über das weitere Vorgehen zu sprechen, da sah sie es.

Das Wort.

Es lag ganz oben auf dem Stapel mit den Pfauenwörtern des Tages, und es war erst dadurch sichtbar geworden, dass sie einen Schritt zurückgetreten war. Dylia erschrak bei dem Anblick, aber nicht aus Furcht oder Bestürzung. Dann musste sie auflachen, aber nur ganz kurz. Und schließlich schossen ihr die Tränen in die Augen. Ja, da lag es. Ganz oben auf dem Stapel mit den Pfauenwörtern. Lag? Nein – da *thronte* es. Plötzlich unübersehbar, alles überragend und überstrahlend, den ganzen riesigen Raum mit seiner einzigartigen Präsenz beherrschend. So wie es sich für das kostbarste aller Schmuckstücke in einer Schatzkammer eigentlich auch gehörte, oder? Das Kronjuwel. Das Prunkstück. Die kostbarste Preziose von allen. Eigentlich der Grund dafür, warum es diese prallgefüllte Schatzkammer überhaupt gab. Die Voraussetzung für die Existenz der riesigen und umtriebigen Wächterspinne selbst.

Das Oberüberwort!

Jene einzigartige, alles Gute einschließende und alles Andere ausschließende Vokabel, nach der Prinzessin Dylia schon immer gesucht hatte. Das Zauberwort. Da war es. Endlich!

Und Dylia vermochte einfach nicht zu fassen, dass sie bisher noch nicht selber darauf gekommen war. Natürlich musste es dieses Wort sein! Welches denn sonst? Das absolute Oberüberwort – das war es, kein Zweifel möglich, jeder weitere Gedanke überflüssig! Die Prinzessin war so verblüfft, dass sie nicht anders konnte, als noch einmal laut aufzulachen.

»Hah!«, machte sie. »Hah! Hah!« Ihre kurzen und trockenen Lacher hallten durch die Höhle und verwandelten sich in zahlreiche Echos: »HAH!HAH!HAH!HAH!HAH!HAH!!!«

»Schhhh!!!«, machte der Gnom. »Leise!«, zischte er. »Bist du irre? Du weckst das Monstrum auf.«

Dylia hielt sich die Hand vor den Mund, immer noch im Zustand der absoluten Entgeisterung. Aber es war bereits zu spät. Ein feines Zittern ging durch sämtliche Fäden, dem zartes Klirren und leises Klimpern folgten, welches die ganze Grotte erfüllte.

Die Zwielfichtzwerge flogen aufgeregt durcheinander und gaben erstmals ängstlich klingende flötende Laute von sich.

»Hhhhh ...«, hauchte eine gespenstische Stimme. Die Spinne erwachte. Vielleicht war es auch nur ein Geräusch, das sie mit ihren langen Gliedmaßen und Körperhaaren erzeugte, aber Dylia gefiel der Gedanke, dass sie eine Stimme besaß, obwohl sie noch nie zu ihr gesprochen hatte.

Nun begann die Spinne, ihr riesiges und einziges Augenlid zu öffnen. Es war ein langwieriger, anscheinend mühsamer Vorgang und hörte sich an, als würde man den Verband von einer eitrigen Wunde ablösen.

Dylia sträubten sich die Nackenhaare.

»Sie erwacht!«, flüsterte Opal. »Sie wird munter! Du hast sie geweckt.«

»Hhhhh ...«, hauchte die Riesenspinne noch einmal, und der Gnom machte Bewegungen, als wolle er in drei verschiedene Richtungen gleichzeitig türmen. Währenddessen blieb Dylia wie angewurzelt stehen.

»Was ist, wenn sie mich nicht erkennt?«, dachte sie, und dann: »Woran sollte sie mich überhaupt erkennen? Wir sind uns nie begegnet – außer in unseren Gedanken. Und von daher dachte ich, dass sie winzig klein ist. Aber sie ist riesengroß. Wahrscheinlich denkt sie, ich wäre riesengroß, aber hier drin bin ich winzig klein.«

»Hhhhhhhh ...«, hauchte die Spinne noch einmal, wieder lauter und haarsträubender als beim letzten Mal. Und dann schloss sie das Auge wieder, mit einem laut schmatzenden Geräusch.

Eine Zeit lang unternahmen Dylia und der Gnom gar nichts. Sie atmeten nicht einmal. »Sie schläft weiter«, wisperte Havarius endlich sehr leise.

Dylia nickte, machte aber keinerlei Anstalten zu gehen. Sie stand da und starrte mit verzückter Miene auf irgendetwas im Raum, das sie endlos zu faszinieren schien. Schließlich wurde es Havarius zu bunt. Er packte die Prinzessin am Arm und bugsiierte sie zum Ausgang. Dabei gaben beide sorgfältig acht, keine der Fäden oder Gegenstände zu touchieren. Die Zwielichtzwerge folgten ihnen aufgeregt summend wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm. Erst als sie draußen vor dem Eingang standen, holte der Gnom zum ersten Mal wieder richtig tief Luft.

»Hawaah!«, machte er und entließ Dylia aus seinem Griff. »Was war denn da drinnen mit dir los? Du hast ausgesehen, als würdest du einen Geist sehen. Du konntest dich ja gar nicht losreißen.«

Dylia überlegte kurz, ob sie ihm von dem **Oberüberwort** erzählen sollte. Dann entschied sie sich dagegen. »Danke!«, sagte sie stattdessen. »Danke, dass du mir das gezeigt hast.«

»Was denn?« fragte der Gnom irritiert. »Ich hab dir gar nichts gezeigt. Du hast uns da reinbugsiiert. Schieb mir jetzt nicht in die Schuhe, dass wir fast von einer Riesenspinne verspeist worden wären! Auf meinem Reiseplan stand das nicht!«

Dylia widersprach nicht. »Und? Was machen wir jetzt?«, fragte sie stattdessen.

»Wir gehen dahin, wo wir die ganze Zeit hingehen wollten«, antwortete Opal. »Ins dunkle Herz der Nacht. Aber diesmal ohne Umwege.« Er marschierte einfach los, und Dylia folgte ihm, ohne zu zögern.

»Ins dunkle Herz der Nacht«, sagte sie. »Da wollte ich schon immer mal hin.«

Die Geistgeister bildeten wieder eine Formation, die wie im Schlepptau dicht hinter Dylia her schwebte und die Nähe des Gnoms zu meiden schien. So bewegte sich die eigenartige Reisegruppe eine Weile schweigend durch geräumige Gedankengänge vorwärts, bis man von ferne ein dumpfes rhythmisches Pochen hörte, das immer lauter wurde.

»Ist das mein Herz?«, fragte Dylia.

»Vom Ursprung her: ja«, erwiderte Opal. »Aber hier ist es das Geräusch deiner Hirnschlagader.«

»Von der man einen Flaganschall bekommt, wenn sie verstopft?«, fragte Dylia neugierig weiter.

»An so etwas wollen wir jetzt lieber gar nicht denken«, antwortete der Gnom und ging hastig weiter.

»Wieso nicht?«, bohrte Dylia nach. »Kann dir doch egal sein, wenn ich hopsgehe. Das willst du doch sogar.«

Der Gnom lächelte gequält »Aber nicht jetzt, Prinzessin. Wenn du jetzt sterben würdest, wäre ich in deinem Kopf gefangen. Für ziemlich lange Zeit.«

Dann schwiegen sie wieder eine Weile. Man hörte nur ihre Schritte, das rhythmische Rauschen des Blutes aus der Ferne und ab und zu das unterdrückte Schnaufen des Gnoms, an dem sichtlich etwas nagte. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten.

»Da war doch was!«, brach es plötzlich aus ihm hervor. »In der Grotte.«

»Was meinst du? Die Spinne?«, fragte Dylia unschuldig.

»Nein, ich meine nicht die Spinne«, blaffte Opal zurück. Er blieb stehen, drehte sich um und zeigte anklagend auf Dylia. »Da war noch etwas Anderes, was du da gesehen hast.«

»Da waren ziemlich viele Dinge, die ich gesehen habe«, sagte Dylia grinsend. »Regenbogenerfindungen zum Beispiel. Mein Gedicht. Die Pfauenwörter des Tages. Viele Sachen. Und alle von mir.« Sie lächelte selig.

»Verstehe ...«, knurrte der Gnom. »Du willst es also nicht mit mir teilen.«

»Du kannst doch meine Gedanken riechen!«, sagte Dylia. »Dann riech einfach, was du wissen willst!«

Opal drehte sich wieder um und stapfte weiter.

»Du kannst es nämlich nicht!«, rief sie ihm hinterher, während sie im Stechschritt folgte. »Stimmt's? Du kannst nur unangenehme Dinge riechen. Angst. Schmerz. Verzweiflung. Solche Sachen.«

»Halt einfach die Klappe!«, grunzte der Gnom.

»Hey!«, rief Dylia aufgekratzt. »Haben wir jetzt unseren ersten Streit? Ja? Das finde ich schick! Ich hab noch nie Streit mit einem Nachtmahr gehabt. Das ist so aufregend! Du hast nicht zu viel versprochen. Das alles ist ein Abenteuer!« Dylia fing an, an ihren Fingern abzuzählen. »Erst die Ideengeburt. Dann der Zergesser. Die Hirnschnecken. Und eine Schatzkammer mit einer Riesenspinne! Das alles innerhalb von ... hey! Wie lange sind wir eigentlich schon hier drin?«

»Nach deiner Zeitrechnung? Etwa eine Sekunde«, antwortete Opal mürrisch.

»Eine Sekunde? Ehrlich?«, staunte Dylia.

Der Gnom strich nachdenklich mit einer Hand über seinen kahlen Schädel. »Großes ist klein und Langes ist kurz«, sagte er. »Wichtiges ist unwichtig, und Unwichtiges ist wichtig. Zeit ist Raum und Raum ist Zeit. Schönes ist schön, aber Hässliches ist auch schön. Und umgekehrt. Und dann noch mal gegen den Uhrzeigersinn. Verstanden? Hier herrschen andere Maßstäbe. In jeder Beziehung.«

»Donnerwetter«, sagte Dylia beeindruckt. »Das nenne ich mal eine andere Zeitrechnung. Hier drin ist ja wirklich was los – du meine Güte! In einer Sekunde erlebe ich mehr als in einem Jahr da draußen. Mindestens.« Sie stemmte die kleinen Fäuste in die Hüften und sah sich um. »Also, hier bekomme ich echt was für meine Zeit geboten, da kann man wirklich nicht meckern. Ich habe nicht mehr so viel Spaß gehabt, seit ... seit damals, als mein Vater die Schlosstreppe runtergefallen ist. Dabei hat er

sich böse das Steißbein ...« »Kannst du vielleicht einfach mal dein Plappermaul halten?«, schnauzte der Gnom. »Ich muss mich konzentrieren.«

»Plappermaul?«, schnappte Dylia zurück. »Du quasselst doch auch die ganze Zeit. Was meinst du denn mit *konzentrieren*? Beim Gehen? Worauf denn?«

»Auf ... auf unsere Orientierung. Auf die Richtung.«

»Ich dachte, hier gibt es nur zwei Richtungen«, sagte Dylia schnippisch. »Rein und raus.«

Der Gnom schwieg wieder beharrlich. Nur noch sehr dünne Reste des bunten Gedankennebels hingen in langen Schlieren in der Luft, um die die Zwielfichtzwerge im Flug elegante Pirouetten drehten.

»Oh, sieh mal!«, rief Dylia plötzlich. »Zwei Hirnschnecken.« Sie deutete auf zwei längliche, dezent grün leuchtende Würmer, die ihnen im Gang behäbig entgegengekrochen kamen und dabei leise zu summen schienen. »Höhö!«, lachte sie. »Es sieht aus, als würde die eine die andere Gassi führen! Sind das auch philosophische Gedanken?«

»Das sind keine Hirnschnecken«, antwortete Opal. »Dafür sind sie zu schnell. Und sie sind grün. Hirnschnecken sind violett. Das hier sind Thalamiten. Sie sehen alle gleich aus. Ein bisschen wie Hirnschnecken, aber grün. Sie sind harmlos und unproblematisch im Umgang. Aber ich habe immer noch nicht rausgefunden, ob sie mich überhaupt wahrnehmen!«

Opal wedelte im Vorbeigehen mit seinen Händen bedrohlich in Richtung der Kriechwesen, aber sie zeigten keinerlei Reaktion. »Siehst du? Ich habe sie in dringendem Verdacht, dass sie über gar kein Nervensystem verfügen. Wozu braucht man auch Nerven, wenn man selber Bewohner eines Nervensystems ist, nicht wahr? Sie sind also wahrscheinlich nicht nur geschlechtslos, sondern auch ansonsten losgelöst von so ziemlich allem. Von Aggressionen und Gefühlen jeder Art. Von Angst oder Hass.« Der Gnom wies in die Richtung, aus der das immer stärker werdende Pochen kam. »Hier ist alles harmlos und normal. Der Thalamus ist eine friedliche Zone. Es gibt keine Zergesser oder sonstigen Bedrohungen. Hier herrscht ein ausgeglichenes Klima in jeder Beziehung. *Neutral* wäre vielleicht das beste Wort.«

Dylia fielen automatisch zahlreiche andere Worte für *neutral* ein. Und natürlich auch ein paar bessere: *sachlich, objektiv, leidenschaftslos, rational, trocken, unpersönlich, pragmatisch, emotionsfrei, unromantisch, realistisch, logisch, berechnend, nüchtern, phantasielos, prosaisch, abwägend, unparteiisch, komod, ausgewogen, unsentimental, dröge, gebühlich, abwechslungslos, geschäftsmäßig* und vor allen Dingen: *langweilig*. Nicht unbedingt ihre Lieblingswortfamilie, so viel stand fest. Aber immerhin fand sie es erstaunlich, dass es so viele Namen für etwas gab, das immer dasselbe ist und auch bleiben will.



»Emotional herrscht hier sozusagen gleichbleibende Raumtemperatur«, erwähnte Opal noch. »Fast ein bisschen unterkühlt für meinen Geschmack.«

Dylia fröstelte tatsächlich ein wenig. »Allerdings!«, bestätigte sie. »Hier ist es ziemlich frisch. Ich hätte einen zusätzlichen Schal mitnehmen sollen. Ich besitze Unmengen, vielleicht die schönste Schalsammlung von ganz Zamonien. Aber immer wenn man mal einen zusätzlichen Schal benötigt, dann hat man keinen dabei.« Die Prinzessin seufzte.

»Das kenne ich!«, sagte der Gnom. »Ich habe das gleiche Problem mit Regenschirmen.«

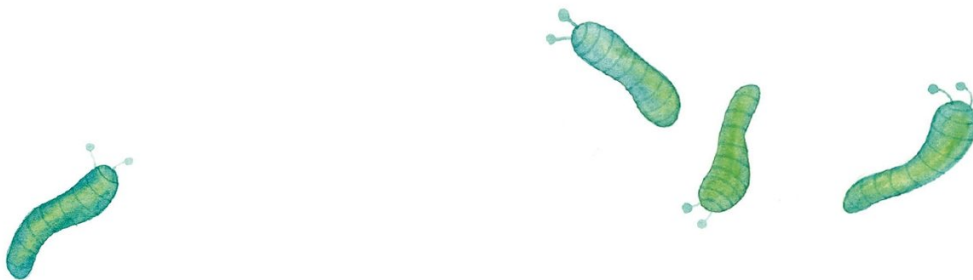
»Tatsächlich?«

»Nein, natürlich nicht. Das war ein Witz.«

Dylia lachte nicht. »Hier gibt es auch viel weniger von diesem schönen, warmen, bunten Dampf«, klagte sie. »Wird hier nicht mehr so viel gedacht?«

»Mit Denken im schöpferischen Sinn hat das tatsächlich nicht viel zu tun«, brummte Opal. »Und daher gibt es weniger Dampf, ganz richtig. Obwohl durchaus ordentlich Hirnarbeit geleistet wird! Aber hier wird eher abgewogen als gedacht, könnte man sagen. Mehr verglichen als erfunden. Mehr gerechnet und kalkuliert als gegrübelt. Und auch mehr entschieden als gezweifelt.« Er fasste sich an den Schädel. »Die Ideen werden in anderen Hirnregionen geboren. Da, wo wir gerade herkommen. Hier werden sie gemessen und bemessen, eingeordnet, bewertet, verworfen oder weitergeleitet. In einem Wort: verwaltet.«

Der Tunnel vor ihnen wurde nun immer breiter und höher, und an seinem Ende glomm ein grünes Licht, das im Takt der Herztöne zu pulsieren schien. Immer mehr türkis leuchtende Würmer kamen ihnen summend entgegengekrochen. Schließlich gelangten sie um eine Hirnwindung herum – immer noch hartnäckig verfolgt und umschwirrt von den Zwielfichtzwerge – auf einen großen Platz.



Der Raum vor ihnen hatte sich schlagartig ausgedehnt, und Dylia überblickte staunend eine Fläche, die in der wirklichen Welt einem großen Marktplatz entsprochen hätte und ebenso zahlreich bevölkert war. Es war eine Hirnhöhle von enormen Ausmaßen, gestützt von schlanken, grauen Säulen, die stellenweise rot und blau geädert waren. Sie vermutete, dass es sich um besonders dick gebündelte Nervenstränge handelte, denn sie

vibrierten kaum merklich im Takt des rauschenden Herzschlags, der hier von überall zu kommen schien.

Auf dem Platz wimmelte es nur so von türkis glühenden Thalamiten, die zu Tausenden durcheinander und übereinander krochen und dabei unrhythmisch summten und brummten und schmale leuchtende Schleimspuren hinterließen. Sie kamen aus Löchern im Boden, die fast wie Kanalöffnungen aussahen, und sie verschwanden auch wieder darin. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. An der gegenüberliegenden Höhlenwand konnte Dylia ein großes pyramidales Tor ausmachen, in dessen Richtung die meisten Würmer robbten.



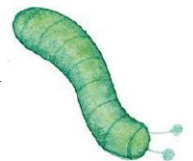
»Das sind sie, die Bewohner des Thalamus. Das Volk der Vernunft«, erläuterte Opal. »Seine Zentrale liegt da drüben. Siehst du das große dreieckige Tor? Da müssen wir hin, wenn wir weiter nach Amygdala wollen. Wir brauchen die allgemeine Durchreiseerlaubnis und eine thalamitische Eigenrisikobescheinung.«

Als wäre damit alles erklärt, marschierte der Gnom los, mitten durch die summenden Würmer hindurch. Die Prinzessin und die Zwielfichtzwerge folgten ihm auf dem Fuße.

»Thalamitische ... was?«, fragte Dylia. »Unter *Durchreiseerlaubnis* kann ich mir was vorstellen, aber ...«

»Eine Eigenrisikobescheinung ist die amtliche Erlaubnis, den Thalamus in Richtung Amygdala auf eigene Gefahr wieder zu verlassen«, rief Opal über die Schulter zurück. »Damit befreit sich der Thalamus von allen gehirnjuristischen Konsequenzen, du weißt schon: Schuldgefühle und so. Falls uns etwas passiert ...«

»Falls ... uns etwas passiert?«, wiederholte Dylia besorgt. »Was, äh, könnte uns denn passieren?« Der Gnom lachte gequält. »Das willst du nicht wissen«, entschied er.



»Nicht? Ach ja?«, gab Dylia zurück. »Na, ich würde schon ganz gerne wissen, was ...«

»Darf ich jetzt bitte erst mal die aktuellen Probleme weiter erläutern?«, unterbrach Opal sie unwirsch. »Du warst doch diejenige, die es eilig hatte, oder?« Er stieg mit langen Storchenschritten und angewiderter Miene über einige der gespenstisch

leuchtenden Würmer. »Also: Ab hier wird alles etwas komplizierter. Alles. Wir sind sozusagen aus der Wildnis in die Zivilisation eingetreten. Hier läuft nichts ohne Beglaubigungen, Sachverständigengutachten, Bescheinigungen und so weiter. Aber da müssen wir durch. Wie durch eine Grenzkontrolle. Ich habe dir ja gesagt, dass es eine Reise wird.«



»Schon klar!«, antwortete Dylia. »Als Prinzessin genieße ich gewöhnlich diplomatische Immunität und werde an jeder Grenze mitsamt Kutsche durchgewunken. Aber in meinem eigenen Gehirn muss ich ein Visum beantragen. Verstehe ich das richtig?«

»Gewissermaßen ...«, nickte Opal.

»Das ist absurd, aber mal was Anderes. Dann lass es uns bitte zügig hinter uns bringen. Ich hasse Bürokratie.«

»Ich tue mein Bestes!«, ächzte der Gnom, der im Zickzack den scharenweise entgegenkommenden Thalamiten auswich. »Aber wenn man sich mit Gehirnverwaltungskräften einlässt, dann ist das so, als würde man sich selber freiwillig in die Klapsmühle einliefern, verstehst du? Dein Körper gehört dann nicht mehr dir. Dein Gehirn erst recht nicht.«



»Das hört man gern«, sagte Dylia. »Und warum tun wir uns das an?«

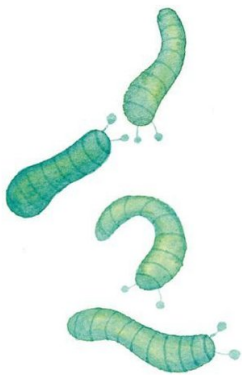
»Diese ganzen Thalamiten hier«, antwortete Havarius und wies mit einer ausladenden Geste über die umherkriechenden Würmer, »wollen alle beschäftigt sein. Sie leisten hier etwas, das man in deiner Welt Verwaltungsarbeit nennt. Es sind eigentlich ...«

»Beamte!«, ergänzte Dylia. »Ja, das hört man.«

»Das *hörst* du?«, fragte der Gnom überrascht.

»Ja, natürlich. Dieses unmusikalische Summen. Das ist Beamtenmusik.«

»Beamtenmusik?«



Dylia seufzte. »Man kann Beamte jeder Art an ihren Stimmen erkennen. Egal ob Zwerge, Halbzwerge, Nattifftoffen oder Rübenzähler. Oder die Beamten meines Vaters.

Sie klingen alle gleich.« Sie lauschte. »Unmusikalisch, seelenlos, leiernd. Als würden sie schlechte Melodien wiederkauen. Hörst du?«

»Stimmt«, antwortete Opal. »So hört es sich an. Sprich weiter!«

»Mit ihren Augen«, fuhr Dylia fort, »also, *wenn* sie Augen haben, da ist es so ähnlich. Dieses tote Haifischstarren, daran erkennst du sie. Sie sind blind für schöne Dinge. Links und rechts Scheuklappen, davor ein Grauschleier und in der Ferne eine Stechuhr. So sehen sie die Welt. Alles andere würde sie nervös machen.« Dylia sah mitleidig auf einen Wurm zu ihren Füßen herab. »Sie wären eigentlich bedauernswerte Kreaturen, wenn sie in der Masse nicht solch ein Elend anrichten könnten. Deswegen mag ich sie nicht. Sie können ein gutes Gemälde nicht von einem Loch in der Wand unterscheiden, eine Melodie nicht von einem Melodram. Und wenn sie schreiben, dann kommen nur Gutachten dabei raus.«

»Das sind Würmer«, sagte der Gnom. »Übertreibst du jetzt nicht ein bisschen? Die schreiben keine Gutachten. Die haben ja nicht mal Finger.«

»Ich habe zwar noch nie verbeamtete Würmer gesehen«, antwortete Dylia, »aber ich kann es an ihren Stimmen hören: Das sind Bürokraten. Egal in welcher Sprache sie summen. Egal, ob sie Finger haben oder nicht.«

»Nun ja, da ist was dran«, gab der Gnom zu. »Sie sind das Verwaltungspersonal des Gehirns, und das macht sie in der Tat zu Beamten. Ich wusste gar nicht, dass du so ein feines Gehör hast.«

»Ja – ich höre das Gas wachsen«, sagte Dylia.

»Du meinst, du hörst das *Gras* wachsen«, korrigierte der Gnom.

»Hey, diese Redensart kenne sogar ich.«

»Nein, nein«, gab Dylia zurück »ich meine schon das *Gas* – den Aggregatzustand. Nicht das Gras – die Krautpflanze. Ich kann hören, wie sich Gaswolken aufbauen. Ich kann hören, wie Wasserdampf quillt. Wie Nebel wallt. Wie Rauch qualmt.« Sie legte eine Hand ans Ohr. »So überspannt ist mein Gehör durch die Krankheit! Das Gras wachsen höre ich sowieso. Wie jedes Kaninchen. Das ist nichts Besonderes.«

»Ach komm!«, grinste Opal. »Jetzt machst *du* die Witze.«

»Nein«, sagte Dylia ernst. »Es ist wahr. Ich habe doch gar keinen Humor. Das weißt du doch.«

Der Gnom warf Dylia über die Schulter einen misstrauischen Blick zu. Die halbe Höhle hatten sie jetzt im Slalom um die allgegenwärtigen Thalamiten bereits durchquert. »Dass du es faustdick hinter den Ohren hast, habe ich mittlerweile bemerkt!«, sagte er. »So ein loses Mundwerk! Aber du hast ja recht. Ich mag sie auch nicht besonders.«

Er ließ einen angewiderten Blick über die brummenden Würmer und ihre Kriechspuren schweifen. »Aber was soll man machen? Angeblich sind sie so notwendig wie die Regenwürmer im Erdreich. Ohne Thalamiten würde hier gar nichts laufen. Sie wälzen dein Hirnschmalz um. Sie sorgen für die Durchblutung des Gehirns und den Gedankenfluss in den Ganglien. Sympathisch sind sie nicht, aber notwendig. Ohne sie bricht hier alles zusammen. Hörst du sie sprechen?«

»Sprechen?«, fragte Dylia. »Meinst du dieses unmusikalische Summen und Brummen?«

»Das ist Thalamitisch. Es ist ihre Sprache. Ihre Form von Kommunikation – solange sie nicht übereinanderrutschen oder sich Leuchtsignale zufunken.«

Jetzt war Dylia interessiert. »Sie haben eine Sprache? Tatsächlich?«

»Na ja, zumindest eine sehr primitive. Denn auch Beamte müssen ab und zu kommunizieren. Es gibt aber nur sechs thalamitische Floskeln, mit denen sie ihre gesamte Kommunikation bestreiten.«

»Tatsächlich? Nur sechs?«, staunte Dylia.

Der Gnom zählte sie auf: »Sie lauten: Erstens: Ja. Zweitens: Nein. Drittens: Genehmigt. Viertens: Abgelehnt. Fünftens: Darüber muss ich noch nachdenken. Und Sechstens: Mittagspause.«

»Das ist vorbildlich!«, lobte Dylia. »Eine Sprache aus nur sechs Floskeln. So schnell habe ich noch nie ein anderes Idiom gelernt.« Sie lachte. »Ich spreche jetzt schon perfekt Thalamitisch. Oder sagt man: Ich spreche perfekt Thalamus?«

»Wenn das so einfach wäre! Das kannst du erst von dir behaupten, wenn du gelernt hast, ohne Benutzung deines Mundes oder deiner Stimmbänder zu brummen.«



»Ach so. Ein Dialekt sozusagen. Womit brummen sie denn?«

»Das möchtest du nicht wissen«, sagte der Gnom wieder und blickte nach vorn.

»Ich möchte ja ziemlich viel nicht wissen, wenn es nach dir geht«, rief Dylia ihm nach. »Aber in dem Fall hast du recht: Ich möchte es tatsächlich nicht wissen.«

Der Gnom zuckte wieder mit den Schultern. »Es ist in, äh, kultureller Hinsicht kein besonders anspruchvolles Volk, daher kommen sie mit diesem begrenzten Wortschatz bestens klar. Sie gehorchen aufs Wort, führen gerne Befehle aus und machen keine Schwierigkeiten. Jedenfalls solange die Anforderungen an sie vom großen Thalamus kommen.«

»Ich verstehe«, sagte Dylia, die sehr sorgfältig darauf achtete, auf keinen der Würmer zu treten und auch deswegen einen angespannten Eindruck machte. »Könnten wir das

bitte schleunigst hinter uns bringen?«, flehte sie. »Ich habe es nicht so mit Behörden und Beamten. Und in Wurmform sind sie mir regelrecht unheimlich. Sie sind alle so ... so gleich! Wenn ich nicht schon krank wäre, dann würde mich der Gedanke, dass das hier angeblich der wichtigste Bereich meines Gehirns ist, wahrscheinlich ganz krank machen.«

»Wir müssen nur noch da vorne durch dieses Tor«, sagte der Gnom. »Dahinter ... dahinter wird sie dir die Frage stellen.«

»Eine Frage stellen? Sie?«, fragte Dylia. »Es ist eine Sie, die mich befragt? Es heisst doch der Thalamus? Ich dachte, er sei männlich. Oder irgendein Ding.«

»Thalamus ist keine Person. Kein Er und keine Sie. Es ist ... öh ... ein Prinzip. Ja, so könnte man sagen. Oder eine Instanz. Wie das Gesetz. Oder die Ordnung.«

»Herrje, das ist hier alles viel komplizierter, als ich dachte«, ächzte Dylia, während sie mit angeekelter Miene über einen fetten leuchtenden Wurm stieg. »Genehmigungen und Beglaubigungen. Instanzen und Prinzipien. Ich hatte mir das Reisen im Gehirn erheblich einfacher vorgestellt. Nicht so ... realistisch. Eigentlich eher so wie ... Flimmen.«

»Würde es dich wirklich erfreuen, wenn hier alles einfacher wäre?«, fragte der Gnom über die Schulter. »In deinem eigenen Gehirn? Dann wärst du doch auch enttäuscht. Und unterfordert. Sei doch mal zufrieden, Prinzessin! Lass dich einfach treiben! Eine Alternative hast du sowieso nicht.« Der Gnom hielt an. »Da sind wir«, sagte er. »Der Eingang zum Thalamus.« Er wies mit triumphierender Geste auf das Eingangstor, als habe er es selbst errichtet.

»Das Tor zum Bewusstsein«, rief Dylia feierlich, »die letzte Bastion der Vernunft. Sagt man nicht so? Und was genau werden wir darin tun?«

»Na ja, wir beantragen die Durchreiseerlaubnis und so weiter. Erledigen den amtlichen Kram. Und dafür musst du dich der üblichen Prüfung unterziehen.

»Einer Prüfung? Unterziehen? Ich? Moment mal! Wieso das denn?«

»Weil das der Weg des Thalamus ist«, sagte der Gnom. »Der Weg der Vernunft.«

»Davon war bisher keine Rede!«, rief Dylia aufgebracht. »Was für eine Prüfung soll das denn sein?«

»Ach, nichts Besonderes«, winkte der Gnom lässig ab. »Es ist nur eine einzige Frage.«

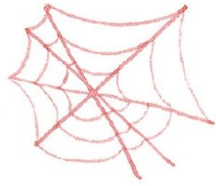
»Eine einzige Frage?« Dylia beruhigte sich ein wenig. »Das klingt ... überschaubar.«

»Ist es auch«, nickte Opal. »Es ist eine reine Formalität. Wie an der Grenze: Haben Sie was zu verzollen? – Nö. Und schon sind wir unterwegs nach Amygdala.« Er grinste wieder.

»Na schön«, seufzte Dylia. »Bringen wir es hinter uns.« Sie durchschritten gemeinsam das gewaltige Tor, und die Zwielfichtzwerges folgten ihnen im Schwarm wie wohlerzogene Haustiere.

»Aber nur mal rein hypothetisch gefragt«, fügte die Prinzessin noch hinzu. »Was ist, wenn ich die Prüfung wider Erwarten doch nicht bestehe? Was dann?«

»Das«, sagte der Gnom, während er mit unsicherem Gang den Tunnel betrat, »willst du nun wirklich nicht wissen.«



Duodecimus

THALAMUS

Schon kurz nachdem sie das Tor passiert und den Gang dahinter betreten hatte, wurde Dylia schwindelig. Sie hatte noch nie einen derart langgezogenen, hohen und breiten Gang mit so vielen Türen gesehen. Er war von pyramidalen Form wie der Eingang und erstreckte sich anscheinend endlos in die Ferne. Von den ebenfalls pyramidal geschnittenen gewaltigen Türen, die links und rechts abgingen, musste es Hunderte, wenn nicht Tausende geben. Der Prinzessin schwirrte der Kopf, auch von der ungewöhnlichen Geräuschkulisse. Zahllose glimmende Thalamiten in allen Größen krochen überall herum und verbreiteten gleichmäßig ihr grünliches Licht und ihr dissonantes Gebrumme.

Die Zwielfichtzwerge suchten nach wie vor schwebend und wispernd Dylia's Nähe, und der Gnom trabte mit ein, zwei Schritten Abstand ehrfürchtig hinter ihr her – fast so, als hätte er seinen Führungsanspruch auf die Reisegruppe beim Betreten des thalamitischen Gangs aufgegeben.

»Du meine Güte«, rief Dylia. »Das ist ja ... monumental! Dagegen ist unser Schloss eine Puppenstube. Je tiefer ich in mein Gehirn eindringe, desto größer und verwirrender wird alles. Äh ... du weißt doch hoffentlich, wo wir lang müssen?«

»Nein«, sagte der Gnom schulterzuckend. »Das musst *du* mir schon zeigen.«

»Was? *Ich* soll wissen, durch welche von all diesen Türen wir gehen müssen? Nicht dein Ernst, oder?«

»Es ist *dein* Gehirn, Prinzessin«, sagte der Gnom. »*Ich* bin hier nur auf der Durchreise.«

»Bist du irre?« fragte Dylia entgeistert. »Woher soll ich denn den Weg wissen? Ich weiß doch nicht mal, wohin wir genau wollen. Oder müssen. Oder sollen.«

»Dafür gibt es ein Wort«, sagte der Gnom. »Es heißt *Instinkt*. Geh einfach dahin, wohin er dich leitet! Das ist dann, wohin wir wollen, müssen oder sollen.«

»Wirklich?« Dylia blieb stehen und sah sich verdutzt um. »Ich soll das Sagen haben?«

»Ja doch! So funktioniert das hier nun mal. In deinem Thalamus hat nur einer das Sagen: du. Du triffst andauernd Entscheidungen in deinem Gehirn, jede Minute, jede Sekunde. Sie werden dir nur nicht so drastisch bewusst gemacht wie jetzt. Denkst du bei

jedem Schritt daran, ob du ihn machen sollst oder nicht? Nein. Du gehst einfach. Denkst du über das Atmen nach? Ob du als nächstes durch die Nase oder durch den Mund Luft holst? Nie. Du atmest einfach. Und genauso musst du es jetzt auch machen. Geh dahin, wohin dich deine Füße führen.«

»Na schön«, sagte Dylia. »Und wenn ich jetzt einfach durch die nächstgelegene Tür marschiere? Durch die da?« Sie deutete mit dem Finger auf die erste dreieckige Türöffnung im Gang.

Der Gnom breitete die Arme aus. »Na, dann wird es wohl die richtige sein. Folge deinem Instinkt!«

Dylia hatte zwar keinerlei Anweisungen von ihrem Instinkt erhalten, weder eine Stimme in ihrem Kopf gehört noch eine Flammenschrift auf dem Boden gesehen oder so etwas, aber sie ging jetzt einfach stramm auf die Tür zu. Und dann, ohne groß zu zögern, hindurch, ganz wie angewiesen: immer der Nase nach. Opal und die Zwielichtzwerge folgten gehorsam.

»Ich bin drin!«, dachte Dylia mit einem selbstbewussten Schaudern. »Im Thalamus!« Sie sah sich um. Obwohl es kaum noch möglich zu sein schien, war dieser Raum schon wieder größer als der vorherige. Er war zwar kein endloser Gang, dafür aber eine titanische Halle, deren spitz zulaufende Decke sich scheinbar im Nichts verlor, in einem nach oben hin immer dunkler werdenden Grün. Der Boden war wieder von Tausenden brummenden Thalamiten bevölkert, aber hier gab es, wie Dylia zu ihrer Überraschung bemerkte, auch noch ganz anderes Personal. Anders war hier auch, dass es im Boden der Halle jede Menge Erhebungen der Hirnhaut gab, die ein wenig wie Tische aussahen. Ja, wie die Schreibtische in der Amtstube des Schlosses, wo die königliche Korrespondenz verwaltet und abgewickelt wurde. Nur dass hier keine Halbzwerge und Nattiffstoffen daran saßen, sondern ... sondern ... Dylia blieb wieder stehen und rieb sich die Augen. Nein, das war nun wirklich unmöglich! Oder eine Sinnestäuschung aus Gründen der Überbeanspruchung ihrer Aufnahmefähigkeit. Das war ja langsam mal fällig, oder?

Sie sah noch einmal hin, diesmal mit leicht zusammengekniffenen Augen. Aber zu ihrer großen Bestürzung blieb es dabei: Wer da an all diesen Tischen aus Hirnhaut saß, das war niemand anderer als *sie selbst*. Lauter identische Dylias, in hundertfacher, in tausendfacher Ausfertigung, in langen Reihen neben- und hintereinander. Sie trugen sogar alle die gleiche Kleidung wie sie, die gleiche Frisur. »Sag mir, dass ich träume!«, befahl sie dem Gnom.

»Nein«, antwortete Havarius streng. »Das werde ich nicht tun. Nicht nach allem, was wir bereits durchgemacht haben! Und jetzt, wo du die Realität endlich als solche akzeptiert hast. Nein, du träumst nicht. Wenn du bei jeder neuen Irritation einknickst, kommen wir überhaupt nicht mehr von der Stelle. Denn jetzt geht es eigentlich erst richtig los. Also finde dich endlich damit ab: Ja, das alles passiert tatsächlich.«

»Aber ich sehe mich gerade selbst!«, protestierte Dylia. »Sehr oft sogar! Das findest du realistisch? Siehst du mich auch? Ich meine: so oft?«

»Ja, allerdings«, sagte der Gnom. »In der Tat ein verstörender Anblick. Die Vorstellung, es mit so vielen von deiner Sorte zu tun zu haben, kann einem schon Angst machen ... Aber das ist dein Thalamus. Dein Gehirn. Hier geht es ausschließlich um dich und deine Belange. Das sind deine Egozetten.

»Ego ... was?«, fragte Dylia.

»Egozetten. Facetten deiner Persönlichkeit.« Der Gnom überlegte. »Wie soll ich sagen? Schuppen deines Charakters? Federn deines Ichs? Also, wenn deine Persönlichkeit eine Frisur wäre, dann wären diese Dylia's hier alle einzelne Haare darin. Und dennoch sind sie eins – sie ergeben den Thalamus, sie ergeben *dich!*« Er sah sie streng an. »*Du* bist hier das Prinzip. *Du* bist das Gesetz. *Du* bist die Moral. *Du* bist Alles und Jedes, das Einzelne wie das Ganze. Also warum solltest du hier drin anders aussehen als du selbst?«

»Stimmt. Ich bin die Inhaberin dieses Gehirns. Ich bin Prinzessin Dylia.«

»Aber genau das sind hier auch viele andere«, gab der Gnom zu bedenken. Er sah sich verstohlen um. »Damit würde ich nicht rumprotzen. Man könnte dich für eitel und arrogant halten. Oder sogar für ... verrückt.«

Dylia dämpfte ihre Stimme. »Du meinst – es könnte so sein wie da draußen? Im Schloss? Wo mich die Hofschranzen wegen meiner Selbstgespräche manchmal für nicht ganz dicht halten?«

»So ähnlich.«

Dylia seufzte. »Da ist man endlich mal irgendwo, wo man selber richtig ernst genommen wird, und dann darf man sich nicht drüber freuen.«

»Ich verstehe deine Verunsicherung« erwiderte der Gnom. »Wer sieht sich nicht gerne selber im Spiegel? Aber gleich tausend Mal auf einen Blick? Normal ist das nicht. Ein Grund mehr, es schleunigst hinter uns zu bringen. Guck einfach auf den Boden! So bleibst du demütig. Wir sind nur hier, um ein paar Bescheinigungen zu bekommen. Und nicht, um größtenwahnsinnig zu werden.«

»Ja, ja«, sagte Dylia und heftete ihren Blick zu Boden, wo zahllose winzige Thalamiten herumkrochen. Das war in der Tat kein erhebender Anblick, und ihr Selbstwertgefühl sank schlagartig. Der Gnom hatte recht: Ein gesenkter Blick dämpfte die Eitelkeit.

»Und jetzt?«, fragte sie. Ihr frisch erworbenes Selbstbewusstsein war wie weggeblasen. »Was für eine Ironie«, dachte Dylia. »Eigentlich finde ich mich ziemlich gut. Aber da sind eindeutig zu viele von mir in diesem Raum.«

»Na los – geh zu dir hin!«, insistierte der Gnom leise.

»Ich soll zu einem der Tische gehen? An welchen denn? Ich kann mich nicht entscheiden. Welcher ist denn richtig?«

»Völlig egal«, winkte der Gnom ab. »Sie sind alle für dich zuständig. Such dir irgendeine Egozette aus! Es ist wie mit den Türen. Sie sind alle gleich. Sie sind alle richtig. Hier führen sämtliche Wege zu dir. Das bist immer nur du.«

»Genau das beunruhigt mich.«

»Geh doch erst mal hin!«, empfahl der Gnom. »Ich übernehme dann den diplomatischen und bürokratischen Teil.«

Dylia holte tief Luft und marschierte schicksalsergeben zum nächstgelegenen Tisch, dicht gefolgt von Havarius Opal und den aufgeregt wispernden Geistgeistern.

»Das bin immer nur ich«, sagte sie sich in Gedanken. »Ich bin das immer nur.«

»Und jetzt?«, zischte sie dem Gnom zu, als sie vor dem Tisch standen, der so befremdlich aussah wie gestapelte Hornhaut.

»Ab hier übernehme ich vorübergehend«, antwortete Opal leise. »Ich weiß, welchen Ton man hier anschlagen muss.« Er räusperte sich vernehmlich.

Die Egozette blickte auf. »Sie wünschen?«

»Wir ... wir wünschen eine Durchreisegenehmigung nach Amygdala«, hob der Nachtmahr selbstbewusst an. »Samt Eigenrisikoübernahme für zwei Personen. Äh ... Dringlichkeitsstufe eins.«

»Ja«, hörte Dylia sich selbst als Egozette antworten, was ihr einen kurzen Schauer über den Rücken jagte.

»Aah ... wir müssen uns doch nicht etwa auf eine Wartezeit einstellen?«, fragte der Gnom scharf. »Wir sind nämlich in Eile. Dringende, äh, kognitive Angelegenheiten von existentieller Wichtigkeit.«

»Ja«, sagte Dylia's Ebenbild wieder. »Das sagen hier alle. Aber Sie haben Glück, wir befinden uns gerade außerhalb allzu aktiver Hirntätigkeit. Keine längeren Wartezeiten.«

»Ah, gut. Könnten wir eventuell *sofort* eine Fragestellung beantragen?«, fragte Opal vorsichtig.

»Ja«, antwortete die Egozette schon wieder. »Wir können gleich beginnen.«

»Großartig!«, wisperte der Gnom der Prinzessin zu. »Das läuft ja wie geschmiert!«

»Sie spricht wie ich, aber kein Thalamitisch«, flüsterte Dylia zurück.

»Was hast du denn gedacht? Dann würde sie ja brummen. Sie ist aber kein Thalamit, sie ist du. Aber ihre Denkmuster sind durch ihren Arbeitsplatz stark thalamitisch geprägt. Sehr systematisch und formalistisch. Das ist von Vorteil. Ich kann prima mit Bürokraten. Sie sind so berechenbar.«

»Wie bitte?«, fragte die Egozette.

»Äh, nichts«, sagte der Gnom. »Haben Sie irgendwelche Fragen?«

»Sie wollen nach Amygdala?«, fragte Dylia's Doppelgängerin sachlich, während sie scheinbar willkürlich irgendwelche Stellen in der Hirnhaut vor ihr drückte wie eine Pianistin, die versunken auf ihrem Klavier klimpert.

»Ja.«

»Sie wissen, dass dort der Wahnsinn regiert?«

»Ja, das ist uns bekannt.«

Auch Dylia nickte.

»Dass dort die Depression grassiert und das Chaos marodiert?«

»Ja doch ...«, seufzte der Gnom.

»Tut mir leid, ich muss das fragen. Sie wissen dann ja auch, dass dorthin gewöhnlich nur Suizidgefährdete und Leute mit klinischen Depressionen verreisen?«

»Natürlich«, sagte der Gnom. »Die Gefahren sind uns alle vertraut. Deswegen beantragen wir ja auch die Eigenrisikoübernahme. Wir sind an irgendwelchen Schuldgefühlen des Thalamus nicht interessiert. Es ist eine Reise aus rein professionellen Gründen. Sozusagen, äh, wissenschaftlich motiviert.«

»Dann wäre das geklärt«, sagte die Egozette und drückte ein paar Tasten ihres Hirnklaviers. »Die Eigenrisikoübernahme ist hiermit amtlich erfasst. Nachträgliche Schadensersatzforderungen sind geirnjuristisch nicht durchsetzbar. Sie reisen auf eigene Verantwortung.«

»In Ordnung«, bestätigte Opal. »Sonst noch Fragen?«

»Allerdings«, sagte die Egozette. »Hat ihre Mandantin einen Migrationshintergrund? Entsteht sie einem anderen Gehirn oder ist sie eine fixe Idee, eventuell dem Unterbewusstsein entsprungen? Oder mit irgendeinem Netzwerk von fixen Ideen verwandt oder verschwägert?«

»Oh, nein!«, rief der Gnom. »Die stammt von hier! Und zwar so was von von hier!« Er breitete die Arme aus und blickte nach oben. »Meiner Mandantin gehört sozusagen dieses ganze ...«

Dylia stieß ihn an. Der Gnom verstummte augenblicklich.

»Wie bitte?«, hakte die Egozette nach.

»Äh, nichts«, wiegelte Havarius ab. »Nein – kein Migrationshintergrund!«, fügte er kleinlaut hinzu. »Keine fixen Ideen irgendwelcher Art, kein Netzwerk. Ich selber bin nur auf der Durchreise. In, äh, Traumaktivitäten.«

»Wir müssen auch das fragen«, bemerkte die Egozette. »Der Wahnsinn versucht es mit allen Mitteln, Sie verstehen?«

»Wir verstehen vollkommen«, antwortete Opal ernst. »Man kann gar nicht vorsichtig genug sein! Jeder beschwert sich über die zunehmenden Sicherheitsvorkehrungen, aber dann sind sie alle heilfroh, wenn wieder mal nichts passiert ist.«

»Sie sagen es!« Die Egozette drückte ein paar unsichtbare Tasten. »Also Eigenrisikoübernahme in doppelter Ausführung? Für zwei Personen?«

»Genau«, antwortete Opal. Er hob zwei bunte Finger zur Bestätigung.

»Hin- und Rückreise?«

»Natürlich.«

»So natürlich ist das nicht«, widersprach die Egozette. »Viele kehren nicht zurück.«

»Was soll das heißen?«, fragte Dylia dazwischen. »Viele kehren nicht zurück?«

»Äh, trotzdem«, sagte der Gnom wieder schnell. »Ja: hin und zurück.«

»Gut. Dann können wir mit dem Prüfungsprozedere beginnen.«

Die Egozette presste sämtliche Fingerspitzen gleichzeitig auf den Tisch, als spiele sie einen Akkord auf einer Orgel, wobei Dylia bemerkte, dass ihre Fingernägel in allen Regenbogenfarben bemalt waren.

»Stellen Sie sich bitte in die Befragungssenken!«, bat die Egozette höflich.

»Befragungssenken?«, wiederholte Dylia begriffsstutzig.

»Direkt hinter Ihnen.« Die Egozette deutete mit dem Zeigefinger.

Dylia drehte sich um und sah, dass sich dort im Boden zwei kreisförmige Senken von jeweils etwa zwei Armlängen Durchmesser gebildet hatten, die vorher noch nicht da gewesen waren. Sie waren angefüllt mit zahlreichen grün glühenden Thalamiten von höchstens Daumengröße, die aus kleinen Löchern gekrochen kamen und sich summend durcheinanderwälzten.

»Da sollen wir ... reintreten?«, flüsterte Dylia. »Wirklich? Das ist ja eklig!«

»Das ... das ... muss ein neues Prozedere sein«, stammelte der Gnom.

»Bei der, äh, letzten Befragung gab es so was jedenfalls noch nicht. Aber ich schlage vor, das jetzt durchzuziehen! Mach es einfach! Denn sonst müssen wir doch noch mit längeren Wartezeiten rechnen.«

Dylia und der Gnom betraten widerwillig die von pulsierendem grünen Licht erfüllten Befragungssenken, wobei sie zwangsläufig auf kleine und kleinste Thalamiten treten mussten, ob sie das nun wollten oder nicht.

»Aber nur unter Protest!«, grummelte Dylia und versuchte, jeden ihrer Schritte so behutsam wie möglich zu setzen.

»Wem sagst du das?«, antwortete der Gnom.

Endlich hatten sie ihre Positionen eingenommen und blickten erwartungsvoll die Egozette an. Die Zwielfichtzwerge hatten wieder damit angefangen, unermüdlich über der Prinzessin zu kreisen und den Gnom dabei konsequent zu ignorieren. Die winzigen Würmer krochen über Dylas Füße und summten dabei in hohen Tönen.

»Das ist ja widerlich«, sagte Dylia. »Und hoffentlich schnell ausgestanden.«

»Sind sie bereit für die Befragung?«, fragte die Egozette.

»Ja doch!«, sagte Dylia trotzig.

»Braves Mädchen«, flüsterte der Gnom ihr aufmunternd zu. »Keine Schwierigkeiten machen, Frage beantworten – dann sind wir hier ruckzuck wieder raus.«

Die türkis leuchtenden Würmer in den Senken stimmten wie auf Kommando ein deutlich lauterer Summen an, und die Egozette räusperte sich vernehmlich, bevor sie im amtlich-feierlichen Ton eines Standesbeamten fragte: »Wie nennt sich die manische Angewohnheit, immer wieder vor die Tür zu gehen und nachzusehen, ob jemand zu Besuch kommt – obwohl sich garantiert niemand blicken lässt?«

»Was?«, fragte Opal entgeistert. »Wie meinen? War das jetzt die Frage?« »Das ist ein Pfauenwort«, flüsterte Dylia ihm zu. »Ich kenne es. Das ist einfach.«

»Ach ja?«, wisperte der Gnom zurück. »Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen! Puh! Das hätte ich niemals beantworten können. Dann sag es!«

Dylia hob den Kopf, öffnete den Mund, setzte zur Antwort an – und schloss ihn gleich wieder.

»Was ist?«, zischte der Gnom. »Sag die Antwort – und weg sind wir.«

»Kann ich nicht.«

»Nicht? Wieso?«

»Ich hab es vergessen.«

»Was?«

»Das Pfauenwort. Ich hab es selbst rausgesucht. Heute Morgen. Bis vor ein paar Sekunden habe ich es noch gewusst.«

»Und? Jetzt nicht mehr?«

»Nein. Ich kann mich nicht erinnern. Die Aufregung. Es ist weg. Wie ausgelöscht.«

»Ach komm!«

»Doch. Es ist weg.«

Opal winkte ab. »Es ist nicht weg! Du hast nur einen Aussetzer. Reg dich ab! Beruhige dich! Dann kommt es wieder.«

»Das versuche ich ja. Aber ...«

»Aber ...?«

»Das regt mich noch mehr auf!« Dylia legte die Hand auf ihre Brust. »Mein Herz schlägt wie verrückt.«

»Dann lenk dich ab!«, empfahl der Gnom. »Denk nicht mehr dran!«

»Das funktioniert bei mir nicht.«

»Nicht? Was denn dann?«

»Vorsagen ist nicht erlaubt!«, ermahnte die Egozette in strengem Ton. »Das kann zur Disqualifizierung führen. Und damit zur Aussetzung der Prüfung.«

»Ich sage nicht vor!«, protestierte der Gnom. »Ich wüsste ja nicht mal, was ich vorsagen sollte! So eine Frage habe ich noch nie gehört, geschweige denn eine Antwort darauf. Ich berate mich nur mit meiner Klientin.«

»Die Frage kommt direkt vom Thalamus«, sagte die Egozette kalt. »Möchten Sie die Frage des Thalamus anfechten?«

»Was? Nein! Nein, nein!«, rief der Gnom flink. »Wir fechten hier gar nichts an! Die Frage ist prima! Tolle Thalamusfrage! Wir brauchen nur ein bisschen. Ja? Die Aufregung!«

Die Egozette drückte stumm auf ihrer Tafel herum. Havarius wandte sich wieder Dylia zu. »Hast du gehört?«, zischte er. »Die Frage kam vom Thalamus. Also von dir! Du *musst* die Antwort kennen!«

»Tue ich auch! Und ob ich sie kenne!«, beteuerte Dylia. »Sie fällt mir nur nicht mehr ein!«

»Wie kann man etwas nicht wissen, das man sich selber ausgedacht hat?«

Dylia sah den Gnom verzweifelt an. »Hast du das noch nie gehabt?«

»Was meinst du?«

»Also, zum Beispiel: Du kennst einen berühmten Künstler, sagen wir mal: einen Sänger. Du kennst sein ganzes Repertoire, du hast ihn schon zigmal auf der Bühne gesehen. Ja?«

»Ja«, sagte der Gnom. »Und?«

»Du kannst all seine Lieder pfeifen, du hast seinen Namen schon tausendmal gedacht oder gesagt. Und plötzlich sollst du aus heiterem Himmel seinen Namen nennen!« Dylia wedelte mit den Händen in der Luft und verscheuchte damit absichtslos ein paar umhersegelnde Zwielfichtzwerge. »Jetzt! Hier! Sofort! Du hast sein Bild vor Augen. Du kannst den Namen regelrecht auf der Zunge schmecken!«

»Jaa ...?«, sagte der Gnom. »Und?«

»Aber er fällt dir nicht ein!«, rief Dylia. »Ums Verrecken nicht! Verstehst du? So ein Problem ist das.«

»Dann streng dich mehr an!«

»Ach, jetzt so rum? Erst: Lenk dich ab! Jetzt: Streng dich mehr an! Sehr hilfreich, danke! Ach, geh mir doch weg!« Sie blickte angewidert auf das Gewimmel zwischen und auf ihren Füßen. Waren das noch mehr Würmer geworden?

»Erinnerst du dich an den frischen Gedanken, der in die Denkschleife geraten ist?«, fragte Opal. »Mit etwas Ähnlichem haben wir es hier zu tun: Du bist in einen kognitiven Teufelskreis geraten. Ein negatives Denkmuster. Passiert andauernd. Du musst dich nur an die richtige Antwort auf deine eigene Frage erinnern. Du musst aus der Bahn springen. Das ist alles.«

»Und wie mache ich das?«

»Vielleicht baust du dir eine Eselsbrücke.«

»Was?«

»Wann hast du dir das Wort gemerkt? Bei welcher Gelegenheit?«

»Beim Frühstück. Wie bei allen Pfauenwörtern.«

»Gut. Was hast du dabei getan?«

»Nicht vorsagen!«, ermahnte die Egozette erneut.

»Denk nach!«, zischte der Gnom.

Tja, was hatte Dylia dabei getan? Was macht man beim Frühstück? Frühstücken natürlich. Essen. Aber die Prinzessin war bekanntlich keine große Esserin wegen ihrer Krankheit, die sie oft das meiste davon wieder puken ließ, und zwar in den Cultus. Puken? Woran erinnerte sie das? Poken! Genau! Diese beiden Silben kamen im Pfauenwort vor. Po und ken – Dadammdadampoken oder so ähnlich.

»Irgendwas mit Poken«, sagte Dylia. »Da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Ach ja?«, sagte der Gnom. »Mit Poken? Gut! Dann mach weiter! Du musst *nachdenken!*«, insistierte er.

»Ja doch!«, rief Dylia. »Ich war gerade dabei! Jetzt bin ich wieder raus!«

»Anhaltende Antwortverweigerung mit Vorsageversuch!«, verkündete die Egozette plötzlich mit erhobener Stimme. »Annullierungsprozess einleiten!«

»Was?«, fragte Dylia.

»Annullierungsprozess?«, wiederholte Opal. »Was ist das denn? Und ich hab gar nicht vorgesagt!«

»Annullieren«, antwortete Dylia mechanisch. »Entfernen, beseitigen, entsorgen, ausradieren, wegwerfen, tilgen, eliminieren, ausmerzen, auslöschen ...«

»Ja, ja, schon gut!«, rief der Gnom. »Ich weiß, was annullieren bedeutet. Ich meine – was soll hier annulliert werden? Unser Antrag? Unsere Durchreisegenehmigung?«

»Nein«, antwortete die Egozette. »Ihr selbst.«

»Was soll das heißen?«, fragte Opal irritiert. »Wir sollen annulliert werden? Soll das ein Scherz sein? Ist das Thalamus-Humor?«

»Nein, das ist nur der übliche Vorgang bei einer anhaltenden Antwortverweigerung mit Vorsageversuch«, antwortete die Egozette freundlich. »Nehmen Sie es bitte nicht persönlich! Haben Sie denn noch nie an einer Thalamus-Befragung teilgenommen?«

Der Gnom stutzte. »Doch!«, gab er dann mit unsicherer Stimme zurück. »Schon, äh ... zigmal! Aber noch nie an einer mit ... mit ...«

»Anhaltender Antwortverweigerung«, ergänzte die Egozette.

»Ja, genau! Ich meine – nein! Das ist doch keine Verweigerung! Das ist nur ein, ein ... vorübergehender Aussetzer. Eine Ladehemmung. Nicht wahr?« Havarius blickte hilflos zur Prinzessin hinüber. Mit seiner Souveränität schien es jetzt nicht mehr allzu weit her zu sein.

Bevor Dylia zustimmen konnte, registrierte sie eine zunehmende Aktivität unter ihr. Die Thalamiten krochen wie aufgerührt durcheinander und gaben immer lauter werdendes Summen von sich, das mittlerweile an einen Bienenstock erinnerte.

Die Würmer blinkten nun in immer schneller werdendem Takt und tauchten die Prinzessin und den Gnom in pulsierendes Licht. Hing das alles etwa mit dem seltsamen Getue der Egozette an ihrem Hirntisch zusammen? Steuerte sie die Thalamiten in den Becken? Und kam es Dylia nur so vor, oder wurde es unter ihr tatsächlich immer wärmer?

Plötzlich gab es einen Ruck, und sie hatte das Gefühl, ihr würde der Boden unter den Füßen weggezogen. Sie wankte aber nur ein wenig und sank dann schlagartig ein Stück ein. Eine Handbreit vielleicht nur, aber es war deutlich zu merken. Die wimmelnden glühenden Würmer standen ihr jetzt bis zu den Waden.

»Was war das denn?«, rief sie. »Hast du das auch gespürt?«, fragte der Gnom. Er sah an sich herab. »Hey! Ich bin eingesunken.«

»Ich auch.«

Die Egozette spielte ein paar unhörbare Takte auf ihrem Hirnklavier. »Annullierungsstufe zwei«, verkündete sie.

Die Thalamiten in den Senken summten und brummten wie auf Kommando noch lauter. Dylia spürte jetzt deutlich, wie die Wärme an ihren Beinen hochstieg.

»Ich werde hineingezogen!«, rief sie Opal zu. »In meine Senke.«

»Ich versinke auch!«, gab der Gnom zurück. »Was geht hier vor?«

»Ich empfehle, den Vorgang der Annullierung gelassen hinzunehmen«, flötete die Egozette freundlich, »wenn möglich sogar zu genießen. Eigentlich ist es ein angenehmer und entspannender Prozess, fast wie ein heißes Bad. Nur wenn man sich sträubt, wird es unangenehm.«

»Unangenehm?«, rief der Gnom laut. »*Ich* werde gleich unangenehm. Sofort aufhören damit.« Opal versuchte nach Kräften, der Senke zu entinnen. Dylia konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass er den Eindruck eines großen Affen machte, der vergeblich versuchte, sich aus Treibsand zu befreien. Sie selber blieb einfach still stehen, versank aber ebenfalls, nur nicht so schnell wie der Gnom, der durch sein Gezappel und Getrete alles nur beschleunigte.

»Das ist leider völlig unmöglich«, sagte die Egozette jetzt wieder eiskalt. »Das ist ein Amtsweg. Thalamistische Amtswege sind unumkehrbar.«

»Wie war das noch mal mit der Anfechtung?«, fragte Opal. »Ich möchte die Fragestellung anfechten. Sofort.«

»Dafür ist es jetzt zu spät. Sie hätten eben einen Anfechtungsantrag stellen können. Ich habe Sie deutlich darauf hingewiesen, und da wäre es kein Problem gewesen. Aber das geht nicht bei einer laufenden Annullierung.«

»Warum denn nicht?«, fragte Opal. »Warum denn nicht?«, wiederholte Dylia seine Frage in scharfem Ton. »Das weißt du nicht? Du hast so was hier schon tausend Mal gemacht – und bist mit den Regeln nicht vertraut?«

»Äh ...«, machte der Gnom nur.

»Äh!?«, äffte Dylia ihn nach. »Äh? Das ist alles, was dir einfällt? In dieser Situation?« Sie wandte sich an die Egozette. »Und Sie ... würden Sie bitte umgehend mit diesem Annullierungs-Unfug aufhören? Sie sehen ja deutlich, dass das hier alles nur ein Irrtum ist. Und dass mein ...« Dylia musste kurz überlegen. *Mein* – ja was? Was war Opal eigentlich mittlerweile für sie? *Mein Gnom* konnte sie ja wohl schlecht sagen. *Mein Freund*? Alles – bloß das nicht! *Mein Feind*? – Das traf es schon eher, aber das ging ja hier gar nicht. *Mein Nachtmahr*? *Mein Schicksal*? »Mein Schicksalsgenosse«, fuhr sie endlich fort, »... kannte das Prozedere gar nicht. Daher würden wir gerne wieder gehen, ja? Und wir wollen Sie auch nicht weiter belästigen.

Entschuldigen Sie bitte die Umstände, die wir gemacht haben, und äh ... also wären Sie bitte so freundlich?« Dylia lächelte so verbindlich, wie es ihre Situation zuließ.

»Annullierungsstufe drei«, gab die Egozette beinahe fröhlich als Antwort zurück. Sie tippte dreimal mit dem Zeigefinger auf ihren Tisch.

»Meine Klientin hat es juristisch korrekt erfasst!«, rief Opal laut. »Das ist ein Verfahrensfehler. Ein Justizirrtum! Wir sind nicht mit den Geschäftsbedingungen vertraut. Daher muss der Annullierungsprozess sofort gestoppt werden!«

Die Egozette überlegte. »Das ist ein Präzedenzfall«, sagte sie schließlich. »Haben wir in der Form noch nicht gehabt. Eine Grundsatzfrage. Das übersteigt bei weitem meine Kompetenz. Das muss der Thalamus entscheiden.«

»Na also!«, rief der Gnom erleichtert. »Dann sind wir uns einig. Lasst uns einfach gehen, der Thalamus entscheidet in aller Ruhe die Sache und in der Zwischenzeit ...«

»Nein, nein, nein!« Die Egozette schüttelte den Kopf. »So funktioniert das nicht! Das ist ein laufender Prozess. Den kann ich nicht einfach unterbrechen. Das wäre Kompetenzanmaßung und würde zu meiner eigenen Annullierung führen.« Sie sah den Gnom verständnisheischend an. »Verstehen Sie das? Wir sind alle nur Bestandteile eines großen kognitiven Plans, dem wir folgen müssen. Streng nach Vorschrift. Sonst bricht die innere Ordnung des Thalamus zusammen. Wir werden die Annullierung zu Ende bringen und anschließend dem Thalamus die Grundsatzfrage zur Entscheidung unterbreiten. So läuft das.«

Der Gnom ballte die Fäuste und verdrehte die Augen nach oben, bis man fast nur noch das Weiße darin sah. »Wenn es zu spät ist?«, krächzte er. »Aber das ist sie doch! Euer Thalamus.« Er zeigte mit zitterndem Zeigefinger auf Dylia.

»Wie bitte?«, fragte die Egozette.

»Prinzessin Dylia! Eure höchste Instanz! Das ist sie! In persona! Fragt sie!! Sie weiß die Antworten auf alle Fragen.«

Die Egozette hob die Augenbrauen. »Aber sie kennt doch nicht mal die Antwort auf diese einzige Frage«, stellte sie kühl fest. »Wie kann sie da der Thalamus sein?«

Dazu fiel Opal nichts mehr ein. Er machte ein paar verzweifelte Versuche, sich aus den Thalamitenwürmern freizustrampeln, geriet dadurch aber nur noch tiefer in den Sog hinein. »Ihr löscht euch gerade selber aus, ihr Idioten«, rief er mit überschnappender Stimme. »Das ist Dylia! Dy-li-a! Eure Hirninhaberin! Wenn ihr sie annulliert, dann annulliert ihr euch selbst. Kapiert das denn nicht, du verbohrte bürokratische Schnepfe?«

»Mir ist schon klar, dass mit der Annullierung ein Gefühl der Hilflosigkeit einhergeht, auch Gedanken an die eigene Auslöschung und ein gewisses Stimmungstief. Aber das ist kein Grund, ausfallend zu werden. Hier heißen alle Dylia. *Ich* heiße Dylia. Hier sind alle Prinzessin Dylia. Wir sind sie und sie ist wir.«

»Die letzte Bastion der Vernunft!«, krächzte der Nachtmahr. »Dass ich nicht lache! Das ist ja eher der erste Vorposten des Irrsinns! Wenn ihr euren eigenen Verstand annulliert, versinkt ihr im Wahnsinn. Und dann ist alles zu spät.«

Er trat wieder wie wild unter sich, während Dylia ihn regungslos anstarrte. Die Zwielftzwerge führten über ihr ein absurdes Luftballett auf, und dazu dröhnte von fern der Takt ihres eigenen Herzens. Noch nie hatte sich die Prinzessin in einer absurderen Situation befunden.

»Dylia!«, jammerte der Gnom. »Wir befinden uns im Zentrum einer hoffnungslosen Denkschleife! In einem gehirnbürokratischen Teufelskreis, schlimmer als jede Zwangsvorstellung – fast schon eine Psychose! Und dabei sind wir nicht mal in der Nähe von Amygdala. Wir müssen uns hier selber rausholen, uns an den eigenen Ohren aus dem Sumpf ziehen, begreifst du das? Du musst dich jetzt erinnern! Poken! Poken! Ja – und wie weiter? Jetzt erinnere dich endlich an dein verdammtes Pfauenwort! Sonst werden wir hier beide draufgehen!«

»Ich versuche es die ganze Zeit! Was denkst du denn? Und wenn hier einer draufgeht, dann ja wohl höchstens ich!«, gab Dylia zurück. »Du kannst doch gar nicht sterben.«

»Aber ich kann genauso gut vergessen werden wie du! Und das ist noch schlimmer als sterben. Es ist wie lebendig begraben zu werden! Man wird zu einer wandelnden Leiche, zu einem vergessenen Gedanken, nicht wirklich weg, aber auch nicht mehr richtig da.« Der Gnom schüttelte sich. »Verbannt in ein Geisterreich des Denkens, für unbestimmte Zeit – vielleicht für immer. Davor soll ich mich nicht fürchten? Ja, meinst du denn, mir graust es vor nichts? Wir werden in die Abfallkanäle deines Gehirns entsorgt, durch die ich dann ewig driften muss – vielleicht an deiner Seite. Da würde ich ja wirklich fast lieber sterben.«

»Danke für die Blumen!«, sagte Dylia spitz. »Aber ich könnte mir ebenfalls kaum ein schlimmeres Schicksal vorstellen, als ausgerechnet mit dir auf ewig durch die Gänge meines eigenen Gehirns zu irren. Sagtest du nicht, dass es ungefähr dasselbe wäre, wie verrückt zu werden? Dann aber noch schlimmer: nämlich zusammen mit *dir* verrückt zu werden.«

»Kannst du mal aufhören zu quasseln?«, fragte der Gnom ungeduldig. »Und dich auf dein verdammtes Problem konzentrieren?«



»Da! Schon wieder!«, rief Dylia. »Ich habe gerade versucht, mich abzulenken! Und ich hatte es gerade fast, das Pfauenwort.« Dylia stöhnte auf. »Uuh! Es lag mir auf der Zunge! Du Idiot! Du hast mich wieder in die Gedankenschleife gebracht! Mit deinem Du-musst-dich-konzentrieren-Gelaber! Du musst nachdenken! Du musst dies! Du musst das!« Sie warf ihm einen flammenden Blick zu. »Du solltest vielleicht mal die Klappe halten.«

»Entschuldigung!«, sagte der Gnom. »Das konnte ich ja nicht ahnen ... ich habe nicht gedacht ...«

»Das ist ja dein Problem!«, keifte Dylia. »Du denkst nicht! Du denkst nie! Deswegen sind wir in dieser Situation.«

Die Egozette räusperte sich. »Das ist mit Abstand die würdeloseste Annullierung, der ich jemals beigewohnt habe«, sagte sie kühl. »Können Sie nicht einfach ihr Schicksal akzeptieren und in Würde dahinschwinden, wie jeder andere unbrauchbare Gedanke, wie untaugliche Ideen auch?«

»Das ist es ja!«, rief der Gnom. »Wir sind keine unbrauchbaren Gedanken! Wir sind keine untauglichen Ideen. Wir sind, äh ... äh ... etwas Anderes.«

»Wir möchten alle mal etwas Anderes sein«, antwortete die Egozette. »Das ist ein vollkommen nachvollziehbarer Wunsch nach Individualismus. Aber im Thalamus sind wir alle gleich, und es gilt, die Schönheit dieses Gedankens zu begreifen.«

»Das ist gut!«, flüsterte Dylia. »Sie fängt an zu philosophieren. Du hast sie ins Grübeln gebracht, jetzt lenk sie weiter ab! Das gibt mir mehr Zeit.«

»Ach ja?«, rief der Gnom und wandte sich wieder der Egozette zu. »Und was machen Sie denn so, wenn Sie mal der seltene Wunsch nach Selbstverwirklichung überkommt? Wie darf ich mir eine individualistische Egozette vorstellen? Wie lässt man im Thalamus Dampf ab? Es muss doch irgendein Ventil geben?«

»Oh«, sagte die Doppelgängerin. »Allerdings. Wir haben da einmal im Jahr einen geselligen Umzug. Im großen Gang. Da kostümieren wir uns alle – als unsere wildesten Phantasien. Das reicht völlig, jedenfalls für meine individualistischen Bedürfnisse. Danach ist wieder ein Jahr Ruhe.«

»Aha!«, sagte der Gnom. »Sie geben immerhin zu, dass das Ausbrechen aus der Norm eine beglückende Erfahrung sein kann. Die Sie – selten, aber regelmäßig – durchaus brauchen.«

»Natürlich. Aber nur in Maßen.«

»Und warum tun Sie es jetzt nicht einfach – in Maßen? Und unterbrechen spontan diese Annullierung? Wäre doch einfach mal was Anderes. Was wäre daran so maßlos?«

Die Egozette lachte. »Nichts. Aber das wäre dann ja völlig ohne Kostümierung! In der Wirklichkeit. Und nicht auf einem Umzug. Unmöglich! Das ist kein Spaß, das ist Anarchie. Das ist kein Individualismus, das ist Egozentrik. Und wir wollen doch mit

beiden Füßen auf dem Hirnboden bleiben. Sonst würden hier ja alle nur noch herumflimmen wie in einem Bienenstock.«

»Flimmen?«, fragte der Gnom überrascht. »Woher kennen Sie denn dieses Wort? Prinzessin Dylia hat es erfunden.«

»Ich *bin* Prinzessin Dylia«, sagte die Egozette. »Wir alle hier sind ...«

»Schon gut, schon gut!«, rief der Gnom entnervt. »Ich muss hier schleunigst raus, sonst werde ich wirklich bald wahnsinnig. Dylia!« Er sah wieder zur Prinzessin hinüber. »Könntest du dich jetzt *bitte* mal an das verfluchte Pfauenwort erinnern? Ja? Ich kann nicht mehr. Die ist mir über!«

»Das sollst du mich doch nicht fragen!«, antwortete Dylia genervt. »Jetzt hast du mich wieder rausgebracht! Beziehungweise wieder reingeholt. Ich war fast draußen! Hatte beinahe verdrängt, dass ich mich erinnern *muss*. Jetzt weiß ich es wieder. Großartig! Vielen Dank!«

Für einen ganz kurzen Augenblick machte Opal auf Dylia den Eindruck, als würde er gleich in tausend winzige Splitter explodieren. Aber dann schien er sich ruckartig wieder zusammenzureißen. Er wandte sich tapfer der Egozette zu. »Eine letzte Frage noch!«, rief er. »Und dann lasse ich mich in Würde annullieren – versprochen! Ohne jeden weiteren Widerspruch.«

Die Egozette nickte widerwillig. »Das will ich aber hoffen«, sagte sie. »Ich kann den Prozess auch beschleunigen.«

»Danke! Also: Ein einziger Karnevalsumzug im Jahr?«, fragte Opal. »Das ist eure Vorstellung von einer erfüllten Existenz? Das kann doch nicht alles sein, wovon eine gestandene Egozette in Ihrer Position träumt.«

»Nun ja«, sagte die Egozette. Sie schien sich ein wenig zu winden. »Ich weiß nicht ...«

»Ich rede hier doch nicht von haltlosen individualistischen Exzessen«, fuhr der Gnom fort, »die in den unkontrollierten Egoismus führen. Nein! Wir sind hier nicht in Amygdala.«

Die Egozette zuckte bei der Nennung dieses Wortes leicht zusammen, aber der Gnom fuhr schnell fort. »Ich rede nur von einem einmaligen, spontanen und kühnen Regelbruch. Geben Sie sich einen Ruck! Nur um mal zu spüren, wie das wirklich ist! Das müsste doch eine wilde, exotische und wunderschöne Erfahrung sein. Danach können Sie – müssen Sie! – wieder zur Normalität zurückkehren, das ist völlig klar. Aber dann wissen Sie, wie es ist! Und können ewig davon träumen. Dann ist es ein echter ewiger Tagtraum, ein endloses Gedankenspiel, das Sie jederzeit aufnehmen können – und nicht nur eine vergängliche Phantasie. Und das ist ein gewaltiger Unterschied. Ich weiß, wovon ich rede, ich komme aus der Traumbranche.«

Der Gesichtsausdruck der Egozette hatte tatsächlich etwas Verträumtes bekommen, wie Dylia erstaunt feststellte. Der Gnom hatte sie mit seinem Vortrag offensichtlich so

gefesselt, dass ihr Blick nun in eine weite Ferne ging und ein feines Lächeln ihren kleinen Mund umspielte.

»O la la« ..., sagte die Egozette. »Sie meinen einen echten Regelbruch?« Sie kicherte kokett. »Etwa sogar einen direkten Verstoß gegen die thalamistischen Gesetze? Eine Unterwanderung der gehirnbürokratischen Vorschriften? Einen ...« – nun keuchte sie beinahe – »... rebellischen Akt?«

»Genau ...«, sagte der Gnom und verlieh seiner Stimme jenen verführerisch raunenden Unterton, der Dylia schon mehrmals irritiert hatte. »Ich rede von Rebellion«, sagte er. »Von Widerstand. Vom Ausbruch aus der Norm. Es gibt noch andere Worte dafür: Freiheit. Selbstverwirklichung ... äh ... äh ...«

»Unabhängigkeit!«, half Dylia mit Synonymen aus. »Autonomie. Emanzipation. Souveränität. Öh ... Selbständigkeit. Eigenverantwortung. Selbstbestimmung. Ungebundenheit. Uneingeschränktheit. Autarkie. Selbstbewusstsein.«

»Ja ...!«, raunte der Gnom. »All das ...«

»Selbstbestimmung ...«, hauchte die Egozette verzückt. »Unabhängigkeit ...« Dann setzte sie sich aufrecht, und ihr Blick wurde plötzlich wieder glasklar. »Ich verstehe!«, sagte sie. »Ich verstehe vollkommen! Das war ein interessantes Gespräch. Es ist immer gut, auf andere Gedanken zu kommen. Das hat so etwas Kathartisches. Ich fühle mich jetzt schon gereinigt.« Sie atmete tief durch. »Kein Zweifel: Ihr habt garantiert Beziehungen zu Netzwerken von fixen Ideen. Denn sonst käme man ja niemals auf solche antithalamistischen Gedanken, die unser System bedrohen, den Thalamus in seinen neurologischen Grundfesten erschüttern und der strikten Annullierung bedürfen. Damit kann ich dienen. Dafür bin ich hier!«

Ihre Stimme bebte vor Disziplin. Sie sah den Gnom feindselig an und griff wieder beherzt in die Tasten. »Annullierungsprozess Stufe vier: Restauslöschung!«, rief sie feierlich.

Das Summen und Brummen in den Senken wurde noch einmal lauter, und die wimmelnden thalamitischen Würmer leuchteten jetzt so hell auf wie nie zuvor. Die Zwielftzwerg über der Prinzessin gerieten in hektische Betriebsamkeit und zogen wispernd immer schnellere Schleifen um ihren Kopf. Es gab wieder einen Ruck, und Dylia rutschte ein weiteres Stück in den Boden. Nun steckte sie bis zu den Hüften in etwas fest, das sich anfühlte wie ein heißes und lebendiges Schlammbad.

»Das hat alles gar nichts gebracht!«, rief der Gnom ihr hilfeschend zu. »Bei dir irgendwelche Ergebnisse?«

»Es ist irgendwas mit I«, japste Dylia. Idammadapoken oder so ähnlich. Glaube ich jedenfalls.«

»Glaubst du? Das ist alles?«

»Im Moment ja.« Ihre Antwort klang hilflos und entschuldigend. Der Gnom hatte tatsächlich alles Machbare versucht, und ihr fiel nicht das eine und einzige Wort ein, das

sie retten könnte. Ein Wort nur! Eins! Das war besonders beschämend für sie, die doch im Ruf stand, gut mit Worten zu sein. Dylia begann wieder, ihr Gehirn zu martern, obwohl sie genau wusste, dass dies der falsche Weg war.

»I dammdadapoken«, dachte sie verzweifelt. »I dammdadapoken ... I dammdadapoken ... verdammt noch mal!«

Ein Zwielichtzwerg stürzte direkt neben ihrer rechten Wade in die glühenden Würmer und versank mit einem grässlichen, zischenden Geräusch. Er war einfach wie ein Stein herabgefallen. Die Prinzessin hörte sofort auf, nach dem Pfauenwort zu grübeln. Da! Ein zweiter Zwielichtzwerg stürzte herab und verzichtete. Ein dritter. Und ein vierter.

»Was passiert da?«, rief Dylia entsetzt. »Opal!«

Der Gnom, der gerade wieder ein gutes Stück weiter eingesunken war, sah herüber und beobachtete, wie sich der fünfte Zwerg hinabstürzte. Und ein sechster. Ja, es sah tatsächlich so aus, als würden sie genau das tun: sich in selbstmörderischer Absicht kopfüber in die glühende und summende Masse stürzen.

»Aufhören!«, rief Dylia verzweifelt. »Was tun sie da!?«

Sie selbst sank wundersamerweise überhaupt nicht mehr tiefer. Ihr Annullierungsprozess schien schlagartig aufgehört zu haben, während der des Gnoms unaufhaltsam weiterging.

»Was geht hier vor?«, rief sie hilflos, während sich weitere der Geistgeister in die Thalamiten stürzten wie Motten ins Licht. »Warum tun sie das?«

»Sie opfern sich«, antwortete der Gnom.

»Sie opfern sich?«, rief Dylia. »Wofür denn? Was auch immer sie da machen: Sie sollen sofort damit aufhören!«

»Sie opfern sich für dich. Es sind deine Gedanken. Oder wollen es zumindest einmal werden. Sie sind deine Freunde! Deswegen opfern sie sich für dich. Ist das nicht, was Freunde füreinander tun? Sich aufopfern?« Der Gnom schnappte mühsam nach Luft. »Das musst du besser wissen. Ich habe keine Ahnung. Denn ich habe keine Freunde.«

Die Egozette räusperte sich vernehmlich. »Könnten Sie Ihren fliegenden Begleitern bitte mitteilen, dass sie damit aufhören sollen, die Thalamiten zu füttern?«, meldete sie sich zu Wort. »Sie stören damit die laufende Annullierung. Und es ist zwecklos. Sie unterbrechen zwar kurzfristig den Prozess, weil die Thalamiten sich auf ihre Auslöschung konzentrieren. Aber wenn sie sich einmal alle geopfert haben, wird die Annullierung umgehend fortgesetzt. Sie halten also nur den Betrieb ein bisschen auf, das ist alles.«

Dylia antwortete nicht. Sie hatte nicht einmal richtig hingehört, weil sie von den Ereignissen so eingenommen war, dass sie sich in Schockstarre befand.

Um sie herum stürzte sich ein Zwielichtzwerg nach dem anderen in die glühende Würmermasse, um dort zischend zu verdampfen. Direkt vor ihren Augen versank

Havarius Opal immer schneller, und sie konnte in beiden Dingen nicht das Geringste unternehmen, außer hilflos zuzusehen.

Der Gnom war jetzt schon bis zur Brust eingesunken. »Hör zu, Prinzessin!«, rief er, seine Stimme hatte einen fatalistischen Klang. Er breitete die Arme auf der Oberfläche aus leuchtenden Würmern so weit aus wie möglich, um den Prozess des Versinkens wenigstens noch ein bisschen zu verzögern. »Das wird nichts mehr!«, keuchte er. »An dieser knallharten Thalamistin beiße ich mir die Zähne aus. Und dir fällt dein verdammtes Pfauenwort in diesem Leben nicht mehr ein. Sehen wir der Sache ins Gesicht! Das war's! Wir sind ... erledigt. Annulliert und ... vergessen.«

Das Sprechen bereitete ihm immer mehr Mühe, Massen von Thalamiten drückten auf seinen Brustkorb. Dylia musste daran denken, wie der Gnom vor Kurzem noch grinsend auf ihrem eigenen Brustkorb gehockt und sie damit am Sprechen gehindert hatte. Aber sie empfand deswegen jetzt keine Genugtuung. Ganz und gar nicht.

»Gleich rutschen wir ... auf Nimmerwiedersehen in den Orkus deines Gehirns ...«, ächzte Opal. »Und dann ... Finita la musica, Principessa! Wir sind ... gewesen. Unsere Uhren sind ... abgelaufen. Zeit zum ... Abschiednehmen. Und deswegen möchte ich dir ... etwas sagen. Etwas ... sehr Wichtiges.«

Dylia wollte etwas erwidern, aber ihr fiel auch das nicht ein. Dicht neben ihr verzischte ein Zwielichtzwerg mit einem herzerreißenden Geräusch.

»Ich bin nicht besonders stolz darauf, was ich in meiner Existenz und Laufbahn als Nachtmahr getan und erreicht habe.« Er schluckte mehrmals. »Aber diese meine Augen haben ein paar Dinge gesehen ... Dinge, die sonst nur wenigen vergönnt sind.« Er holte schwerfällig Luft. »Un...glaubliche Einblicke in das ... für die meisten unsichtbare Universum des Geistes! In die ... Galaxien des Denkens. In die ... wilden Welten des Traums. Und dafür bin ich dankbar! Und froh, etwas davon ... mit dir geteilt zu haben. Viel ... war es nicht.«

»Was ist los?«, fragte Dylia. Der resignierte Ton in der Stimme des Gnoms machte ihr Angst. Sie bemühte sich um eine möglichst kaltblütige Haltung, aber das war unter den gegebenen Umständen wirklich nicht einfach. »Du wirst doch jetzt nicht etwa sentimental?«, rief sie. »Und gibst die Hoffnung auf? Komm schon! Die Hoffnung ...«

»Stirbt zuletzt ... ja ja!«, ächzte Opal. Ich kenne auch ein paar Kalendersprüche. Komm mir jetzt nicht ... damit! Beziehungsweise: Geh mir doch ... weg! – um in deiner Diktion zu bleiben.« Er lachte freudlos. »Aber sterben ... muss sie eben doch! Auch die verdamnte Hoffnung! Und dieser Zeitpunkt ... ist jetzt nun mal gekommen ... Machen wir uns nichts vor. Wir können nichts mehr dagegen tun! Aber lass mich dir wenigstens noch etwas sagen ... etwas sehr, sehr Wichtiges!«

»Ausgerechnet jetzt? Was meinst du?«

»Ich ... es ist so ... also ich bin ...« Er stockte.

»Ja?«

»Ich bin gar nicht ...« Er stockte erneut.

»Ja?«, fragte Dylia. »Was? Was bist du nicht?«

»Ich ... ich bin ... ich bin nicht das, wofür du mich hältst. Und ich ... ich ...«

»Wie bitte?« Wovon faselte der Nachtmahr da? Sie hatte nicht die geringste Ahnung, worauf er hinauswollte. Im Verlauf der sich ständig überstürzenden Ereignisse hatte sie sich noch keinen einzigen Gedanken darüber machen können, wer oder was dieser Gnom eigentlich war. Ein Nachtmahr, oder?

Sie war derart aufgewühlt, dass sie die Situation um sich herum fast völlig verdrängte. Darin war sie gut. Die Beste! Es war so ergreifend! Havarius wurde gerade von ihrem eigenen Hirn verschlungen, ging vielleicht für immer dahin! Und er hatte jetzt nichts Anderes zu tun, als ihr etwas mitzuteilen? Ja, was konnte denn derart wichtig sein? Was?

»Ich ... ich habe dir nicht die Wahrheit gesagt ...«, keuchte der Gnom, dem die glühenden Würmer nun bis zur Unterlippe standen. »Ich habe ... gelogen! Ich ... ich bin nämlich in Wirklichkeit ... in Wirklichkeit bin ich gar nicht ...«

»**iktsuarpoken!**«, rief Dylia da urplötzlich. Sie schrie, ja, brüllte es regelrecht heraus. »**iktsuarpoken! iktsuarpoken!**«, kreischte sie in den höchsten Tönen. »Die manische Angewohnheit, immer wieder vor die Tür zu gehen, um nachzusehen, ob jemand zu Besuch kommt, obwohl sich garantiert niemand blicken lässt – das nennt sich **iktsuarpoken!**«

Sie holte noch einmal tief Luft und schrie mit aller Kraft weiter: »**iktsuarpoken! iktsuarpoken!** Jaaa! Der Begriff stammt aus dem Sprachgebrauch der absolut kälteunempfindlichen Bewohner der Frostklippen auf der Halbinsel Würm! Die ebenfalls **iktsuarpoken** heißen und grundsätzlich niemals Besuch bekommen! Weil es in ihren Eishöhlen so unerträglich kalt ist! Ja! Und dennoch sehnen sie sich nach Gesellschaft und **iktsuarpoken** daher ziemlich häufig – um nicht zu sagen: andauernd.«

Dann hielt sie plötzlich inne und verharrte wie eine mechanische Puppe, deren Uhrwerk abgelaufen war. Und jetzt begriff Dylia: Das geheimnisvolle Gerede des Gnoms hatte sie derart abgelenkt, dass sie unbewusst ihre Denkschleife verlassen und sich dadurch an das verzweifelt gesuchte Pfauenwort erinnern konnte.

So heftig keuchend, als sei sie gerade von einem Tauchgang zurückgekehrt, blickte sie um sich. Der Gnom und die Egozette glotzten sie an wie einen Geist. Für ein paar Sekunden hörte man nur das ferne Stampfen des Herzschlags und das hektische Summen der Thalamiten, die sich von ihrem emsigen Tun auch durch Dylias hysterischen Vortrag nicht abhalten ließen.

Die übriggebliebenen Zwielichtzwerge – es waren immer noch viele – standen reglos in der Luft. Wie ein Schwarm Kolibris, die auf der Stelle schwirren und auf einen Einsatzbefehl warten.

Es war die Egozette, die als Erste ihre Verblüffung überwand. Sie griff virtuos in die Tasten, schlug eine Reihe von Akkorden an und hob anschließend gebieterisch beide Hände. »Der Annullierungsprozess ist beendet!«, verkündete sie feierlich. »Das Lösungswort war korrekt. Die Prüfung ist ... bestanden!«

»Die Prüfung ist bestanden!«, riefen alle Egozetten im Raum im Chor und wie aus einer Kehle: »Die Prüfung ist bestanden!«

Derart tausendfach dupliziert jagte Dylas eigene Stimme ihr einen seltsamen Schauer über den ganzen Leib, der sie bis ins Mark erzittern ließ. Das hektische Brummgeräusch der Thalamiten fiel schlagartig in sich zusammen. Dylia und der Gnom sanken nicht mehr weiter ein, und die Zwielichtzwerge stiegen gemeinsam zwitschernd in die Höhe.

»Die Prüfung ist bestanden!«, riefen die Egozetten noch einmal wie bestätigend, dann kehrten sie zu ihren vorherigen Aktivitäten zurück, dem geschäftigen Drücken von unsichtbaren Tasten.

Havarius Opal wühlte sich mit energischen Bewegungen aus den erstarrten Thalamiten frei, kroch schnaufend aus seiner Senke und reichte Dylia die Hand, um auch ihr in die Freiheit zu helfen. »Das war aber buchstäblich der letzte Drücker, Prinzessin!«, keuchte er wie benommen. »Nur noch eine Handbreit – und ich wäre annulliert gewesen.«

»Das hast du wirklich clever gemacht«, lobte Dylia, die ebenfalls immer noch schwer atmete. »Mich so geschickt abzulenken! Das war brilliant! Sonst hätte ich das Wort niemals gefunden.«

»Abgelenkt?«, fragte Opal. »Raffiniert? Nein, das war kein Trick. Ich wollte dir nur mitteilen, dass ...« Dann verstummte er plötzlich.

»Du wolltest mir tatsächlich etwas mitteilen?«, fragte die Prinzessin.

Opal ließ abrupt ihre Hand los und sagte: »Äh, nein ... nicht doch! Es war ... ein geschicktes Ablenkungsmanöver, genau! Um dich auf Kurs zu bringen.« Er streckte seine Glieder und ging ein paar Schritte. »Aah ... Schön, sich wieder frei bewegen zu können ...«, rief er.

»Moment mal«, hakte Dylia nach. »Du wolltest mir also doch irgendetwas ...«

»Würden Sie jetzt bitte den Thalamus verlassen?«, unterbrach die Egozette streng.

Opal und Dylia wandten sich ihr zu.

»Sie haben jetzt freien Durchgang durch den Thalamus und uneingeschränkte Reiseerlaubnis von der Stria terminalis über den Nucleus accumbens bis Amygdala«, sagte sie in amtlichem Ton. »Dazu müssen Sie zunächst links den Hauptgang hinunter und am Thalamus-Kreisverkehr Richtung Amygdala. Sie sehen dann am Aufkommen der irrationalen Geome, wo es langgeht. Dann durch die Stria terminalis am Nucleus accumbens vorbei. Sie passieren dort das Humorzentrum, also Vorsicht! Da treibt sich oft Gesindel herum, und zwar der übelsten Art. Und dann geradeaus bis zur Sulcus centralis, der

größten aller Hirnfalten, die auch die letzte Grenze vor Amygdala bildet. Man nennt sie auch die *Große Fissur*.«

Sie dachte kurz nach. »Dort, äh ... setzen Sie über!«, fuhr sie fort. »Nach Amygdala. Ich empfehle, dieses Tal nicht zu Fuß zu durchqueren, denn es wimmelt nur so vom Bodensatz der Gehirngesellschaft, viel, äh, unterbewusstes Gesindel. Achten Sie zu Ihrer eigenen Sicherheit auf Zergesser, besonders in der Gegend des Nucleus. Wir übernehmen keinerlei Haftung oder Verantwortung, auch nicht für verlorene Gliedmaßen oder verlorenen Humor.« Dann lächelte sie. »Eine angenehme Reise wünsche ich! Und nehmen Sie die vorhergegangenen Ereignisse bitte nicht persönlich! Wir dienen hier alle nur dem Thalamus.«

Dann wandte sich die Egozette wieder ihrer unsichtbaren Klaviatur zu und ignorierte die beiden so vollständig, als wären sie bereits nicht mehr anwesend.

»Lass uns hier schleunigst verschwinden!«, sagte der Gnom nervös. »Bevor es sich irgendeine der zahlreichen Facetten deiner Persönlichkeit doch noch anders überlegt. Bloß weg hier!«

Opal packte Dylia fest bei der Hand und eilte mit ihr dem Ausgang zu, dichtauf gefolgt vom übriggebliebenen Schwarm der Zwielfichtzwerge.



Tertius Decimus

DER FRIEDHOF DES BUNTEN HUMORS

Eine geraume Zeit liefen die Prinzessin und der Nachtmahr stumm hintereinander her. Ihre Wanderung führte sie vom Thalamus aus durch beklemmend enge und unbehaute Hirnwindungen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, begleitet vom ständigen Gezwitscher der Zwielichtzwerge, die Dylia nach wie vor treu und hartnäckig folgten. Der Schwarm hatte sich zahlenmäßig um mindestens ein Dutzend Zwielichtzwerge reduziert. Dafür machten die übriggebliebenen den Eindruck, als seien sie nicht nur im Volumen angewachsen, sondern auch dichter und damit sichtbarer geworden.

Sie wirkten nun nicht mehr so sehr wie durchsichtige kleine Geister, sondern eher wie gläserne Vögel ohne Flügel, denn auch ihre Stimmen waren lauter geworden.

Darauf angesprochen, antwortete der Gnom: »Ja, das ist mir auch aufgefallen. Sie wachsen. Ich glaube, das ist bei ihnen eine ganz natürliche Entwicklung. Auf ihrem Weg durch das Gehirn machen sie einen Prozess durch, der dem Erwachsenwerden entspricht. Besonders durch positive Erfahrungen, aber auch durch unangenehme Erlebnisse können sie an Volumen zunehmen.« Der Gnom blickte zu den Zwielichtzwerge hinauf, die seine Gesellschaft nach wie vor mieden. »Schon nach der Schatzkammer mit der Riesenspinne haben sie auf mich einen – wie soll ich sagen? – *gereiften* Eindruck gemacht. Es sind ja Gedanken, die heranreifen. Und auch das Schicksal ihrer Gefährten, die sich für dich beim Thalamus geopfert haben, muss bei ihnen großen Eindruck hinterlassen haben. Das war sicher schlimm für sie, aber dadurch sind sie auch sichtbar gewachsen. Und kräftiger geworden.«

Dylia hatte auch noch etwas Anderes bemerkt. Schon auf dem Weg zum Thalamus waren ihr etliche fliegende, dezent leuchtende und transparente Objekte aufgefallen, die ihnen in den Hirngängen oft in ganzen Schwärmen schwebend und lautlos entgegengekommen waren. Sie hatten sehr einfache, mal recht komplizierte geometrische Formen – Würfel, Kugeln, Pyramiden, Trapezoeder –, oder es waren bizarre Mischungen daraus, für die es wahrscheinlich Namen gab, die Dylia aber nicht kannte. Je weiter sie sich vom Thalamus entfernten, desto seltener wurden diese anscheinend harmlosen Schwebkörper, und eben das erregte das Interesse der Prinzessin. Aber auch hierfür hatte Havarius eine Erklärung.

»Ach, das sind nur Geome«, sagte er. »Fliegendes Licht eigentlich. Manchmal sehr praktisch.«

»Geome ...«, merkte sich Dylia den schönen Namen. »Nicht unpassend. Was, äh, tun sie?«

»Na, leuchten hauptsächlich. Unter Nachtmahren werden sie wegen ihrer Formen gelegentlich auch abfällig *Bauklötze* genannt.« Er grinste. »Du kennst sicher die Redensart *Bauklötze staunen*. Es sind Gedankensplitter, die zusammen logische Assoziationsketten bilden können, also vorwiegend klare Gedanken praktischer Art. Die Geometrie der Vernunft sozusagen. In der Nähe des Thalamus gibt es besonders viele davon, daraus schließe ich, dass wir in die richtige Richtung marschieren. Es werden immer weniger.«

»Sie sind ... harmlos?«, fragte Dylia vorsichtig.



»Absolut«, nickte Opal. »In gehäufte Form könnten sie dich höchstens zu Tode langweilen. Das Einzige, was sie wirklich töten können, ist die Phantasie. Sie sind zermürbend normal und stinklangweilig.« Er hielt sich die Hand vor den Mund, ohne wirklich zu gähnen. »Geome – das ist der Stoff, aus dem Formeln und Regeln sind. Gesetze und Vorschriften. Paragraphen und Präambeln. Gebrauchsanweisungen und Tabellen. Das Berechenbare, das Vermessene, das Abgewogene. Wie gefährlich sinnlose Regelsysteme sein können, haben wir ja gerade am eigenen Leib erfahren, aber in dieser puren und isolierten Form sind Geome nur dekorativ. Und, wie du richtig sagst, völlig harmlos. Man kann sie als Barometer verwenden.«

»Du meinst zur Wettervorhersage?« fragte Dylia. »Hier drin gibt es aber gar kein Wetter.«

»Ich meine zur Prognose der mentalen Großwetterlage des Gehirns. Zerebrale Meteorologie, wenn du so willst. Wenn man Geome aufmerksam beobachtet und richtig liest wie Vogelschwärme in der realen Natur, dann funktionieren sie wie Wettermessgeräte.«

Er deutete auf einen Schwarm von bunten Geomen, die über sie hinwegsegelten wie von innen beleuchtete Papierlaternen. »Man könnte ihre Verbreitung mit Klimazonen vergleichen: Je mehr von ihnen herumschweben, desto vernünftiger, rationaler und berechenbarer sind die Verhältnisse. Werden sie weniger oder durch andere Schwebekörper ersetzt – was du bald erleben wirst –, wird das ganze Hirnklima irrationaler und unberechenbarer.« Havarius seufzte schwermütig. »Eigentlich sollte man sich freuen, wenn man viele von ihnen sieht. Aber Schäfchenwolken interessieren ja auch niemanden – bis das schlechte Wetter kommt und man sich nach ihnen zurücksehnt.«

Die Prinzessin fand das Konversationsthema *Zerebrale Meteorologie* eigentlich recht interessant. Sie wollte gerade fragen, ob es in ihrem Gehirn auch kreative Wirbelstürme, Ideenhagel oder gemütsbedingte Kälteeinbrüche gebe, als sie um eine scharfe Abbiegung kamen und Havarius plötzlich so abrupt stehenblieb, dass Dylia beinahe in ihn hineingerannt wäre. Die Wolke aus Zwielfichtzwerge segelte ein ganzes Stück über die beiden hinaus.

»Heh!«, protestierte die Prinzessin. »Warum bleibst du stehen?«

Der Gang vor ihnen öffnete sich in eine große Hirnhöhle, die von vielfarbigem Licht erfüllt war. Sie war langgestreckt und erheblich breiter als hoch, und in ihrer Mitte lag ein buntscheckiges Feld, von dem offensichtlich die Beleuchtung ausging.

Aus ihrer erhöhten Perspektive sah es aus wie ... ja, tatsächlich wie ein Friedhof! Dylia konnte sich dieses Eindrucks jedenfalls nicht erwehren, obwohl es von

unwirklich leuchtenden Objekten in verschiedenen Formen und Farben nur so wimmelte. So sah doch eigentlich kein Friedhof aus. Nicht so bunt.

»Sind das ...?«, fragte sie zögerlich.

»Grabsteine – ja!« Der Gnom nickte mit Kennermiene. »Ich habe so etwas schon mal gesehen. In einem anderen Gehirn. Da war es aber nicht so ... farbenfroh. Ich glaube, ich weiß, was das ist.«

Die Zwielflichtzwerge hatten ihren Schwarm aufgelöst. Sie flogen in kleinen Grüppchen voraus und erkundeten neugierig die ungewöhnliche Gehirnlichtung, die im Dunkeln leuchtete wie ein Rummelplatz bei Nacht.

Dylia und der Gnom stiegen ihnen den abschüssigen Hirnpfad hinterher. Auch hier vernahm man von überallher das Rauschen des Blutes in den Arterien, das rhythmische und sehr ferne Pumpen und Stampfen des Herzens wie von einer weit entfernten Fabrik.

»Das sind ja Hunderte«, schätzte Dylia, als sie die farbenfrohen Objekte näher untersuchten. »Sie sehen tatsächlich aus wie Grabsteine. Auch wenn ich noch nie bunte Grabmale gesehen habe.«

»Sie leuchten im Dunkeln«, sagte der Gnom amüsiert. »Das ist sehr praktisch, wenn ein Geist mal sein Grab sucht. Ich finde, sie sehen lustig aus.«

»Ein ganzer Friedhof«, staunte Dylia, »mitten in meinem Gehirn? Sollte ich mir Sorgen machen?«

»Ich weiß, was das ist!«, antwortete Opal und lachte meckernd. »Hähähä! Das ist dein Humor.«

»Wie bitte?«

»Ja. In den meisten Gehirnen sieht er anders aus. Mal größer, mal kleiner. In manchen ist er auch völlig abwesend. Aber in einigen wird er tatsächlich von Grabsteinen versinnbildlicht. Das habe ich schon gesehen. Die sind dann aber eher dunkelgrau oder schwarz, finsternes Zeug. Sie repräsentieren den sogenannten *schwarzen Humor* ihrer Besitzer. Gibt es auch *weißen Humor*? Keine Ahnung. Aber bunte Grabsteine sehe ich zum ersten Mal. Wahrscheinlich will dein Gehirn damit irgendetwas zum Ausdruck bringen.«



»Ach ja?«, fragte Dylia misstrauisch. »Was denn?«

»Vielleicht, dass dein Humor zwar einerseits etwas makaber, andererseits aber trotzdem ziemlich fröhlich ist.«

»Du meinst, er ist eine Metapher? Der ganze Friedhof? Farbige Grabsteine repräsentieren meinen Humor?« Der Gedanke behagte Dylia.

»Entweder das«, entgegnete der Gnom, »oder es ist eine sehr seltene Gehirnkrankheit. Ich habe so etwas jedenfalls in dieser Form noch nie gesehen.« Er blickte sie ernst an. »Eine riesige grüne Spinne. Spinnweben voller Diamanten. Eine Höhle mit gestapelten Wörtern. Bunte Grabsteine. Du hast komische Dinge in deinem Denkorgan, das muss ich schon sagen. Vielleicht solltest du mal zum Kopfdoktor gehen.« Der Gnom machte mit dem Zeigefinger eine kreiselnde Bewegung an seiner Schläfe. »Vielleicht sind bei dir ja ein paar Schrauben locker. Du könntest ...«

»Eine Haut aus Schuppen, die dauernd die Farbe wechseln«, unterbrach Dylia ihn brüsk. »Vielleicht solltest *du* mal zum Hautarzt gehen.«

»Ich meine ja nur ...«, sagte Opal. Er stemmte die Hände in die Hüften und sah sich auf dem bunten Friedhof um. »Normal ist das hier jedenfalls nicht.«

»Es ist auch nicht normal, eine kranke Prinzessin in ihrem Schlafzimmer zu überfallen und dann in ihr eigenes Gehirn zu verschleppen. Erzähl du mir also besser nichts von Normalität, ja? Erzähl mir lieber, was du mir im Thalamus so furchtbar Wichtiges sagen wolltest.«

»Im Thalamus?« Der Gnom setzte einen Gesichtsausdruck auf, der signalisieren sollte, dass er nicht die geringste Ahnung davon hatte, wovon die Rede war.

»Dyhülia!«, rief die Prinzessin, indem sie die Stimme des Gnoms imitierte. »Dyhülia! Ich muss dir etwas Wichtiges sagen: Ich bin nicht das, was du denkst! Waren das nicht deine Worte, kurz vor dem Versinken? Hm?«

»Ich habe keine Ahnung, was du meinst«, sagte der Gnom.

»Dyhülia!«, fuhr sie in ihrer schlechten Imitation fort, »Ich habe dir nicht die Wahrheit gesagt. Komm schon! Waren das etwa nicht deine Worte?«

»Das habe ich gesagt?«, fragte der Gnom verdutzt. »Echt? Wenn ja, dann in geistiger Umnachtung. Oder zumindest im Zustand der absoluten Unzurechnungsfähigkeit. Ich war dabei, in thalamitischen Würmern zu versinken. Ich wurde gerade annulliert! Da sagt man so manches daher! Ich kann mich jedenfalls an nichts erinnern.«

»Ach, kannst du nicht?«, fragte Dylia spitz.

»Nein.« Opal schüttelte den Kopf und schürzte die Unterlippe. »Da klingelt bei mir nichts. Weißt du, das ist vielleicht so ähnlich wie mit deiner Gedächtnislücke bei der Spinnenhöhle ... Da konntest du mir nachher ja auch nicht sagen, was du da gesehen hast. Totale Amnesie, nehme ich an.« Er grinste.

Dylia lächelte zurück und klopfte sich mit dem Handballen gegen den Kopf. »Ja, genau«, sagte sie. »Alles weg.«

Havarius Opal war um einen der Grabsteine herumgegangen und studierte nun dessen Vorderseite.

»Ist was?«, fragte Dylia.

»Allerdings ...«, antwortete er. »Hier steht was geschrieben!«

»Tatsächlich?«

»Ja. Höhö. Hier auf dem grünen Stein steht ein Spruch: »**Warum in die Schwerne feifen, wenn das Nahte liegt so gu?**«

Dylia lachte. »Ja, den kenne ich! Das habe ich mir mal gemerkt. Schon als Kind.«

»Du hast komische Sprüche auswendig gelernt?«

Dylia lachte verlegen. »Ja, hab ich wohl! Guck mal, hier auf dem roten Grabstein steht: »**Wenn Haare sterben, werden Glatzen geboren.**«

»Der ist gut!«, grinste der Gnom und strich mit der Hand über seinen kahlen Schädel. »Ist der von dir?«

»Den habe ich von meinem Vater. Er fand ihn lustiger als ich. Aber er hat ihn so oft gesagt, dass ich ihn nicht mehr vergessen kann.«

»Hier ist noch einer«, rief Opal. »auf dem blauen Stein: **Gegenwart ist erst interessant, wenn sie in der Zukunft zur Vergangenheit verklärt wird.**«

»Oha, das ist ja fast ein philosophischer Gedanke«, sagte Dylia. »Gar nicht mal so lustig, aber irgendwie gut. Keine Ahnung, woher ich den habe. Wie findest du den hier: **Eine Salbe macht noch keinen Schwommer.**«

Sie kicherten beide albern über den blöden Spruch, und dann flanierten sie weiter über den seltsamen Friedhof, gelegentlich blieben sie stehen, lasen sich gegenseitig Sprüche von unterschiedlicher humoristischer Qualität vor und lachten auch dann darüber, wenn sie gar nicht so witzig waren:

»**Wenn es die besten Dinge umsonst gibt, was ist dann mit Geld?**«

»**Man kann auch lachen, wenn es keinen Spaß macht.**«

»**Lieber hinsetzen und entspannen als hinspannen und entsetzen.**«

»**Wenn einem die besten Ideen unter der Dusche kommen, dann kann das Duschen nicht unter der Dusche erfunden worden sein.**«

»**Man kann auch mit echten Zähnen falsch lachen.**«

»**Auch aus einer Fledermaus kann man Blut saugen.**«

»**Der einfachste Weg, einen Teppich zu reinigen, ist, einen neuen zu kaufen.**«

»**Wenn mein Leben ein Witz ist, bin ich dann darin die Pointe?**«

»Der war ja nicht mal ansatzweise witzig«, mäkelt Opal. »Was hat der auf einem humoristischen Friedhof verloren?«

»He! Das ist *mein* Friedhof!«, protestierte Dylia. »Was hier witzig ist oder nicht, das bestimme ich.«

So gelangten sie gemächlich ins hintere Drittel des Friedhofes, von wo aus man bereits wieder den Ausgang der Hirnhöhle in Richtung Amygdala sehen konnte.

Der Gnom schlenderte albern kichernd um einen mächtigen Grabstein herum, der ein gespenstisches blaues Licht verstrahlte, um den nächsten blöden Kalauer vorzulesen – und blieb dann wie versteinert stehen. Sein Gesicht wurde zu einer Maske des Entsetzens, aber er gab keinerlei Laut von sich, als würde er plötzlich krampfhaft den Atem anhalten.

»Komm schon!«, rief Dylia. »So schlimm kann es nicht sein! Oder ist es etwas besonders Anzügliches, was ich mir da gemerkt habe? Sag schon – was steht da?«

Havarius Opal antwortete nicht. Er stand nur wie versteinert da, immer noch mit diesem Ausdruck des blanken Entsetzens auf dem Gesicht.

»Komm schon!«, sagte Dylia verunsichert. »Du machst mir Angst! Lies schon vor! Oder willst du, dass ich es selber lese?«

Der Gnom machte eine fahrige Bewegung mit der Hand, als wolle er sie davon abhalten, aber Dylia war schon um den Grabstein herumgelaufen und sah nun, worauf Havarius so entsetzt starrte.

Dort kauerte, in verkrümmter Haltung, ein Zergesser. Er war giftgelb und doppelt so groß wie der Gnom, hockte auf sechs insektenhaften Beinen und erinnerte auch sonst vom Körperbau her an eine Zecke.

»Beweg dich nicht!«, zischte der Gnom durch die Zähne. »Mach es so wie ich.«

Dylia erstarrte.

»Er hat keine Augen. Und keine Ohren. Wahrscheinlich bemerkt er uns nicht mal. Vielleicht schläft er sogar. Wir machen uns einfach ganz langsam aus dem Staub.«

Dylia fand, dass das ein ziemlich guter Plan war. Schlafende Hunde sollte man nicht wecken, und einen schlafenden Zergesser erst recht nicht.

Sie versuchte ab jetzt, so wenig Geräusche wie irgend möglich zu verursachen. In diesem Augenblick konnte sie über die Schulter des Gnoms hinweg sehen, wie sich hinter einem der Grabsteine, der einige Meter von ihnen entfernt war, etwas bewegte. Der Grabstein war grün, aber der lange Arm, das Bein, ein Tentakel oder was es sonst war, hatte eine fleischige Farbe und stieg unerträglich langsam empor.

Dylia grimassierte und verdrehte die Augen, um Havarius auf das Ereignis hinter ihm aufmerksam zu machen. Aber der reagierte lediglich, indem er ebenfalls zu grimassieren begann.

»Hinter dir!«, zischte Dylia schließlich. »Da ist was.«

Der Gnom drehte sich sehr langsam um. Jetzt kam das Etwas, das hinter dem Grabstein aufragte, bereits über ihn hinweggestiegen. Es war ein weiterer Zergesser. Er sah vollständig anders aus als das widerliche Vieh, das da neben ihnen hockte, aber Dylia wusste instinktiv, dass es sich nur um dieselbe abscheuliche Sorte von Parasit

handeln konnte. Dieser sah aus wie ein mächtiger Knoten aus welchem Fleisch, aus dem lange biegsame Tentakel wuchsen, mit denen er sich fortbewegte und tastend orientierte.

Und dann tauchte hinter einem orangen Grabstein in der Nähe ein dritter Parasit auf, der gelbhäutig und mit grünen Warzen bedeckt war und entfernt an einen Krebs erinnerte, wegen seiner beiden zangenhaften Greifwerkzeuge und den vier horngepanzerten Beinen. Hinter einem noch weiter entfernten hellrosa Grabstein erwachte ein vierter Schmarotzer: blauhaarig mit vielen Rüsseln und dünnen Fliegenbeinen. Und nicht nur das: Auch das Exemplar, das bis gerade noch geschlummert hatte, begann sich zu bewegen.

»Wir sind in Schwierigkeiten«, flüsterte Opal.

Ein fünfter, grau wie Stein mit vielen kleinen Mäulern. Nummer sechs, violett geschuppt mit Stacheln. Ein siebter, der aussah wie eine weiße Qualle auf sechs Echtenbeinen. Spätestens in diesem Augenblick wurde Dylia bewusst, dass ein herkömmlicher Fluchtversuch von vorneherein zum Scheitern verurteilt war. Sie hätten fliegen – oder flimmen – müssen, um der Einkesselung durch die Zergesser zu entkommen. In allen Richtungen war der Weg abgeschnitten. Selbst wenn es ihnen gelänge, durch schnelles Laufen und ein paar kühne Sprünge über die Grabsteine den Ring aus Parasiten zu durchbrechen, hätte die Meute sie anschließend in Windeseile eingeholt.

Dylia registrierte furchtsam die strammen Muskeln der Zergesser, die kräftigen Sprungbeine und Gelenke, die langen und massiven Tentakel, die Panzerungen, Fangarme, Stacheln und Widerhaken. Mit diesen Raubtiergliedmaßen unterschiedlichster Bauart konnten es ihre untrainierten Beine niemals aufnehmen, auch wenn sie sich im Augenblick belastbar anfühlten.

»Was machen wir?«, fragte Dylia.

»Woher soll ich das wissen?«, fragte Havarius zurück. Seine Stimme klang schwach und zitterig.

»Du brauchst doch keine Angst zu haben«, sagte Dylia. »Du kannst doch nicht sterben.«

»Aber ich kann genauso gut zergessen werden wie du«, jammerte er leise.

Dylia sah ein, dass es keinen Sinn hatte, in dieser Situation darüber zu streiten, wer von ihnen beiden schlimmer dran war. Die Zergesser zogen den Kreis um ihre Beute immer enger. Gleich würde das Festmahl losgehen – so wie sie es schon zu Beginn ihrer Reise einmal mit Entsetzen beobachtet hatten.

Aber da irrte die Prinzessin. Denn das Zergessen hatte bereits begonnen. Die Parasiten waren längst nahe genug herangerückt, um mit ihrem kollektiven mentalen Festmahl anzufangen. Sie teilten sich einfach, was aufgetischt wurde. Vielleicht gehörte es zum Ehrenkodex ihrer Jagdmethoden, dass man sich die Beute nicht gegenseitig streitig machte.

Dass sie schon zergessen wurde, bemerkte Dylia zu spät, aber es machte ihr sowieso nichts aus. Es fühlte sich nämlich überhaupt nicht unangenehm an, nein, es war sogar beinahe angenehm. Genauer: nicht *beinahe* angenehm, sondern schlicht *angenehm*. Eigentlich *sehr angenehm*, wenn sie ehrlich war. Wahrscheinlich war es sogar das angenehmste Gefühl, das Dylia jemals empfunden hatte, mit weitem Abstand, noch vor der Mondlichtekstase!

Dem Gnom schien es nicht anders zu ergehen. Zum ersten Mal, seit Dylia ihn kennengelernt hatte, sah er wirklich richtig entspannt und rundum zufrieden, ja geradezu glücklich aus. Auf seinem Gesicht ersetzte jetzt ein seliges Lächeln das übliche hämische Grinsen, und seine wedelnden Armbewegungen waren die eines Betrunkenen, der ein unsichtbares Orchester dirigiert.

»Wir werden zergessen«, lallte er. »Und weißt du was? Das ist das Beste, was mir jemals passiert ist. Ich werde aus dem kollektiven Gedächtnis entfernt! Und ich begreife plötzlich, wie wenig tragisch das eigentlich ist. Wie befreiend sogar! Ja, erst das Zergessen erlöst uns von allen Zwängen. Es ist besser als leben. Es ist besser als sterben. Es ist besser als alles, was ich kenne.« Er lachte blöde.

Am seltsamsten war, dass Dylia ihm nur uneingeschränkt zustimmen konnte, obwohl sie genau wusste, dass er absoluten Unfug redete. Dennoch fühlte sie sich herausgefordert, sein ekstatisches Gefasel noch zu übertrumpfen.

»Genau!«, lallte sie zurück. »Ein Wahnsinnsgefühl. Besser als jeder Mondlichtausch. Besser als ... Flimmen!«

Sie warf die Arme in die Luft, aber sie fielen gleich wieder zurück, als seien ihre Hände aus Blei und ihre Gliedmaße aus Nudelteig. »Mir ist, als würde ich rückwärts durch die Zeit fliegen und dabei mit jeder Sekunde jünger werden. Besser als leben und sterben, meinst du? Ich finde, es ist noch viel besser als das: Es ist die Negation von Leben und Sterben zugleich.«

»Ja!«, schrie Opal. »Mein Leben ist eine Wurst, die aus lauter Würsten besteht! Eine Dauerwurst ohne Anfang und Ende! Wir gehen nicht ins NICHTS! Sondern wir gehen ins IMMER!«

Sie befanden sich ganz offensichtlich beide im Zustand des hypnotischen Zwangsoptimismus, einer üblichen Begleiterscheinung des Zergessenwerdens, die jeden unweigerlich veranlasst, selbst das Allernegativste als positiv zu begrüßen und zu bejubeln. Im Zustand des hypnotischen Zwangsoptimismus hatte nicht nur das Zergessen, sondern sogar der Tod selbst seinen Stachel verloren. Es war wie einer dieser Wachträume, in denen Dylia ganz genau wusste, dass sie träumte, aber nichts dagegen machen konnte oder wollte.

»Die ... die Genation von Leben und Sterben – großartig! Du bist so viel besser mit Worten als ich. Das punktet es auf den Bring, Zinpressin! Ich habe das Fegühl, als ob meine Atome schrumpfen, obwohl das phylikasisch völlig unmöglich ist.«

Er sagte tatsächlich »phylikasisch«, aber auch das war Dylia so egal wie ihre eigene Aussprache. »Scharweinlich verabschieden sie sich nur einzeln«, lallte sie. »Ein Kolemül nach dem anderen.«

»Das könnte dann eine Deile wauern«, lachte der Gnom.

Die Luft um sie herum knisterte, als würde sie elektrisch aufgeladen. Auch die Zergesser befanden sich nun in einem Zustand ekstatischer Vorfreude. Sie standen völlig still, aber ihre grotesken Körper zitterten und bebten allesamt und gaben gemeinsam ein schauriges chorales Mischgeräusch von sich, für das es in der Klangwelt wahrscheinlich keine Entsprechung gab. Der entscheidende Augenblick des Zergessens stand dicht bevor. Gleich würden Dylia und der Gnom auf die gleiche mentale Weise verdaut werden, wie sie es selbst bei dem Ideenschmetterling beobachtet hatten.

»Was meinst du«, fragte der Gnom grinsend. »Verschiedaben wir uns in eine andere Simendion? Sollten wir uns Belewohl sagen?«

»Keine Ahnung«, antwortete Dylia. »Aber warum in die Schwerne feifen, wenn das Nahte liegt so gu?«

Beide lachten noch einmal gemeinsam wie blödsinnig über den albernen Spruch und verstummten dann endlich, aber nur, weil sie die Kontrolle über ihre Zunge vollständig verloren hatten. Dylia wartete mit erstaunlicher Gleichgültigkeit darauf, dass der Rest ihres Körpers folgen würde. Dass es dunkel wurde. Pechschwarz. Und dann ... dann ...

Aber es wurde nicht pechschwarz. Es wurde nicht mal dunkel. Es wurde sogar heller. Und immer heller. Ein grünes Licht wuchs um sie herum. Und es wurde immer intensiver, bis es den Zergesser vor Dylia komplett grasgrün gefärbt hatte. Woher kannte sie dieses Grün? Es kam ihr nicht nur bekannt, sondern sogar vertraut vor. Ja, es war ein Grün, mit dem sie eng befreundet war. Das beste Grün, das sie kannte. Das war ihr Lieblingsgrün! Und dann wurde der Zergesser direkt vor ihr in die Höhe gerissen. Es sah aus, als könnte er plötzlich fliegen und wäre aus dem Stand nach oben gestartet: Wuusch! Wie eine Feuerwerksrakete. Oder in die Luft gesprungen wie eine riesige Heuschrecke. Dylia musste kurz auflachen, denn es lag etwas Komisches in der Weise, wie der Zergesser verschwand.

»Bähähä!«, machte sie.

Und dann passierte mit seinem Artgenossen daneben genau das Gleiche. Wuusch! Weg war er. Er flog einfach in die Höhe und entschwand aus Dylias Blickfeld.

Beide Zergesser hatten dabei ähnliche Geräusche von sich gegeben, einen kurzen, abgehackten Laut der Verblüffung, den Dylia wahrscheinlich mit »Waaa ...?« oder »Was, zum ...« übersetzen würde, wenn sie ihn in ihre eigene Sprache übertragen müsste.

»Bähähä!«, meckerte sie wieder. Erst dann kam sie in ihrer Trance endlich auf die Idee nachzusehen, wohin die beiden Zergesser eigentlich verschwunden waren. Sie richtete ihren verschleierten Blick nach oben.

Und da waren die beiden Schmarotzer wieder, nun haushoch in der Luft! Beide aufgespießt auf grüne Lanzen oder was auch immer sie da durchbohrt hatte. Sie waren erledigt, unschädlich, außer Gefecht, aber noch nicht ganz tot, denn sie zuckten und quengelten immer noch. Aus dem einen tropfte gelbes, aus dem anderen violette Blut herab. Aber sie sahen überhaupt nicht mehr gefährlich aus. Eher bedauernswert.

Da erst gewahrte Dylia den Riesenleib der Spinne hinter ihnen. Oh ja, tatsächlich: Es war ihre Spinne der Erinnerung! Gigantisch und glühend von grünem Licht! Die Lanzen, von denen die Zergesser aufgespießt worden waren, entpuppten sich als die krallenartigen Füße von zweien ihrer endlos langen Beine.

Dylia trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als plötzlich noch etwas Anderes ins Bild kam. Es war das Fresswerkzeug der Spinne: ein blaugrüner halbtransparenter Rüssel, so dick und lang wie ein Fabrikschornstein und mit einer fischmaulartigen Öffnung, die mit spitzen, grünen Zähnen bewehrt war. Die Szene wurde nun von ausgesprochen unappetitlichen Geräuschen begleitet, als das Maul der Spinne die Zergesser einen nach dem anderen ergriff und mit gierigen Bissen in Sekundenschnelle verschlang. Man hörte noch einmal zwei verdutzte und abgehackte Laute der Zergesser, die wieder nach »waa ...?« oder »heeh ...?« klangen – und dann waren sie vollständig verschwunden.

»Du meine Güte, das ist ja deine Spinne!«, hörte Dylia den Nachtmahr neben sich sagen. »Was macht die denn hier?«

Dylia sah zu ihm hinüber. *Deine Spinne!* – das klang irgendwie gut.

Opal grinste jetzt nicht mehr blöde und sah vollkommen ernüchtert aus. »Unglaublich«, sagte er. »Sie ist gekommen, um dich zu retten.«

Dylia blickte zurück zu dem riesigen Insekt. Sein Leuchten überstrahlte den Friedhof wie eine grüne Sonne, die auf acht hohen Stelzen stand. Die langen Beine zwischen den bunten Grabsteinen gemahnten an Säulen aus Jade, die allerdings so beängstigend hin und her wankten wie bei einem schweren Erdbeben.

Die Erinnerungsspinne hatte inzwischen zwei weitere Zergesser aufgespießt und ihrem gierigen Fresswerkzeug zugeführt, das weiterhin erbarmungslos seine grässliche Arbeit verrichtete. Die beiden Zergesser gaben seltsam quietschende, beinahe herzerreißende Laute von sich, während sie vertilgt wurden. Die Spinne hatte inzwischen mit einem dritten Bein einen weiteren Parasiten durchbohrt, den sie nun in die Höhe hob, wobei blauer Saft aus ihm heraustropfte.

Dylia hatte auf dieser Reise bereits einiges Erstaunliche gesehen, aber diese Szenerie auf dem *Friedhof des bunten Humors* übertraf alles Vorherige.

»Es ist ja nicht so, dass ich mich über diese Wendung der Ereignisse nicht freuen würde«, sagte der Gnom mit unsicherer Stimme. »Aber jetzt ist mir schlecht. Wenn ich mich übergeben könnte, würde ich es tun.«

Die Spinne pickte systematisch einen Zergesser nach dem anderen auf, hob die quiekenden Parasiten in die Höhe und vertilgte sie. Dylia bemerkte nicht ohne Erstaunen, dass das Blut, welches dabei aus ihnen heraussprühte, bei jedem Schmarotzer eine andere Farbe hatte.

»Jetzt wissen wir jedenfalls, wovon sich deine Spinne ernährt«, sagte der Gnom.

»Ja«, gab Dylia zurück. »Das gehört auch zu den Dingen, die man im Biologieunterricht nicht erfährt.«

Die übrigen Schmarotzer hatten inzwischen – mit welchem ihrer Sinne auch immer – die Situation erfasst und begriffen, dass sie hier nicht mehr die Jäger, sondern die Gejagten waren. Nun flüchteten sie panisch in alle Richtungen, zwischen den Grabsteinen hindurch oder darüber hinweg. Aber all ihre Kraft und Panzerung half ihnen nicht gegen die schiere Größe und Gelenkigkeit der Spinne. Und so war es nur eine Sache von wenigen Augenblicken, von einem halben Dutzend gezielter Krallenstöße und genauso vielen rabiaten Bissen – und die Zergesser waren vom Antlitz des Friedhofs getilgt.

Dylia sah einen der Schmarotzer nach dem anderen durch den transparenten Schlauch ins arachnoide Verdauungssystem rutschen. Und noch bevor sie sich ganz von ihrer Hypnose erholt hatte, gehörten die Parasiten der Vergessenheit an.

Die Spinne putzte ihr Fresswerkzeug oberflächlich mit einer Kralle, polierte mit ihren Beinhaaren nach und glotzte Dylia mit ihrem riesigen, melancholisch dreinblickenden Auge lange an. Sie wunderte sich wahrscheinlich darüber, dass die Prinzessin so kleinwüchsig war. Dann wandte sie sich dem Nachtmahr Havarius Opal zu. Sie blinzelte einmal mit ihrem klebrigen Augenlid, musterte ihn abschätzend von oben bis unten und senkte dann kurzentschlossen ihr Fresswerkzeug herab, um ihn als Nachtschisch zu vertilgen. Das Maul öffnete sich weit, um den blauen Schlauch über den Gnom zu stülpen.

Opal unternahm erst gar keinen Fluchtversuch, vielleicht auch, weil er immer noch sediert von der Hypnose war. Er blickte nur zu Dylia hinüber und rief erstaunlich gefasst: »Dann mach's gut, Prinzessin« – und schloss die Augen.

Der blaue Schlauch leuchtete dezent auf, vielleicht aus Vorfreude der Spinne oder auch nur, weil es ein physiologischer Teil des Verdauungsvorganges war. Es gurgelte in seinem Inneren, und die Zähne rund um das Maul klappten nach außen, um ihr Reißwerk zu beginnen.

Dylia tat drei energische Schritte nach vorn, stellte sich schützend zwischen den Gnom und das zähnebleckende Riesenmaul der Spinne und hob gebieterisch die Hand. »Nein!«, rief sie laut, wie zu einem ungehorsamen Hund. »Den nicht! Der gehört mir!«

Mehr musste sie nicht tun. Die Spinne hielt inne, blinzelte noch einmal laut schmatzend mit ihrem monströsen Auge und fuhr ihr Fresswerkzeug wieder ein. Vielleicht war es ihre Entsprechung eines Schulterzuckens, dass sie einmal kurz auf

ihren langen Beinen auf und ab federte. Dann manövrierte sie ihren gigantischen Körper mit ein paar erstaunlich tänzerisch anmutenden Bewegungen in die entgegengesetzte Richtung. Sie torkelte mit staksenden Riesenschritten über den farbenfrohen Friedhof zurück, ohne einen einzigen Stein umzuwerfen und – was Dylia besonders erstaunte – ohne irgendwelche Geräusche oder eine Erschütterung im Boden zu verursachen. Ihr grünes Licht nahm sie mit sich wie eine Schleppe, wodurch sie an eine leuchtende Riesenqualle gemahnte, die unter Wasser majestätisch davonschwebt. Schließlich verschwand sie durch den hohen Eingang der Friedhofshöhle, zu dem Dylia und der Gnom hereingekommen waren. Ein Gespenst hätte nicht dramatischer und lautloser auf- und abtreten können.

Eine ganze Weile standen die beiden nur verdattert da, spürten, wie die Reste der Betäubung und Hypnose aus ihnen wich und die Mischung aus überdrehter Euphorie und Gleichgültigkeit Raum machte für vernünftige Gedanken, Empfindungen und neue Ängste.

»Wie heißt das noch mal?«, fragte der Gnom nachdenklich, als sie sich wieder auf den Weg machten. »Ich meine: »Wenn man eigentlich tot sein sollte, man aber immer noch lebt. Was ist noch mal das Wort dafür, wie man sich dann fühlt? Wie ... wie ...«

»Wie ... neugeboren?«, fragte Dylia zurück.

»Genau!«, sagte der Gnom. »Das ist der richtige Ausdruck. Wie neugeboren.«

Dann folgten sie dem Schwarm von Zwielichtzwerge, die ihnen zügig voraus zum hinteren Ausgang der Höhle strebten, als wüssten diese instinktiv ganz genau, wo es langging. Dylia konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ihre fliegenden Gedanken schon wieder etwas größer und feister geworden waren. Das galt auch für den rosafarbenen Tardatius, den ewigen Nachzügler, der dem Schwarm hinterherflog.



Quartus Decimus

FLIMMEN

Prinzessin Dylia fand, dass es in den Gehirngängen hinter der Friedhofshöhle mit den bunten Gräbern ruhiger und pietätvoller zugeht als im Warteraum eines Beerdigungsinstitutes. Sie vernahm lediglich das sehr ferne und dezente Pochen des Herzens, und hier zuckten nicht einmal die sonst fast allgegenwärtigen Geistesblitze über die Tunnelwände. Alles war still, leer und grau in grau.

»Hier gibt es ja gar keine Geome«, bemerkte sie schließlich. »Nicht mal ganz einfache. Ist das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?«

»Na ja«, antwortete Opal. »Wie man's nimmt. Ich habe dir ja schon erklärt, dass ihre Abwesenheit jedenfalls kein Anzeichen für ein gesundes Gehirnklima ist.« Er ächzte angestrengt beim Überklettern eines Hirnknotens, der ihnen den Weg versperrte. »Aber das heißt nicht unbedingt im Umkehrschluss, dass uns deswegen unmittelbare Gefahr droht. Mir ist auch schon aufgefallen, dass hier wirklich gar keine Geome mehr herumschwirren. Das ist aber insofern wenig überraschend, weil wir in der Nähe des Sulcus centralis sind.«

»Die Große Fissur?«, hakte Dylia nach. »Das riesige Hirntal, von dem die Egozette gesprochen hat? Wir müssen es auf dem Weg nach Amygdala durchqueren, richtig?«

»Sagen wir mal lieber *überwinden statt durchqueren*. Den Fußweg können wir jedenfalls nicht nehmen. Dieser ganze mentale Freiraum wirkt wie ein Magnet auf alles, was in deinem Gehirn kreucht und fleucht. Egal ob gut, böse oder dazwischen, alles Lebendige deines Hirns strebt zum Sulcus centralis. Wie Motten ins Licht.« Der Gnom machte flatternde Gesten mit beiden Händen. »Das hat weder etwas mit Vernunft noch mit Unvernunft zu tun«, erläuterte er weiter. »Es ist ... einfach ein zerebrales Naturgesetz.« Er zuckte mit den Schultern. »Eine unwiderstehliche Macht, der sich nichts und niemand entziehen kann. So wie die Schwerkraft in der äußeren Welt. Ja, es ist deine eigene Schwerkraft, die Gravitation deines Ichs! Auch du selbst wirst sie spüren, wenn wir die Große Fissur überqueren – so absurd es dir auch vorkommen mag, deine eigene Anziehungskraft zu spüren. Es wird wie ein Sog, wie ein Wirbel, wie ein Mahlstrom sein, dem du mit aller Kraft widerstehen musst. Sonst wirst du von dir selber verschlungen. Verstehst du?«

»Nein. Nur dass mich hier anscheinend jeder verschlucken will«, maulte Dylia.
»Sogar ich selbst.«

»Das Gehirn ist nun mal ein Verdauungsorgan«, sagte der Gnom. »In dem mental verdaut wird statt physisch. Aber die Vorgänge sind praktisch die gleichen wie im Magen-Darm-Trakt. Fressen und Gefressenwerden.«

»Damit habe ich mich längst abgefunden«, sagte Dylia. »Aber dass ich mich selber auffressen möchte, das werde ich mir nie verzeihen. Da bin ich nachtragend.«

Der Gnom lachte. »Momentan bewegen wir uns durch Niemandsländ, in dem sich so gut wie gar nichts länger aufhält, weil alles von der Fissur angezogen wird. Hier kommen nur Reisende durch, Transitgäste wie wir. Und was soll man mit Reisenden bekanntlich besser nicht tun?«

»Sie ... aufhalten?«, fragte Dylia zurück.

»Genau. Deswegen ist hier nichts. Nichts von Interesse. Insofern sind wir auch relativ sicher vor bösen Überraschungen.«

»Ich verstehe«, sagte die Prinzessin. »Warum zieht es denn die Zwiellichtzwerge nicht machtvoller zur Großen Fissur? Sie folgen mir wie ein fliegender Schoßhund.«

»Das kann ich mir nur dadurch erklären«, sagte der Gnom, »dass von dir eine noch höhere Anziehungskraft auf sie ausgeht als vom Sulcus centralis.«

»Meinst du?«

»Ja. Und das ist erstaunlich. Denn in solchen Tälern, die es in allen Gehirnen gibt, wimmelt es gewöhnlich nur so von halbwüchsigem und orientierungslosem Gedankenolk. In diesem Entwicklungsstand wollen eigentlich alle dahin. Aber deine Gedanken bleiben lieber bei dir, sie scheinen außergewöhnlich loyal zu sein. Aber na ja – es sind schließlich deine Gedanken. Und du verfügst ja auch über eine anziehende Persönlichkeit.«

»Findest du?«, fragte Dylia. Sie gab sich Mühe, nicht geschmeichelt zu klingen.

»Jaa, na ja ... irgendwie schon ...«, grummelte der Gnom halblaut vor sich hin und räusperte sich dann. »Und, äh, wo wir gerade beim Austausch von Höflichkeiten sind ...«

»Ja?« Die Prinzessin horchte auf.

»Du hast ... was gut bei mir«, sagte er knapp. Dann schwieg er wieder, als ob er sich auf die Zunge gebissen hätte.

Da er keine Anstalten machte, weiterzureden, hakte Dylia nach. »Wie meinst du das: was gut bei dir? Was denn?«

»Na ja ...« Die Stimme des Gnoms klang widerwillig. »Du ... hast mich zuerst vor den Thalamiten gerettet und zuletzt vor der Riesenspinne geschützt. Das war schon was.«

»Ach so – das! Schon gut!«, winkte Dylia großzügig ab. »Das war doch nur aus reinem Selbsterhaltungstrieb. Wie soll ich denn ohne dich hier wieder rauskommen?«

»Ja, da ist was dran«, nickte Opal. »Aber trotzdem, ich bleibe nicht gerne etwas schuldig. Und daher ...«

»Darf ich mir was wünschen?«, rief Dylia und klatschte in die Hände.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nicht doch! Ich bin ja nicht bescheuert. Aber ...« Er schien sich sehr gut zu überlegen, was er als nächstes sagte, denn in Dylia's Wahrnehmung dauerte es eine Ewigkeit, bis er wieder den Mund aufbekam. »Wie wäre es, wenn ich dir verrate, wie du mich wieder loswirst? Ich meine, wenn wir Amygdala hinter uns und diese Reise überstanden haben? Und wieder in der wirklichen Welt sind?«

»Im Ernst?« Dylia sah ihn misstrauisch an. »*Das* würdest du wirklich tun? Mir etwas verraten, wodurch ich dich loswerde?«

»Also – Ja und Nein.«

»Das *Ja* bedeutet?«, fragte Dylia lauernd.

»Das Ja bedeutet: Ja – ich würde dir tatsächlich eine Methode verraten, wie du mich abservieren kannst. Das ist kein Scherz, sondern ein Versprechen.«

»Und das *Nein* bedeutet?«

»Das Nein bedeutet: Nein – du würdest mich damit höchstwahrscheinlich trotzdem nicht vom Hals kriegen.«

»Na, das ist ja eine tolle Revanche!«, maulte Dylia. »Du gibst mir was, womit ich nichts anfangen kann. Danke für gar nichts!«

»Na komm! Du hast mich ja auch nur beschützt, um deinen eigenen Hals zu retten. Was für eine Art von Dank erwartest du dafür?« Er zuckte wieder auf seine charakteristische Weise mit den Schultern. »Also, was ist: Willst du es nun wissen oder nicht?«

»Klar doch«, seufzte Dylia. »Natürlich. Schon aus reiner Neugier. Aus Prinzip. Ich will *alles* wissen. Her damit! Zeig mir die Methode, mit der ich dann doch nichts anfangen kann! Ich höre!«

Ein seltsames Brausen und Rauschen von sehr ferne fing an, die Luft zu erfüllen. Aber Dylia schenkte dem kaum Beachtung.

»Also«, begann der Gnom. »Als das Nachtmahrgewerbe in prähistorischen Zeiten in Zamonien eingerichtet wurde – so lange ist das her –, da hielt man es für notwendig, für Leute, die von Nachtmahren heimgesucht werden, eine Art Ausstiegsmöglichkeit zu installieren. So etwas Ähnliches wie eine Rücktrittsklausel bei Verträgen, verstehst du?«

»Natürlich«, sagte Dylia. »Eine Hausierer-Regelung. Sie können innerhalb von vierundzwanzig Stunden vom Vertrag zurücktreten. So was in der Art?«

»So ähnlich«, bestätigte Opal. »Jeder Nachtmahr war damals verpflichtet, dem von ihm Heimgesuchten diese Ausstiegsmöglichkeit mitzuteilen.«

Dylia staunte. »Du willst damit sagen, dass es einmal eine Zeit gab, in der man gar keine Alpträume haben *musste*, sondern sozusagen nur auf freiwilliger Basis? Wo man sich davon befreien konnte, wenn man wollte?«

»Ja«, sagte Opal und schüttelte sich. »Eine schreckliche Vorstellung, nicht wahr? Was für barbarische Zustände! Zum Glück hat sich das mittlerweile geändert, denn mit der Zeit geriet diese Schutzregel immer mehr in Vergessenheit. Hauptsächlich, weil sie so kompliziert war, dass sie praktisch von niemandem genutzt wurde. Und wir Nachtmahre haben natürlich alles dafür getan, dass es dabei bleibt. Sie sozusagen totgeschwiegen.« Er legte einen Zeigefinger an seine Lippen.

»Natürlich!«, sagte Dylia und verdrehte die Augen. »Nichts ist *natürlicher*, als das zu verschweigen! Aber jetzt willst du ausgerechnet *mir* dieses wohlgehütete Nachtmahrgeheimnis verraten? Tatsächlich? Komm schon! Du willst mich veräppeln. Das würdest du niemals tun.«

»Doch!«, sagte der Gnom trotzig. »Dann ... wären wir quitt. Und mir wäre wohler dabei, dich in den Wahnsinn zu treiben. Ich bin ein Nachtmahr, aber das heißt nicht, dass ich keine Prinzipien habe.«

»Und ... wo ist der Haken?«, fragte Dylia misstrauisch. »Du sagst doch selber, dass ...«

»Der Haken liegt für dich darin, dass du es niemals schaffen wirst. Obwohl es theoretisch tatsächlich möglich wäre.«

»Dann rück endlich raus damit!«, befahl Dylia. »Ich mag unlösbare Aufgaben. Ich liebe das knirschende Geräusch, das sie verursachen, wenn ich sie knacke.«

»Wenn du dich da mal nicht überschätzt«, entgegnete der Gnom. »Ich bin ja nicht bescheuert! Daher verrate ich es dir ja auch nur, weil ich absolut sicher bin, dass du es nicht schaffen *kannst*. Unlösbar, die Aufgabe. Es besteht kein Risiko für mich. Null.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. Sonst hätte man diese angebliche Ausstiegsmöglichkeit damals doch gar nicht erst erfunden. Sie ist ein juristischer Dreh. Eine Augenwischerei. Oh, es gibt einen Notausgang – also kann ja nichts schiefgehen. Der älteste Trick der Welt! Rein theoretisch eine Alternative, praktisch aber unmöglich.«

»So ... unmöglich wie ... öh ... zwei Mal vom Blitz getroffen zu werden?«, fragte Dylia. »So unmöglich?«

Der Gnom feixte. »In etwa. So ähnlich unmöglich.«

»Das soll aber durchaus vorkommen«, gab Dylia zu bedenken. »Es gibt fast alles im Leben.«

Diesmal verdrehte Opal die Augen. »Also – willst du sie jetzt hören, die Schutzregel? Ja oder nein?«

Dylia machte eine einladende Geste. »Her damit!«

Opal holte tief Luft. »Also: Um einen Nachtmahr für eine beträchtliche Zeit loszuwerden, musst du ...«

»Mooment mal«, unterbrach Dylia gleich wieder. »Was heißt denn hier: für eine beträchtliche Zeit? Nicht für immer und ewig?«

»Nein. Das hängt mit der Unsterblichkeit von Nachtmahren zusammen. Aber der Zeitraum ist *wirklich* beträchtlich.« Opal räusperte sich leicht genervt. »Ich erkläre es dir anschließend, ja? Darf ich nun fortfahren?«

»Ich bitte darum.«

»Danke. Nun, äh, also – um einen Nachtmahr aus deinem Leben zu bannen, musst du zwei Dinge tun. Erstens: Du musst ihn dazu bringen, sich selber zu begegnen.«

»Wie bitte?« Dylia horchte auf.

»Ich hab ja gesagt, dass es nicht einfach ist ...«, sagte der Gnom und hob abwehrend die bunten Hände.

»Das ist nicht *nicht einfach*! Das ist sogar superschwer! Ach Quatsch! Das ist schlicht völlig unmöglich! Man kann niemanden dazu bringen, sich selbst zu begegnen.«

Der Gnom grinste. »Nicht? Du sagtest doch: Es gibt alles im Leben.« »*Fast* alles«, schränkte Dylia ein. »Aber hier handelt es sich um ... um ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Meine Rede!«, grinste Opal. »Aber das ist noch nicht alles. Um den Ausstieg noch unmöglicher als unmöglich zu gestalten, muss man – und jetzt kommt meine Lieblingsunmöglichkeitsklausel! – den Nachtmahr auch dazu bringen, dass er sich selber auffordert zu verschwinden.«

»Waaas?«, rief Dylia empört. »Aber das grenzt ja ...«

»... an Betrug!«, vollendete der Nachtmahr stolz ihren Satz. »Ja, das ist Nachtmahr-Juristerei vom Allerfeinsten. Fast schon kriminell. Aber nicht kriminell genug, um justiziabel zu sein.« Er lächelte selbstzufrieden.

Dylia dachte nach. »Zugegeben«, sagte sie schließlich. »Es ist sogar ein doppeltes Ding der Unmöglichkeit von in der Tat alptraumhafter juristischer Raffinesse! Von solchen Problemen träume ich tatsächlich in meinen schlimmsten Alpträumen! Aber ...«

»Aber?« Der Gnom horchte auf. »Aber was?«

»Mal gesetzt den Fall ...«, murmelte die Prinzessin wie zu sich selbst. Sie hielt inne.

»Gesetzt welchen Fall ...?«, fragte Opal und spitzte die Ohren.

»Na ... was wäre denn ... wenn es mir doch gelingen würde? Nur rein hypothetisch? Was würde dann passieren? Hm?«

Der Gnom stöhnte. »Herrje ...«, sagte er. »Gut. Spielen wir es mal durch! Rein theoretisch, versteht sich.« Er holte wieder tief Luft. »Also – vorausgesetzt, wir beide schaffen es nach und durch Amygdala. Und dann wieder zurück in die wirkliche Welt. In dein Schlafzimmer. Ja?«

»Ja. Das will ich doch hoffen.«

»Ich auch. Gut – und du schaffst es dann auch noch, dass ich mir selbst begegne!«

»Genau. Rein hypothetisch eben.«

»Allerdings!«, bestätigte der Gnom. »Und es gelingt dir darüber hinaus – rein hypothetisch! –, dass ich mich selber zum Verschwinden auffordere.«

»Ja, genau – was dann?«, fragte Dylia. »Das interessiert mich brennend. Was würdest du *dann* tun? Ganz konkret.«

Der Gnom blickte die Prinzessin ernst an. »Dann würde ich natürlich verschwinden! Was sonst? Gar keine Frage. Das gebietet schon die Ehre. Die Nachtmahr-Ehre. Der Kodex.«

»Tatsächlich? Und wie genau würde das aussehen? Dein Verschwinden?«

»Aus deinem Schlafzimmer? Und so radikal, dass ich garantiert für lange Zeit aus deinem Leben weg bin?« Havarius ächzte. »Tja, ich würde wohl zu diesem großen Fenster gehen, das sich so hervorragend zum Rausspringen anbietet. Du weißt schon ...« Der Gnom zwinkerte Dylia zu.

»Ja, ich weiß. Und dann?«

»Und dann würde ich springen. Hopp! Was sonst? Etwas Anderes käme gar nicht in Frage.«

»Und ... dann?«, bohrte Dylia weiter.

Den Nachtmahr schauderte es sichtlich. »Und dann! Und dann? Und dann?«, rief er. »Du willst es wirklich wissen, hm? Bis zur bitteren Neige? Ich habe es dir bereits geschildert: Dann würde ich unten auf den Klippen vor dem Schloss aufschlagen und in tausend Stücke zerspringen.« Er warf die Schultern hin und her, als ob er den Gedanken abschütteln wollte.

»Zerspringen?«

»Ja. Das ist es, was Nachtmahre tun, wenn sie aus solcher Höhe aufschlagen. Zerspringen – und nicht zerplatzen. In viele winzige, bunte Scherben. Wie ich schon mal sagte: wie ein Mosaik.«

»Und dann wärst du ... tot?«

»Nein. Natürlich nicht. Nachtmahre können nicht sterben – schon wieder vergessen? Willst du es dir vielleicht mal aufschreiben? Aber ich würde in tausend Stücke zerbersten, wie gesagt. Und das wäre schon unangenehm genug! Es würde viele Jahre dauern, bis ich mich wieder zusammengesetzt hätte. Garantiert.«

»Aber anschließend würdest du mich wieder heimsuchen?«, fragte Dylia hartnäckig weiter.

Opal überlegte. »Ja, das könnte ich wohl tun«, sagte er nachdenklich. »Aber ich würde es wahrscheinlich *nicht* machen.«

»Wieso nicht?«

»Weil ich kein Idiot bin, darum! Warum sollte ich jemanden heimsuchen, der mich schon einmal dazu gebracht hat, mich selbst in tausend Stücke zu sprengen? Vielleicht schafft er es noch mal! Also, das würde ich mir schon sehr gut überlegen. Na gut: Das

Bedürfnis nach Rache wäre sicher vorhanden, klar. Aber ich würde mir wahrscheinlich trotzdem lieber ein neues und einfacheres Opfer suchen. Ich bin ein Nachtmahr, aber nicht umnachtet. Ich habe zwar kein Herz, aber ich habe einen Verstand.«

Dylia winkte seufzend ab. »Du hast ja recht. Es ist völlig unmöglich für mich, dich so loszuwerden. Du müsstest verrückt sein, dich selber zum Verschwinden aufzufordern.«

»Sag ich doch.«

»Trotzdem danke für den Hinweis.«

»Gern geschehen.« Der Gnom grinste wieder. »Damit sind wir quitt.«

»Wenn das dein Gewissen beruhigt«, sagte Dylia, »obwohl ich bezweifle, dass du eines hast. Aber egal: Man sollte immer das Beste aus allem machen, finde ich. Wenn ich dich sowieso nicht mehr loswerde, dann können wir hier wenigstens eine interessante Zeit miteinander haben, oder? Man kann sein Schicksal nicht bestimmen, aber immerhin selber die Tapeten dafür aussuchen, nicht wahr?«

»Du hast ja ganz schön steile Sprüche drauf!«, sagte der Gnom grinsend. »Den solltest du auf einen Grabstein schreiben.«

»Hab ich schon«, lächelte Dylia. »Ich habe ihn eben auf dem Friedhof gelesen.«

Wispern und Knistern, Flüstern und geisterhaftes Kichern erfüllte plötzlich den Tunnel und stellte Dylia die Nackenhaare auf. Auch der Gnom blickte verschreckt.

»Was war *das* denn?«, fragte sie bang. Ein solches Geräusch hatte sie hier drinnen und auch sonst noch nie gehört. Selbst die Zwielfichtzwerge reagierten verstört und stoben in alle Richtungen auseinander, um sich dann an einer Biegung des Tunnels wieder zu sammeln und dort unruhig im Kreis zu fliegen.

Der Gnom hielt den Kopf hoch und spitzte die Ohren, die zitterten wie Espenlaub. Es sah aus, als würde er Witterung aufnehmen.

»Kein Grund zur Panik!«, sagte er dann. »Aber auch keiner zum Jubel. Das Geräusch kenne ich. Es stammt von Irrschatten. Das ist keine Gesellschaft, auf die ich jetzt besonderen Wert legen würde. Aber es bedeutet auch, dass wir in der Nähe des Sulcus centralis sind.«

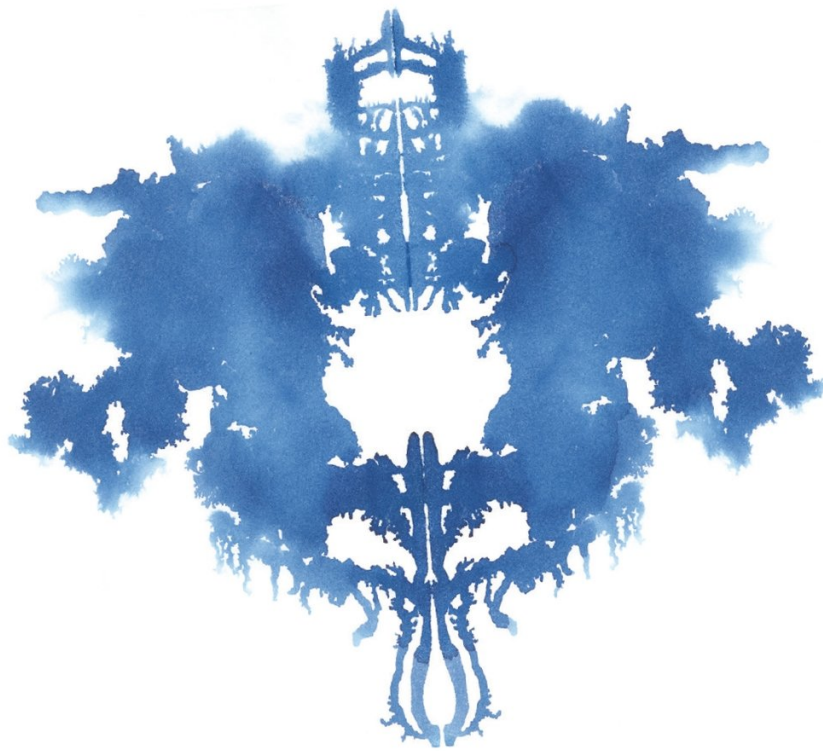
»Was sind Irrschatten?«, fragte Dylia. »Da es ein unangenehmes Wort ist, das aus zwei mehr oder weniger unangenehmen Wörtern zusammengesetzt ist, gehe ich mal davon aus, dass wir es dabei nicht unbedingt mit etwas Angenehmen zu tun haben.«

»Ich bewundere immer wieder aufs Neue deine scharfsinnige Kombinationsgabe!«, antwortete Opal. »Ja, man könnte die Irrschatten durchaus als Vorboten des Wahnsinns bezeichnen, wenn man es unbedingt dramatisch formulieren will. Aber für meinen Geschmack erweist man ihnen damit zu viel Respekt. So spektakulär sind sie gar nicht. Ich würde sie eher als die fliegenden Ratten des Gehirns bezeichnen. Sie sind wie Tauben oder Möwen, harmlose Aasfresser und fliegende Mülleimer, nicht ganz nutzlos und auch nicht richtig nützlich. Wenn sie aus der Hirnwelt verschwinden würden, würde ihnen niemand nachtrauern – nicht einmal der Wahnsinn.«

»Der Wahnsinn ist eine Person?«, fragte Dylia.

»Du meinst wie der *Schwarze Mann von Buchhaim* oder so? Wie so eine Gruselgestalt?« Opal lachte. »Nein. Aber er ist ... gewissermaßen ... personalisiert.«

Bevor Dylia ihre nächste Frage stellen konnte, kam ihnen der erste Schwarm von Irrschatten entgegen. Sie sahen aus wie etwas, das man aus dem Nachthimmel geschnitten hatte. Wie ein zeretztes Nordlicht, in Hunderte von kleinen Flickern gerissen. Wie Wesen, die auf Kometen hausten und vom Himmel gefallen waren. Das soll aber nicht heißen, dass sie besonders schön gewesen wären, das war nach Dylas Empfinden nun gar nicht der Fall. Die Prinzessin musste bei ihrem Anblick unwillkürlich an Masken denken, die man beim Karneval trug, um kleine Kinder zu erschrecken.



Opal blickte den vorbeidriftenden Irrschatten angewidert hinterher. »Dunkles Licht!«, murmelte er verächtlich. »Eigentlich ein Widerspruch in sich selbst!«

»Aber genauso sehen sie aus!«, bestätigte Dylia. »Sie leuchten, aber sie verbreiten Dunkelheit statt Licht. Farbige Dunkelheit. Sehr befremdlich.«

»Verrückt, oder?«, fragte der Gnom. »Völlig wahnsinnige Viecher! Ich mag sie nicht. Niemand mag sie.«

»Haben sie denn eine Funktion in meinem Gehirn?«, fragte Dylia. »Ergeben sie irgendeinen Sinn? Positiv oder negativ?«

Der Gnom presste Luft durch seine Lippen. »Also ich würde nicht so weit gehen zu behaupten, dass sie schlechte Gedanken, Sorgen oder gar Depressionen verursachen«,

sagte er. Er schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ihre massenhafte Anwesenheit begünstigt ein Klima für dunkle Stimmungen im Hirn. Sie sind wie der Tiefdruck oder die hohe Luftfeuchtigkeit, ohne die es kein Gewitter gibt. Einzeln sind sie fast völlig harmlos. In Rudeln oder Schwärmen werden sie lästig. Und in Herden sind sie eine Pest.«

»Eine Salbe macht noch keinen Schwommer?«, fragte Dylia. »Aber zu viele Irrschatten können mir Schmopfkerzen bereiten?«

»Schmopfkerzen?«, fragte Opal verwirrt.

»Ich, äh, meinte Kopfschmerzen«, sagte Dylia.

»Nicht nur Kopfschmerzen«, erwiderte der Gnom. »Eine Depression ist keine vereinzelte Sache, so wie der Wahnsinn keine einzige Person ist. Eine Depression ist die Summe von zu vielen Irrschatten, die sich zur falschen Zeit am falschen Ort versammeln. So entsteht es: schlechtes Wetter im Gehirn.«

»Sie sind ziemlich klein«, bemerkte Dylia, die den letzten vorbeischwirrenden Irrschatten hinterherblickte. »Nicht größer als meine Handschuhe. Deswegen beängstigen sie mich nicht wirklich. Wusstest du, dass ich die schönste Handschuhsammlung von ganz Zamonien besitze? Mir ist immer kalt.«

»Das mit der Größe kann sich bald ändern!«, antwortete Opal. »Hier sind nur kleine Exemplare, weil die Gänge so eng sind.« Er wies mit ausgestrecktem Finger in die Ferne. »Aber draußen in der Großen Fissur, wo sie sich frei entfalten können, da werden sie erheblich größer. Und auch unangenehmer. Nicht gefährlich in dem Sinne, dass sie dich direkt angreifen oder so, dafür sind sie zu feige, selbst wenn sie so groß werden wie ein Scheunentor. Aber im freien Flugraum des Sulcus centralis können sie enorm viel negative Energie aufladen. Und wenn man damit in Berührung kommt, kann das schlimmer sein als Migräne. Sie können dir jede Zuversicht rauben, und wie gefährlich *das* sein kann, merkt man erst, wenn man keine mehr hat. Also halte dich von diesen Viechern fern, egal wie groß oder klein oder beängstigend oder harmlos sie erscheinen mögen. Sie sind keine gute Gesellschaft.«

»Das hätte ich auch bemerkt, wenn du es mir nicht gesagt hättest«, meinte Dylia. »Die sehen einfach zu unheimlich aus.«

»Sie sind tatsächlich besonders stark in Gehirnen von Leuten verbreitet, die über einen gesunden Optimismus verfügen. Das klingt nach einem Widerspruch, ist aber irgendwie logisch. Sie ernähren sich von Lebensfreude und mentaler Widerstandskraft, von Kreativität und Charakterstärke. Sie sind immer da, wo es davon am meisten aufzusaugen gibt – wie Vampire auch immer da sind, wo das meiste Blut fließt. Würde mich nicht wundern, wenn es in deinem Sulcus von Prachtexemplaren nur so wimmelt. Es sind nicht so schlimme Parasiten wie die Zergesser. Aber es sind Parasiten.«

»Mein Hirn strotzt also nur so von Schmarotzern«, antwortete Dylia. »Wie ja auch mein Kopfkissen! Ich frage mich wirklich, wie ich jemals einen klaren Gedanken fassen soll, wenn ich wieder aus meinem Gehirn raus bin? Ich könnte jetzt schon nicht mehr auf

einem normalen Kissen schlafen nach allem, was du mir über Parasiten und Bettwanzen erzählt hast. Wie soll ich denn jemals wieder ein Auge zumachen, jetzt, da ich über die Armeen von Zergessern und Irrschatten zwischen meinen Ohren Bescheid weiß? Das ist ja so, als müsste man mit einem intergalaktischen Zoo in seinem Schädel schlafen gehen! Das wird mir bei meiner Insomnie mächtig helfen. Vielen Dank dafür.«

»Gern geschehen«, sagte Opal grinsend. »Ganz Zamonien wimmelt nun mal von Parasiten. Es gehört ihnen.«

»Ich weiß«, sagte Dylia, »Ich rede gerade mit einem.«

»Richtig«, gab Opal zurück. »Ich auch.«

»Na hör mal! Ich bin eine Prinzessin und kein Schmarotzer wie du!«

»Stimmt!«, sagte der Gnom. »Nämlich viel schlimmer. Eine Angehörige des Adels. Die schlimmsten Schmarotzer überhaupt. Ihr saugt nicht nur einen Wirtskörper aus, sondern alle Körper. Ganze Völker.« Er lachte abfällig. »Wir beide sind uns viel ähnlicher, als dir lieb sein mag, Prinzessin! Mir geht es mit meinem Kenntnisstand nämlich nicht anders als dir. Manchmal wünsche ich mir genau wie du, dass ich nicht so viel darüber wüsste, was in meinem Gnofel vor sich geht.«

»Gnofel?«, fragte Dylia. »Was ist denn ein Gnofel?«

Der Gnom lachte heiser. »Der Gnofel ist bei Nachtmahren das, was bei euch das Gehirn ist. Wenn ich dir jetzt sagen würde, wo dieses Organ bei uns sitzt, würdest du jeden Respekt vor mir verlieren. Es funktioniert aber fast genauso wie euer Denkorgan.«

»*Fast* genauso? Was meinst du mit *fast*?« »Nun ja, verglichen mit deinen Hirnfunktionen läuft unser Denken und Empfinden sozusagen rückwärts, außerdem spiegelverkehrt und gegen den Uhrzeigersinn. Deswegen komme ich dir so andersartig vor, aber das ist ein Irrtum. Wenn du mich siehst, blickst du nur in einen etwas verrückten Spiegel. Ich bin dein anderes Du, und du bist mein umgekehrtes Ich. Du glaubst vielleicht, ich hätte gar keine Gefühle. Aber sie sind nur anders geladen als bei dir – negativ statt positiv, plus statt minus, Backbord statt Steuerbord. Würdest du eine alchemistische Batterie verurteilen, nur weil sie falsch geladen ist?«

Darauf wusste Dylia keine Antwort, daher fuhr der Gnom fort. »Meine Emotionen stehen aus deiner Perspektive auf dem Kopf und sind seitenverkehrt. Sie laufen rückwärts und strudeln rechtsrum – das ist alles. Ich bin nicht schlecht, ich bin nur anders. Ich bin dein Farbnegativ, dein bunter Schatten, dein verwirbeltes Spiegelbild im Wasser. Aber auch ein empfindsames Wesen wie du! O ja! Du kannst meine Empfindungen nur noch nicht in deine unzureichende Gefühlssprache übersetzen, das ist das Problem. *Dein* Problem! Denn es ist *dein* Unvermögen, nicht meins.«

»*Ich* kann irgendwas nicht übersetzen?«, empörte sich Dylia. »*Meine* Sprache ist unzureichend? Bei dir piept's wohl? Hier drin wimmelt es nur so von Pfauenwörtern!« Sie klopfte sich mit ihrer kleinen Faust gegen die Stirn. »Und du empfindest

spiegelverkehrt gegen den Uhrzeigersinn? Geht's noch? Spinnst du nur selber oder fängst du jetzt schon an, auch mich verrückt zu machen? Dann machst du das gut! Mir ist nämlich schon ganz schwurbelig im Kopf von deinem Gequassel.«

»Kannst *du* mir vielleicht besser erklären, wie *du* empfindest? Hm?«, entgegnete Opal, ebenso eingeschnappt. »Das glaubst du doch wohl selber nicht! Liebe, Hass, Wut, Angst, Neid, Trauer – das sind nur Worte. Für Dinge, die erheblich größer und komplexer sind als die größten Sterne im Universum. Und die soll ich dir in drei Sätzen erklären, ohne dass dir das Hirn rotiert? Daran kannst du mal sehen, wie jung du bist. Du bist noch viel zu klug.«

»Zu klug für mein Alter?« Dylia war noch verwirrter als vorher. »Wie meinst du denn das jetzt wieder?«

Opal ächzte. »Jeder wird klug geboren und dann immer dämlicher – so ist das nun mal. Wir wissen alles und verlieren es nach und nach auf dem Weg. Aber wenn man endlich so weit ist, das begreifen zu können, dann ist man zu blöde geworden, um es zu kapieren. Verstehst du das?«

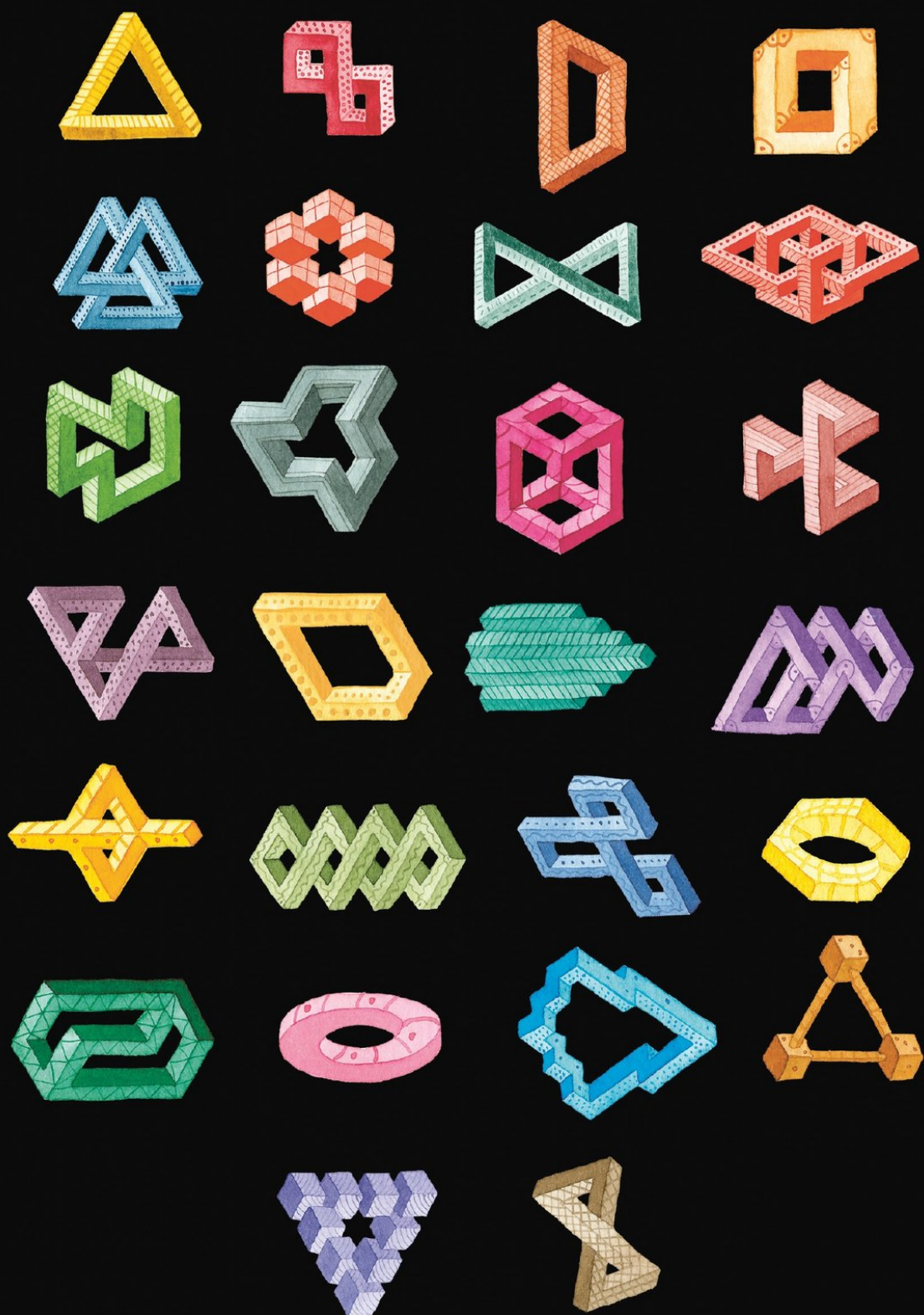
Dylia schwirrte jetzt endgültig der Kopf von dem Gerede. »Nein, ich verstehe gar nichts mehr von dem, was du da faselst!« Havarius ging ihr mit seinem kryptischen Gequatsche zunehmend auf die Nerven. Der war doch nicht mehr ganz richtig in seinem *Gnofel* oder wie das entsprechende Organ hieß! Und wo auch immer es sitzen mochte, sie wollte es wirklich nicht wissen. Sie schritt einfach etwas schneller aus, um seinem abstrusen Redefluss zu entinnen. Wäre diese ominöse Möglichkeit, ihn loszuwerden, nicht so aussichtslos, würde sie jetzt glatt davon Gebrauch machen.

Ein Geräusch, das zuerst klang wie ein ferner Wasserfall, schwoll an und wurde immer lauter, bis es zu einem gewaltigen Rauschen angewachsen war, über das hinweg sich die beiden regelrecht anschreien mussten, um sich weiterhin zu verstehen.

»Sieh mal – da vorne!«, rief Havarius Opal und deutete auf einen hohen portalartigen Durchgang, aus dem das Getöse drang. »Ganze Schwärme von Geomen. Wie sie glühen! Irrationale Exemplare sind auch dabei. Der Sulcus centralis muss ganz in der Nähe sein.«

»Irrationale Exemplare?«, fragte Dylia. Ja, in der Tat: Im oberen Bereich des Portals schwebten und flatterten seltsame Kreaturen herum. Sie konnte aber aus dieser Entfernung noch nichts richtig erkennen.

»Irrationale Geome«, erläuterte der Gnom fachmännisch, während sie zügig auf den Durchlass zuingen. »Das sind pseudogeometrische Formen, die jeder Logik widersprechen. Gewöhn dich dran! Es sind Gedankensplitter, die keinen Sinn ergeben, weil sie es erst gar nicht wollen. Sie wollen sich auch nirgendwo einfügen, wie die anderen Geome. Du würdest sie wahrscheinlich *Schnapsideen* nennen. Oder *Hirngespinnste*. Die schwirren massenhaft in Amygdala herum. Manchmal werden Grillos daraus. *Dann* können sie wirklich unangenehm werden.«



»Grillos?«, ächzte Dylia. »Was sind denn jetzt schon wieder Grillos?« Eigentlich lernte sie gerne neue Vokabeln, aber unter diesen abenteuerlichen Umständen war es so anstrengend, wie auf einer schwingenden Schaukel mit Bällen zu jonglieren.

»Das wirst du noch früh genug sehen«, wehrte der Gnom die Frage ab. »Hier gibt es noch keine Grillos. Aber Irrationale Geome. Mit ihnen verhält es sich so ähnlich wie mit den Irrschatten: Einzeln sind sie harmlos wie Schmetterlinge, aber in Scharen können sie richtig unangenehm werden. Es gibt sie auch auf dieser Seite des Tals, weil sie sich gerne im Luftraum der Großen Fissur austoben. Wie das ganze Hirnvolk hier.«

Dylia konnte jetzt die fliegenden Objekte, die in der Luft herumschwirrten, segelten und durcheinandertrudelten, besser unterscheiden. Sie identifizierte Kugeln und Kegel, Pyramiden und Zylinder, Oktaeder, Trapezoeder und Würfel, Prismen und Quader und zahllose kuriose Mischungen dieser geometrischen Grundformen in den unterschiedlichsten Farben und Leuchtstärken. Vielzackige kantige Sterne, bunte Linsen und verschlungene Röhren. Aber auch Körper, die jeder arithmetischen Logik spotteten. Das mussten die Irrationalen Geome sein, Gedankenkonstrukte, bei deren Anblick man an den Naturgesetzen und am eigenen Verstand zweifeln konnte.

Aber da war auch noch anderes fliegendes und herumkrabbelndes und kriechendes Volk, das noch komplizierter, mal organisch, mal völlig abstrakt aussah. Und selbst mit dem besten Willen und dem reichsten Wortschatz, über den die Prinzessin zu verfügen glaubte, war das nur schwer oder gar nicht zu beschreiben.

»Eine solche Vielfalt von Geomen, Irrschatten und Gedankenträgern aller Art findest du sonst nirgends in deinem Gehirn«, erläuterte der Gnom, während sie durch das Portal stiegen.

Das Getöse war jetzt fast ohrenbetäubend, und die ständig wechselnden Lichtverhältnisse waren so unmöglich zu beschreiben wie das Gewusel überall. Die Zwiellichtzwerge drängten sich über Prinzessin Dylia immer dichter zusammen.

»Und eine solche Eintracht zwischen ihnen gibt es auch nirgends sonst«, dozierte Opal weiter. »Das ist wie an einem Wasserloch in der Wildnis, in einer Oase in der Wüste. Da herrschen auch meistens Artenvielfalt und Waffenstillstand. Hier tut dir nicht mal ein Zergesser was! Wir können bis an den Rand der Hirnfalte gehen, ohne etwas befürchten zu müssen.«

»Wirklich?«, fragte Dylia. »Bist du sicher? Bei den meisten Wesen weiß ich nicht mal, ob es überhaupt Wesen sind. Geschweige denn, ob gut oder böse. Oder sonst was.« Sie lachte nervös.

»Das ist ja das Einzigartige am Hirnklima der Großen Fissur. Es ist eine befriedete Zone. Keinerlei Aggression, null Gewalt. Kein Primat des Stärkeren. Alle Jagdinstinkte und die Nahrungsbeschaffung werden einem höheren Prinzip untergeordnet: dem Gemeinschaftssinn. Auch wenn's schwerfällt. Hier respektiert oder ignoriert jeder den

anderen – so einfach ist Frieden zu machen, Prinzessin! Vielleicht ist es auch eine hypnotische Schwingung oder ein sedierender Geruchsstoff, der in der Luft liegt. Keine Ahnung! Aber wenn dein Gehirn irgendwo sozial, kultiviert und permanent friedlich ist, dann hier, rund um den Sulcus centralis. Fressen und Zergessen, Jagen und Gejagtwerden finden woanders statt.«

»Und wieso sind ausgerechnet hier alle so ... so zivilisiert?«, fragte Dylia.

»Na ja«, überlegte der Gnom. »Schamgefühle? Man könnte ja aus Versehen eine gute Idee fressen, die zu etwas Bedeutendem geführt hätte. Und das möchte man zumindest nicht im Licht der Öffentlichkeit tun. Das besorgt man lieber in einem dunklen Hirntunnel. Nur in diesem riesigen Tal kann das wirklich Große entstehen. Und deswegen herrscht hier ewiger Gehirnfrieden. Also entspann dich! Unsere Probleme sind anderer Natur.«

»Wir haben trotzdem Probleme?«, fragte Dylia besorgt.

»Natürlich!«, lachte Opal. Wir befinden uns auf einer Abenteuerreise. Da gibt es immer Probleme. Wir müssen ein gigantisches Hirntal überqueren, auf dessen Grund sich der Subconsciounelle Sumpf befindet. Das ist unser Problem.«

»Der Subconsciounelle Sumpf?«, fragte Dylia bang. Das klang tatsächlich nach einem Problem.

»Der Sumpf des Unterbewusstseins«, erklärte der Gnom. »Auch Subsumpf genannt.«

Die Prinzessin, der Nachtmahr und die Zwielichtzwerge konnten tatsächlich bis zum Rand der Großen Fissur vordringen, ohne von den fliegenden, flatternden, kriechenden oder springenden Kreaturen behelligt oder auch nur beachtet zu werden. Dylia schätzte vorsichtig ihre Zahl, es mussten Hunderttausende sein.

»Die sind so mit sich selbst beschäftigt, sie bemerken uns nicht mal. Sie sind wie Bienen in einem Bienenstock, und wir sind einfach nur ein paar weitere Bienen aus einem anderen Stock,« sagte sie. Dann blickten sie vom Rand hinab in das gewaltige Tal. »So viel Denken in meinem eigenen Gehirn!«, dachte Dylia, derart ergriffen von ihrer eigenen Hirntätigkeit, dass ihr fast die Tränen kamen. Der Ausblick raubte ihr für ein paar Augenblicke den Atem.

Die Große Fissur erstreckte sich über einen gewaltigen Höhlenraum, dessen Ende ihr Blick nicht mehr erfassen konnte und der sich in diffusem Dunkel verlor. Das war mit Abstand die gewaltigste Landschaft, die Dylia je gesehen hatte. Dabei konnte sie ihren Boden gar nicht erkennen, denn er war komplett von vielfarbigem, wabernden Gedankennebel bedeckt. Darüber schwirrten und flirrten, flatterten, segelten und trudelten mehr flugfähige Kreaturen, als sie sich je hätte erträumen können: rationale und irrationale Geome, Zwielichtzwerge in allen Größen, Ideenschmetterlinge und Irrschatten und Zigtausende andere Bewohner ihres Gehirns. Sie alle schienen in einem kaum überschaubaren Reigen durch die Lüfte zu tanzen.

Dylia wurde davon derart schwindelig, dass sie einen Schritt von der Kante zurücktreten musste. Das Brausen war hier zu einem Brandungsgeräusch geworden, ein riesiger Wasserstrudel und ein Wirbelsturm zugleich. Dazu kamen noch tausendfaches Zwitschern und Knistern und Brummen, Heulen und Fiepen, vereinzelte irre Schreie und andere seltsame Laute wie von Tieren: das Singen von Vögeln und großen Tiefseefischen. Das Zischen von Schlangen, das elektrische Zirpen von Zikaden.

Dylia trat wieder näher an die Kante heran. Im bunten Nebel unten waren große Löcher aufgerissen, durch den sie den dunklen, blubbernden Sumpf erblickte. »So etwas habe ich noch nie gesehen!«, versuchte Dylia die Kakophonie zu überschreien. »So etwas habe ich noch nie gehört.«

»Und dennoch trägst du es in deinem Kopf herum!«, sagte der Gnom. »Schon dein ganzes Leben lang. Das ist die Große Fissur. Der Sulcus centralis.« Der Gnom wies mit einer prahlerischen Geste über das beeindruckende Panorama, als gehöre es ihm persönlich. »Genieße den Ausblick! Denn besser wird es nicht! Da drüben dräut bereits der Wahnsinn.« Er deutete hinüber ins diffuse Dunkel der anderen Talseite. »Der größte freie Denkraum in deinem Gehirn. »Nur hier können sie entstehen. Die ganz großen Dinge.«

»Von welchen großen Dingen redest du eigentlich die ganze Zeit?«, rief Dylia. »Wo ... wo sind sie denn? Ich sehe nur Nebel. Sehr viel Nebel. Und viele seltsame Geschöpfe. Aber nichts Großes.«

Der Gnom lachte. »Das liegt daran, dass du noch kein wirklich großes Ding entwickelt hast! Gemach! Das wäre in deinem Alter auch eher unwahrscheinlich. Kann aber durchaus noch kommen. Vielleicht auch erst spät. Du hättest jedenfalls das Zeug dazu.«

»Meinst du?«, fragte Dylia geschmeichelt. »Was wäre denn zum Beispiel ein ganz großes Ding?«

»Na ja ...«, überlegte der Gnom. »Also, ein eigenes Lied oder ein Gedicht geschrieben oder ein Bild gemalt zu haben, das reicht noch nicht ganz. Aber eine, na sagen wir mal ... eigene Oper ... oder ein Roman, die würden aus dem Nebel schon ein Stück herausragen.«

Er überlegte weiter. »Ein selbst gebauter Stuhl würde auch nicht reichen. Aber eine solide und elegante Brücke über einen reißenden Fluss, das wäre schon eine größere Sache. Von da an ist die Skala nach oben offen. Eine Symphonie komponieren. Ein Mittel gegen eine Krankheit erfinden. Solche geistigen Leistungen eben.«

»Verstehe ...«, sagte Dylia. »Äh ... zählen Regenbogenerfindungen auch?«, fügte sie vorsichtig hinzu.

»Regenbogenerfindungen?«, fragte der Gnom verständnislos zurück. »Was sind denn Regenbogenerfindungen?«

»Schon gut«, winkte Dylia ab. »War nur so ein Gedanke.«

Der Gnom machte eine wegwerfende Geste. »Bei den meisten Leuten bleibt die Große Fissur leer. Es fällt nun mal nicht jedem was Überraszendes ein. Ist ja auch keine Schande. Bei manchen bleibt der Dachboden eben leer. Ist normal.« Er räusperte sich. »Ein Sulcus centralis ist aber grundsätzlich in jedem Gehirn vorhanden, falls mal ideenmäßig etwas wirklich Monumentales entstehen sollte. Schon damit dann der Kopf nicht platzt, vermute ich.«

»Und wie kommen wir jetzt da rüber?«, fragte Dylia. »Klettern wir hier runter und hinten wieder rauf? Meintest du das mit *problematisch*? Ich habe Klettererfahrung! Auf dem Planeten Conatio ...«

Opal unterbrach sie mit einer abwiegelnden Handbewegung. »Nein, wir müssen nicht klettern. Wir könnten das tun, aber das wäre das Dümme und Gefährlichste überhaupt! Nicht wegen des Akt des Kletterns, sondern wegen dem, was uns am Boden des Hirntals erwarten würde.«

»Unter dem Nebel? Da ist etwas?«

»Etwas? Ha! Ha!« Der Gnom lachte freudlos und abgehackt. »Ha! Unter dem Nebel lungert und lauert schlicht *alles*! Alles, was in deinem Gehirn unberechenbar ist. Das ist der Bodensatz. Das Ungewisse. Das Unterbewusstsein! Abgestürzte und verwahrloste Ideen, triebhafte Wünsche, Mordgelüste! Unterdrückter Hass! Rachegeanken. Neid, Schuldgefühle, Abgunst ...«

»**Abgunst** auch?« Dylia freute sich, ihrem ersten Pfauenwort wiederzubegegnen.

»Klar. Alles Negative ohne konkrete Form. Das Unaussprechliche, das Undenkbare. Verdrängtes Gedankengut aller Art. Das ist wie vulkanisches Gebiet: Man weiß nie, ob etwas ausbricht.«

Dylia kam plötzlich der Gedanke, dass sie unangenehme Dinge gerne verdrängte, und das machte ihr solch ein schlechtes Gewissen, dass sie den Gedanken am liebsten gleich wieder verdrängt hätte. Aber da fuhr der Gnom schon fort:

»Na ja ..., die Dinge eben, die dich in deinen finstersten Stunden quälen, die dunkle Seite deiner Seele und so weiter. Schlimme Erinnerungen. Böse Wünsche. Der Stoff, aus dem die Alpträume sind.«

»Das ist da unten? In welcher Form denn?«

»Ich würde mal sagen: Das herauszufinden, wollen wir ja gerade vermeiden, nicht wahr? Oder möchtest du deinen schlimmsten Wünschen und Trieben persönlich begegnen? In waberndem Gedankennebel? Dann musst du nur da runterklettern.« Havarius zeigte wieder mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Abgrund.

»Nicht wirklich«, Dylia schauderte. »Obwohl ich mir nicht recht vorstellen kann, dass es sich um etwas viel Schlimmeres als um eine unstillbare Lust auf Mandelschokolade in sämtlichen Regenbogenfarben handeln könnte.«

Der Gnom lachte heiser. »Klar! Das denkt jeder! Dass er eigentlich gar keine Abgründe besitzt: Abgründe? Triebwünsche? Iiich? Niemals! Aber deswegen verdrängt

man sie ja. Damit man weiter an das Märchen von der eigenen Unschuld glauben kann. Aber das ist Selbstbetrug.« Opal blickte angewidert in den Abgrund. »Sei versichert: Du willst nicht wissen, was dort unten wirklich lungert. Sich dort hineinzubegeben käme dem Wunsch nach Selbstauslöschung gleich.«

»Na schön«, sagte Dylia. »Wenn du das sagst. Aber was machen wir dann? Das ist ein verdammt großes Loch, um einfach drüberzuspringen.«

»Wir könnten flimmen!«, antwortete der Gnom. »In der Großen Fissur ist das Hirnklima dafür ausgezeichnet.«

»Oh!«, rief Dylia entzückt. Sie hüpfte auf der Stelle und klatschte in die Hände. »Natürlich! Wir flimmen! Das hatte ich fast vergessen. Wir können ja flimmen.«

»Das wird sich zeigen«, sagte der Gnom. »*Ich* kann flimmen. Du kannst es nur vielleicht.«

»Vielleicht? Was soll das heißen?«, gab Dylia entrüstet zurück. »Ich bin doch schon geflommen! Und zwar ziemlich gut, wenn ich mich recht entsinne. Von wegen *vielleicht!*«

»Ja«, sagte der Gnom. »Aber das war eine ganz andere Nummer. Ein Landeanflug auf eine dicke Wattematratze aus Gedankennebel. Jeder, der die Arme auszubreiten vermag, kann das. Diesmal wollen wir über den Sulcus centralis flimmen. Das sind ganz andere Anforderungen, auch wenn das Klima ideal ist. Es ist eine Frage der mentalen Thermik, klar. Aber es ist vor allen Dingen eine Frage deiner geistigen Verfassung.«

»Meine geistige Verfassung ist in bester Ordnung, danke der Nachfrage!« Dylia verschränkte streitlustig die Arme. »Aber was ist jetzt bitte wieder mentale Thermik?«

Opal rieb sich ermüdet die Augen, bevor er antwortete. »Das sind die, öh, Flimmbedingungen über der Fissur. Um die mache ich mir aber weniger Sorgen. Die sehen nämlich gerade sogar ziemlich günstig aus.«

»Und wo liegt da der Unterschied zwischen günstig und ungünstig?«

»Na, zum Beispiel, wenn das Unterbewusstsein da unten in Aufruhr geraten ist. Egal wodurch. Das ist ungünstig. Dann gibt es Turbulenzen. Manchmal regelrechte Gewitter. Sogar Tornados. Extrem schlechte Flimmbedingungen. Wie gesagt: Danach sieht es im Moment nicht aus. Im Gegenteil. Alles ruhig.«

»Na prima!«, rief Dylia. »Also – flimmen wir los!«

»Es ist nicht die mentale Thermik, die mir Sorgen bereitet. Es ist deine geistige Verfassung.«

»Aber ich sagte doch gerade ...«

»Wäre dies der Beginn unserer Reise«, unterbrach Opal die Prinzessin, »dann würde ich mir gar keine Gedanken machen. Aber wir haben jetzt eine ziemliche Strecke hinter uns. Mit einem gewissen Energieverbrauch. Daher ...«

»Davon spüre ich nichts. Ich bin voll da.«

»Ja – jetzt. Aber du bist auch noch nie über den Sulcus centralis geflommen. Der Augenblick der Wahrheit liegt ungefähr auf halber Strecke. Da spürst du dann deine Arme so, wie du noch nie deine Arme gespürt hast.«

»Meine Arme?«

»Ja. Die du niemals sinken lassen darfst. Und da kannst du dich auch nicht einfach irgendwo hinsetzen und ausruhen. Da heißt es dann: weiterflimmen oder abstürzen. Ins Ungewisse. Ins Unterbewusste. Wenn der Sturz dich nicht umbringt, dann spätestens das, was unter dem Nebel lungert. Dagegen war das Annullieren ein Spaß und das Zergessenwerden ein Vergnügen.«

»Das alles sagst du mir jetzt?«, fragte Dylia.

Der Gnom breitete die Arme aus. »Du wolltest ein Abenteuer. Da müssen ein paar Überraschungen mit dabei sein. Aber ein Abenteuer bedeutet nicht, dass man alles riskieren muss.«

»Ich habe mich entschieden!«, rief Dylia entschlossen. »Wir flimmen.«

»Bist du sicher?«

»Ja.« Sie verschränkte wieder die Arme.

»Na schön«, sagte der Gnom. »Wie du meinst. Aber diesmal geht es nur um deine Haut, das sollte dir klar sein. Das ist nicht meine erste Überquerung. Ich weiß genau, was ich tue, und ich schaffe es garantiert.«

»Gut zu wissen«, erwiderte Dylia genervt. »Können wir jetzt endlich?«

»Ich muss dir das mitteilen«, sagte der Gnom. »Alles hängt von deiner Befähigung zum Langstreckenflimmen ab. Dafür braucht man nämlich eine Sache in höchstem Maße. Und etwas Anderes gar nicht.«

»Was braucht man denn? Und was nicht?«

»Man benötigt ein hohes Maß an Selbstvertrauen.«

»Darüber verfüge ich«, sagte Dylia selbstbewusst. »Und was brauche ich nicht?«

»Flugangst.«

»Dann ist ja alles klar. Ich habe keine Angst vorm Fliegen!« erwiderte Dylia. »In meinen Träumen fliege ich andauernd.«

»In deinen Träumen!« Opal lachte. »Ja, klar. Aber wir sind hier nicht in deinen Träumen. Das ist die Realität.«

»Na, immerhin befinden wir uns in *meinem* Gehirn.«

»Geht das schon wieder los!«, stöhnte der Gnom. »Das hatten wir doch geklärt! Müssen wir das jetzt tatsächlich noch mal diskutieren? Das hier ist kein Traum! Es ist die Realität! Und wir fliegen auch nicht – wir flimmen. Das ist ein Unterschied.«

»Schon gut«, sagte Dylia. »Ich dachte nur ...«

»Weißt du was?«, schnappte der Gnom. »Mir reicht es jetzt! Du hast es so gewollt!« Er machte zwei entschlossene Schritte auf Dylia zu, packte sie mit seiner rechten Hand

am Oberarm und kniff mit Daumen und Zeigefinger ihr Fleisch so fest zusammen, wie er nur konnte.

Ein gemeiner Schmerz durchzuckte die Prinzessin. »Aaauuaaaa!!!«, rief sie empört, während ihr die Tränen in die Augen schossen. »Das hat *weh* getan!«

»Siehst du?«, fragte der Gnom. »Beziehungsweise: Fühlst du? Das ist kein Traum. Es ist die Wirklichkeit.«

Dylia rieb sich die gemein schmerzende Stelle an ihrem Oberarm. »Ich hab doch gerade gesagt, dass ich es verstanden habe«, protestierte sie.

»Und nun *weißt* du es auch«, sagte der Gnom. »Aus eigener Erfahrung. Das ist eine noch höhere Erkenntnisstufe als das Verstehen. *Jetzt* können wir flimmen.« Der Gnom trat an den Abgrund und holte tief Luft.

»Nach Amygdala!«, rief er feierlich.

Havarius Opal sprang ab und warf sich mit weit ausgebreiteten Armen dem Abgrund entgegen. Aber er stürzte nicht. Er flog glatt geradeaus. Oder besser gesagt: er flomm. Es sah aus, als wäre er bäuchlings auf eine unsichtbare Schicht aus Glatteis geprallt und würde nun einfach weiterrutschen. Nach Amygdala.

Die Zwielfichtzwerge schienen auf Dylas Entscheidung zu warten, fast regungslos verharrten sie über ihr in der Luft.

Die Prinzessin zögerte einen kurzen Augenblick. Einen Wimpernschlag lang nur. Dann sprang sie hinterher, und der Schwarm folgte ihr wie ein Schatten.

Aber Dylia flog nicht.

Sie flomm auch nicht.

Sie stürzte ab.

Senkrecht nach unten stürzte sie, so flimmunfähig wie ein Backstein, den man mit einem Senkblei beschwert hatte. »Ich flimme ja gar nicht«, dachte sie voller Panik. »Ich stürze ab! Ich stürze in mein eigenes Unterbewusstsein.«

Der Nebel aus Gedankendampf, der wie ein riesiger, bunter Teppich unter ihr lag, kam so rasant auf sie zu, dass sie ihn binnen weniger Sekunden erreichen und durchstoßen würde, um dann – ja was? In ihr Unterbewusstsein einzutauchen? Oder darauf aufzuschlagen? Wie war es wohl beschaffen, ihr Unterbewusstes? Weich wie Watte? Oder hart wie Stein? Hatte Havarius nicht etwas von einem Sumpf gesagt? Dann würde sie vielleicht nicht ganz so hart aufprallen.

Warum flomm sie nicht so mühelos wie der Gnom? Was machte sie falsch? Diese Gedanken und Fragen gingen ihr nicht hintereinander durch den Kopf, sondern alle gleichzeitig. So schnell hatte Dylia bisher noch nie gedacht! Sie stürzte an einem Schwarm von ultrabunten Ideenschmetterlingen vorbei, die ihre Schwingen entfaltet hatten.

Schwingen?

Entfaltet?

Natürlich!

Dylia breitete ihre Arme aus. Schloss die Augen. Und flomm!

Tatsächlich – ihr Sturz wurde augenblicklich abgebremst. Ihr Körper beschrieb eine Steilkurve, ging in eine Waagerechte über – und dann flomm sie! Genauso wie Havarius Opal, flach auf der Brust liegend, mit ausgespreizten Armen und immer geradeaus. »Ich habe vergessen, die Arme auszubreiten!«, dachte sie. »Das Einzige, was ich machen musste. Wie blöd muss man dazu sein?« Wie gut, dass niemand außer den Zwielichtzwerge, die zuerst ihren Sturz und jetzt ihren Vorwärtsflug begleiteten, zugehört hatten! »Ich flimme!«, dachte sie nach einem kurzen Anfall von aeronautischer Euphorie. »Ich flimme über die Große Fissur. Ich überquere den Sulcus centralis auf dem Luftweg.«

Ganze Schwärme von Geomen unterschiedlichster Art kamen ihr entgegen, tauchten unter ihr durch, flogen über sie hinweg oder kreuzten ihren Weg von links und rechts. Sie kamen aus allen Richtungen und gaben die merkwürdigsten Geräusche von sich, wenn sie Dylia passierten: Knistern und Summen, Zischen und Brabbeln, Stöhnen und Quengeln, Blubbern und Pfeifen. Manche klangen wie Äolsharfen, andere wie Singvögel oder Insekten. Sie hatte an Höhe gewonnen und auch den Gnom jetzt fast eingeholt. Sie segelte mit vorbildlich weit ausgebreiteten Armen immer geradeaus, immer Havarius Opal hinterher. Richtung Amygdala.

»Schön weiterflimmen!«, sagte sie sich ein ums andere Mal. Und: »Nicht nach unten blicken!« Aber natürlich blickte sie nach unten, wieder und wieder, denn was sie da sah, war wunderschön und faszinierend und auf seltsame Weise sogar beruhigend und ermutigend.

Der Sulcus centralis aus der Vogelperspektive war ein gigantisches Gesamtkunstwerk in permanenter Bewegung. Der Bodennebel tief unten sah aus wie ein Meer von tausendfarbigen Wellen, mit Ölfarbe übergossen. Darüber befand sich ein dichtes Netz aus Flugbahnen von durcheinandersegelnden und schwebenden leuchtenden Geschöpfen. Die meisten waren Geome aller Art, aber es gab auch zahlreiche hell strahlende Blitzschlangen in allen Farben, rochenähnliche Lichtwesen mit langen, elektrische Funken schlagenden Schwänzen, durchsichtige, eisweiße Geistervögel mit weiten gläsernen Schwingen und papageienbuntes, fledermausähnliches Flattergetier.

In höheren Lagen drifteten monochrome Bänke aus Gedanken nebel, rot, gelb, grün und violett, wie Wolken aus farbiger Tinte. »Als hätte ein verrückter Riese mit einem Regenbogen gemalt«, dachte Dylia. »Warum sehe ich das nie in meinen Träumen, wenn es schon in meinem Gehirn ist? Davon könnte ich bestimmt viel besser schlafen.« Und da war nichts von der schwer zu überwindenden Flugangst, von der Havarius gefaselt hatte. Keine Panikattacken, die sie beim Flimmen behinderten, keine sonstigen Hemmnisse.

»Alles Blödsinn«, dachte Dylia. »Er wollte mir mal wieder Angst einjagen, das alte Schreckgespenst. Aber nicht mit mir!«

Und dann sah sie auch Tausende und Abertausende von Zwielichtzwerge, die in riesigen Schwärmen und in allen Stadien ihres Wachstums herumsegelten. Sie zogen von allen die abenteuerlichsten Flugbahnen über dem Nebelmeer, sie flogen die gewagtesten Manöver und drehten die wildesten Pirouetten in diesem unüberschaubaren Ballett der Hirnbewohner. Und auf einmal gab es für Dylas eigene Zwielichtzwerge kein Halten mehr! Sie lösten sich von der Prinzessin und stoben in alle Richtungen auseinander.

»Kein Wunder«, dachte sie, »dass sich alle in der Großen Fissur austoben wollen. Opal hat es erwähnt: Hier spielt die Gehirnmusik. Wenn irgendetwas Großes stattfinden sollte in meinem Kopf, dann hier im Sulcus centralis.«

Der Gnom segelte ihr unbeirrbar voraus. Nur gelegentlich blickte er mit besorgtem Gesichtsausdruck über die Schulter zurück und gab ihr hin und wieder winkend Handzeichen, die wohl so etwas wie »Folge mir beharrlich!«, »Immer schön weiterflimmen!« oder »Nicht schlappmachen!« bedeuten sollten.

»Das ist völlig unnötig!«, dachte Dylia ganz entspannt. »Ich flimme ja. Und wie ich flimme!«

Plötzlich tauchte ein großer hellblauer Schatten neben ihr auf. Er sah aus wie ein farbiges Gespenst, wie ein zerfetztes leuchtendes Bettlaken ohne konstante Form, wie ein Geistergewand, das der Wind von einer Wäscheleine im Jenseits gerissen hatte. Dann, genauso überraschend, tauchte eine zweite flatternde Silhouette auf, aber diesmal von purpurner Farbe. Die beiden Leuchtwesen flankierten die Prinzessin links und rechts und flommen mit ihr in dieselbe Richtung.

»Das müssen diese großen Exemplare der Irrschatten sein, von denen Opal geredet hat«, dachte Dylia. »Ich beachte sie am besten einfach gar nicht. Dann hauen sie vielleicht wieder ab.«

Die Irrschatten machten aber keinerlei Anstalten, ihr von der Seite zu weichen. Auch dann nicht, als sich noch drei weitere von ihnen dazugesellten: Ein roter, ein grüner und ein gelber.

»Wenn sie lediglich neben mir herfliegen«, dachte Dylia, die bisher nur ganz leicht beunruhigt war, »soll es mir recht sein. Bei diesem dichten Flugverkehr hier kann man sich wohl kaum aussuchen, wer neben einem flattert.« Sie segelte also stur weiter, starrte immer streng geradeaus und bemühte sich, so wenig wie möglich nach links oder rechts oder oben oder unten zu blicken. Das gestaltete sich allerdings immer schwieriger, denn nach und nach tauchten mehr und mehr Irrschatten auf, die Dylia auf seltsame Art zu eskortieren schienen. Oder hatten sie alle nur zufällig denselben Weg? War es ein Spiel oder eine Verkehrsregel der Großen Fissur? Suchten sie einfach nur Gesellschaft? Verfolgten sie eine konkrete Absicht, oder gehorchten sie nur blinden

Instinkten? Waren sie überhaupt in irgendeiner Weise intelligent? Oder folgten sie nur einem Herdentrieb?

Und noch mehr von den wabernden Laken gesellten sich hinzu, Irrschatten in allen denkbaren Farben: rote, hellgrüne, dunkelblaue, scharlachfarbene, aber auch graue Exemplare waren dabei. Eine ganze Armada war es mittlerweile, so bunt wie die Farbnäpfe von zehn Aquarellkästen. Aber warum erheiterte Dylia dieser farbenfrohe Anblick überhaupt nicht? Warum verschaffte er ihr immer mehr Beklemmung und Platzangst?

Zuerst hatten ihr die Begleitung und die Aufmerksamkeit, die ihr die quallenhaften Hirnwesen schenken, beinahe geschmeichelt. Aber nun machten sie Dylia zunehmend nervös. Sie rückten näher und näher und gaben dabei kuriose, fast bedrohlich klingende Geräusche von sich, die wie eine Mischung aus Gurren und Knurren klangen. »Wie Tauben und Hyänen im Chor«, dachte Dylia, »widerlich! Gibt es in meinem Hirn eigentlich nur Schmarotzer und Aasfresser?«

Beeindruckend sahen diese Kreaturen allerdings aus – aber nicht auf schöne oder betörende, sondern eher verstörende und beunruhigende Weise. Unablässig veränderte sich ihre Form. Manchmal klafften große Löcher und Risse in ihnen, dann schlossen sie sich wieder. Es war einfach zu anstrengend, ihnen für längere Zeit zuzusehen.



»Sie sehen irgendwie unberechenbar aus«, dachte Dylia. »Launisch und unzuverlässig und irre, als ob sie nicht nur jederzeit ihre Form, sondern auch ihr Verhalten ändern könnten. Sie sollen verschwinden!« Aber sie verschwanden nicht. Im Gegenteil, sie rückten der flimmenden Prinzessin immer näher – so nahe schließlich, dass sie sie mit ihren Flügeln sacht berührten. Dylia erhielt jedes Mal einen kurzen elektrischen Schlag.

Schließlich war Dylia kurz davor, ihre disziplinierte Flughaltung aufzugeben und in alle Richtungen zu schlagen und zu treten, obwohl sie wusste, dass sie sich damit in Absturzgefahr bringen würde. Aber die zudringlichen und immer häufigeren Berührungen der statisch aufgeladenen Irrschatten waren so enervierend, dass sie darüber schließlich alle vernünftigen Überlegungen ignorierte. Sie wollte gerade einem der fliegenden Schatten einen kräftigen Tritt verpassen, als plötzlich sämtliche Irrschatten wie auf ein geheimes Kommando hin von ihr abließen, im Schwarm in den Sinkflug gingen und sich dann in der Menge der fliegenden Kreaturen der Großen Fissur zerstreuten. Hatte sie etwas vertrieben? Etwas, das noch viel unangenehmer werden konnte als sie selber?

Unversehens hatte die Prinzessin an Höhe verloren und befand sich nur noch einige Körperlängen über einem großen Nebelloch, unter dem es bedrohlich blubberte. Plötzlich konnte Dylia einen Gedanken riechen. Es war ein mit furchterregenden Gefühlen befrachteter Gedanke, voller Wut, Hass und Gier. Es war ein Triebwunsch, garantiert irgendetwas Unterbewusstes, auch das konnte sie riechen. Er kam ihr auf äußerst beunruhigende Weise bekannt vor. »Seit wann kann ich denn schlechte Gedanken riechen?«, dachte sie. Der Gnom hatte von sich behauptet, schlechte Gedanken wittern zu können, aber Dylia hatte diese Fähigkeit an sich selbst noch nie registriert. Warum eigentlich nicht? In gewissen Zuständen der Schlaflosigkeit konnte sie ihre eigenen Hände röntgen und die Gefühle von Pfirsichen ertasten. Wieso also sollte sie unter diesen Extrembedingungen nicht noch weitere übernatürliche Fähigkeiten entwickeln?

Zum ersten Mal blickte die Prinzessin zurück, auch um nachzusehen, woher dieser üble Geruch wohl kommen mochte. Vermutlich war es nur ein Gas aus dem Subsumpf oder irgendeine andere Ausdünstung ihres Gehirns, die man mit bloßem Auge gar nicht erkennen konnte. Aber was Dylia da mit einem schnellen Blick über die Schulter erfasste, das war durchaus sichtbar und mindestens genauso unangenehm wie der Gestank, den es verursachte. Und es war ihr darüber hinaus auch tatsächlich vertraut, auf denkbar ungute Weise.

Es war niemand anderes als ihr Großvater Metus, die schaurigste Gestalt ihrer verhassten kranken Verwandtschaft, der sich da gerade nicht allzu weit hinter ihr aus

dem Bodennebel des Subsumpfes erhob und seinen widerlichen wattigen, grauen Leib auf die Stelzenbeine stellte. War das eine Halluzination? Wenn ja, dann wirkte sie erstaunlich echt. Verlor sie gerade den Verstand? Auch das ist eine Möglichkeit, die man nie ganz ausschließen kann. Aber wenn das nicht der Fall war, wie zum Henker hatte es das alte Ekelpaket hierher geschafft? Sollte Metus denn nicht eigentlich, wie der Gnom gesagt hatte, zusammen mit dem Rest ihres Morbus im Körper zurückgeblieben sein? Was hatte er in ihrem Hirn verloren? Aber andererseits: Was hatte er denn in ihrem Körper verloren? Er war nirgendwo erwünscht und kam trotzdem unangemeldet zu Besuch, wenn es ihm passte. Hatte sie ihn vielleicht ein paar Mal zu oft so erfolgreich und nachhaltig ignoriert und damit in ihr Unterbewusstsein verdrängt, dass er dort eine zweite Existenz hatte gründen können? Eine andere Erklärung hatte Dylia momentan nicht anzubieten. In ihrem Hirn war anscheinend alles möglich.

Aber egal, ob es nun Wahn oder Wirklichkeit war, hier in der Großen Fissur war seine körperliche Präsenz um ein Vielfaches größer als in der Welt außerhalb ihres Kopfes, so viel stand fest. Metus war riesig.

Er war sogar monströs, mindestens genauso groß wie ihre Spinne der Erinnerung, und mit erheblich mehr Beinen ausgestattet. Er ragte riesenhaft aus einem Loch im vielfarbigen Nebel, und auch sein muffiger und morbider Geruch von körperlichem Verfall und Inkontinenz, den er wie immer verbreitete, war hier aufdringlicher und überwältigender als bei seinen Besuchen in der Realität. Und nun schickte er sich an, Dylia auf seinen langen Beinen hinterherzustaksen.

»Ja, ist man denn nirgends vor den unangekündigten Attacks dieser buckligen Verwandtschaft sicher – nicht mal im eigenen Sulcus centralis?«, dachte Dylia wütend. Aber andererseits: Woraus sonst als aus dem Subconsciounellen Sumpf sollte sich ein Ungetüm wie dieses erheben? Woher sonst als aus dem Schlamm ihres eigenen Unterbewusstseins? Es waren ihre persönlichen schlechten Gedanken, die sie da witterte. Üble Erinnerungen, böse Vergangenheit, das war der Stoff, aus dem die Gase waren, die hier aus dem Subsumpf emporstiegen.

»Nichts wie weg«, sagte sich Dylia, »zum Glück kann ich flimmen!« In der wirklichen Welt hatte sie diese Besuche immer ertragen und durchstehen müssen, aber jetzt konnte sie fliehen! Dem Ekel Metus einfach entrinnen, aus eigener Kraft! Also schlug und ruderte sie zunächst mit den Armen, um ihren Flug zu beschleunigen, bis ihr einfiel, dass das Flimmen so gar nicht funktionierte. Sie war kein Vogel, der einfach nur mal kräftig mit den Schwingen schlagen musste, um sich schneller vorwärtszubewegen. Mit bloßer Muskelkraft und Körpermechanik war das nicht zu bewerkstelligen. Sie brauchte etwas Anderes – aber was? Als sie Hilfe suchend nach vorne blickte, musste sie feststellen, dass Havarius Opal von den Ereignissen hinter ihm wahrscheinlich gar nichts mitbekommen hatte und schon ein ganzes Stück weit entfernt war. Von dem war nichts zu erwarten.

Dylia war regelrecht auf der Stelle geblieben. Sie hing starr in der Luft wie ein Kolibri, aber ohne die schwirrenden Flügel. *Flimmen* konnte auch totalen Stillstand bedeuten, das begriff sie jetzt. Und Ekel Metus kam mit Riesenschritten näher und näher. Nebelfetzen waberten um seine Beine, und er gab sein charakteristisches Gegrünze und Gestöhne von sich, aber in unglaublicher Lautstärke und geradezu vielstimmig. Ja, es hörte sich an wie eine ganze Herde von ausgehungerten Sumpfschweinen auf Trüffelsuche.

»Ich muss flimmen!«, dachte Dylia, »ich muss unbedingt flimmen!« Aber sie ahnte, dass die Flimmerei so überhaupt nicht funktionierte. Es war, als müsste sie vor Publikum ein Konzert als Pianistin geben, obwohl sie noch nie an einem Klavier gesessen hatte. Und nun geschah genau das, was Havarius Opal bereits prophezeit hatte: Dylia gingen in der Mitte des Sulcus centralis, genau auf halbem Weg nach Amygdala, die Puste und die Kräfte aus.

Da war plötzlich dieser bleierne Schmerz in ihren Armen. Er hatte an den Schultergelenken begonnen und strahlte jetzt in beide Oberarme aus. Wer jemals den Versuch gemacht hat, seine nach links und rechts ausgestreckten Arme einfach nur waagerecht zu halten, der weiß, dass nichts auf der Welt schwerer und unerträglicher sein kann, sobald ein gewisser Zeitpunkt überschritten ist. Denn dann beginnt ein Kampf gegen die Schwerkraft und den inneren Schweinehund, die beiden mächtigsten Kräfte des Universums, den man auf jeden Fall verliert. Denn niemand kann ewig beide Arme in der Waagerechten halten. Niemand.

Diese Erfahrung machte Dylia gerade, und das trug nicht unbedingt zur Hebung ihres Selbstbewusstseins bei. Ihre Arme fühlten sich an, als seien sie mit kochendem Blei gefüllt.

Ekel Metus aber kam immer näher herangestakst und dünstete unablässig zischende Dampfwolken aus, die für Dylias empfindlichen Geruchssinn alles noch schlimmer machten. Jetzt konnte sie sehen, dass er hier nicht nur erheblich größer war, sondern auch über erheblich mehr Beine und Augen verfügte. Sein Geächze und Gegrünze wurde immer lauter, bis er schließlich so nahe war, dass er Dylia mit einem seiner langen Beine hätte berühren können.

Dies war der Augenblick, in dem sie sich in ihr Schicksal ergab und die Arme sinken ließ. Sie erwartete, wie ein Stein abzustürzen. Das war wahrscheinlich die einzige Richtung, in die sie fliehen konnte. Aber lieber in den Sumpf des eigenen Unterbewusstseins plumpsen, als dem Monstrum Metus anheimzufallen, keine Frage! Sie wusste nicht, was sie dort unten erwartete, doch nichts konnte schlimmer sein, als in die Fänge des uralten Scheusals zu geraten.

Aber Dylia stürzte nicht ab. Sie geriet auch nicht ins Trudeln oder in langsamen Sinkflug. Sie blieb einfach an derselben Stelle in der Luft hängen, wo sie war, obwohl ihre Arme jetzt schlaff wie gekochte Nudeln an ihr herabhingen. Haaah – wie gut das

tat, die Arme einfach baumeln zu lassen! Dylia genoss das erleichternde Gefühl, wie der brennende Schmerz ihre Schultern und Arme verließ. Aaaaah! Schmerznachlass! Die besten Sachen gab es eben doch immer noch umsonst.

»Ach so«, dachte sie dann. »So funktioniert das Flimmen. Es hat mit den Armen eigentlich überhaupt nichts zu tun und auch sonst nichts mit dem Körper – es läuft alles über den Kopf. Ich flimme immer noch. Ich flimme zwar nur auf der Stelle – aber ich flimme.« Auf dem Gipfel ihrer Euphorie, gepaart mit dem Gefühl von nachlassendem Schmerz, hatte Dylia eine Eingebung: »Ich muss nicht fliehen. Ich muss nicht kämpfen. Ich muss gar nicht in Panik geraten, nur weil Ekel Metus hier drin hundert Mal so groß ist wie draußen. Ich muss nur genau das tun, was ich immer tue, wenn er zu Besuch kommt. Denn wenn hier drin alles hundert Mal größer ist, dann funktioniert meine Methode gegen Metus auch hundert Mal besser als draußen. Ist doch logisch, oder?

Ich muss ihn einfach nur ignorieren.

Ich kann nicht vor ihm weglaufen.

Ich kann nicht vor ihm wegfliegen.

Aber ich kann ihn wegdenken.

Wie? Indem ich an etwas Schöneres denke als an ihn, ganz einfach. Und was ist schöner als Ekel Metus?

Alles!

Und was ist schöner als alles?

Musik!«

»Ja«, dachte Dylia. »Ich mache einfach etwas Musik. Eine kleine Gehirnmusik, das ist es, was ich jetzt brauche. Musik, zwei, drei, vier!«

Dylia schloss die Augen.

Und da! Da war sie prompt wieder, die Gehirnmusik. Sie begann genau an der Stelle, wo sie ausgesetzt hatte, als der verfluchte Nachtmahr in ihr Leben geplatzt war und alles durcheinandergebracht hatte. Und jetzt war sie wieder da, die Musik ihrer Gedanken: *Pamm pamm pa pampamm ... pampamm, pamm pamm ...*

Die beruhigenden Harmonien ihrer Ideen, der vertraute Rhythmus der Synapsen: *Ticktacktickeditack! Klickklackklickediklack!* Und da war auch der Chor von winzigen Stimmchen, der immer lauter anschwell. Ah, wie sie diese Musik liebte! Sie kam von nirgendwo her, sie ging nirgendwo hin. Sie war eigentlich immer da, immer gleich und immer anders. Und wie immer komponierte sie sich selbst, existierte ausschließlich in Dylias Hirn, das jetzt wieder Orchester, Publikum und Konzerthalle zugleich war: *Pamm pamm pa pampamm ... pampamm, pamm pamm ...*

Ah, das flirrende, sirrende Schwirren! Die Harfen, die vom heißen Wüstenwind bespielt wurden, auch sie waren wieder dabei mit ihrem äolischen Irrsinn. Auf Dylias Gehirnmusik war eben immer Verlass. Sie musste nur die Augen schließen, um sie zu hören, dann kam sie wie auf Taktstockbefehl.

Jetzt öffnete die Prinzessin die Augen wieder. Und als sie das tat, war Ekel Metus bereits in Schwierigkeiten. Stramme violette und muskulöse Tentakel mit dicken Saugnäpfen hatten sich aus einer Nebelbank erhoben und einige seiner Beine umschlungen: Zwei an einem Bein, drei an einem anderen. Und ein einzelner Tentakel machte sich gerade daran, ein weiteres Bein zu umwickeln.

Das alte Ekel gab rülpsende Geräusche von sich, aber sie klangen nicht so genüsslich und selbstzufrieden wie gewöhnlich, sondern überrascht und irritiert. »Hoorkh ...«, machte Metus und blieb stehen. Etwas Anderes blieb ihm auch gar nicht übrig, denn über so viele Beine er auch verfügen mochte, wenn eines festgehalten wurde, mussten auch die anderen stehenbleiben. Ein uraltes Fortbewegungsgesetz, das auch für die Stelzen von alten Ekelpaketen und in Subsümpfen galt. »Hoorkh ...«, machte er erneut, als sich die Tentakel noch strammer zogen und weitere von ihnen sich aus dem Sumpf erhoben und nach seinen anderen Beinen tasteten.

Dylia schloss wieder die Augen und lauschte nun dem zweiten Satz ihrer Hirnsymphonie. Da kam jetzt eine ihrer Lieblingsstellen, das Pizzicato, dieses gezupfte und hüpfende Streichermotiv, *Plimm-plimm-plimm, Plimm-plimm-plimm* – das hörte sie einfach zu gern! Sie stellte sich dazu Zwielichtzwerge vor, die in der Luft einen höfischen Gesellschaftstanz tanzen, ein Menuett oder eine Gavotte oder so etwas. Hauptsache *Plimm-plimm-plimm*! Es waren Hunderte von ihnen, ach was, warum nicht gleich Tausende? Das war ihr eigener Hirntanzsaal, da konnten so viele Zwielichtzwerge herumhüpfen, wie sie das für richtig hielt! *Plimm-plimm-plimm, Plimm-plimm-plimm* – das sah furchtbar lustig aus, so streng diszipliniert tanzende Zwielichtzwerge.

Und es hörte sich noch lustiger an: *Plimm-plimm-plimm, Plimm-plimm-plimm*, einfach zu schön! Am liebsten hätte sie die Musik auf Endlosschleife gestellt, aber sie musste sich ja um ihren Besuch kümmern, das gebot die Höflichkeit und Gastfreundschaft. Also öffnete sie wieder die Augen, und diesmal war Großvater Metus *wirklich* in Schwierigkeiten. Du meine Güte! Es hatten sich inzwischen deutlich mehr Tentakel aus dem Sumpf erhoben, als das Ekel Beine besaß, und sie hielten seine Gliedmaßen unbarmherzig fest umschlungen und zerrten sie in alle Himmelsrichtungen. Man hörte die Geräusche von knackenden alten Knochen und reißenden mürben Sehnen.

Metus rülpste und grunzte jetzt auch nicht mehr, er schrie. Komisch, das hatte Dylia vorher gar nicht gehört, die Musik war wohl zu laut gewesen. Er schrie wie ein Spanferkel am Spieß, das man vor dem Grillen abzustecken vergessen hatte, in unerträglich hohen und hellen, fast trillernden und angstverzerrten Schreien, wie sie Vögel von sich geben, die von Raubkatzen zerfleischt werden.

»Tja«, dachte Dylia und bekämpfte dabei erstaunlich mühelos ihr aufkeimendes Mitleid. »Das ist *mein* Unterbewusstsein, mit dem du dich hier anlegst! Ich habe dich

nicht hergeben. Wir haben schon ganz andere Sachen als dich verdrängt, mein Sumpf und ich.«

Es war sehr interessant, ihn einmal ganz konkret in Ausübung seiner Fähigkeiten zu sehen. Aber auch schwer zu ertragen. Herrje – ihr Verdrängungsmechanismus funktionierte erstaunlich gut! Fast schon brutal. Das war ja beinahe eine Superkraft, sie musste in Zukunft unbedingt verantwortungsvoller damit umgehen, sonst kam noch jemand zu Schaden!

Aber jetzt war erst mal Ekel Metus dran, und der sollte ruhig ordentlich beschädigt werden. Eines seiner Beine wurde von zwei Tentakeln in der Mitte durchgerissen, und sein dickflüssiges altes und graues Blut spritzte im hohen Bogen über den Sumpf. »Wi – der – lich!«, dachte Dylia.

Er hatte ja vorher schon keinen angenehmen Geruch verbreitet, aber der Gestank, der jetzt mit dem verklumpten Blut aus seinen geöffneten verkalkten Arterien drang, nahm Dylia beinahe den Atem. Der arme, uralte Metus! Er konnte einem fast leid tun. Hatte er solch ein Schicksal wirklich verdient?

»Ja«, dachte Dylia, »das hat er! Und wie er das hat!« Dann schloss sie wieder die Augen und lauschte weiter der wunderschönen Musik. Ah, das Flötensolo – eine ihrer Lieblingsstellen. Sie wusste schon ganz gut, dass es eitel war, Flötenmusik zu bevorzugen, nur weil man selber Flöte spielen konnte. Aber was sollte sie machen? Das war nun mal ihr Instrument, und wenn sie Tuba gespielt hätte, hätte sie Tubamusik vorgezogen. Es war aber die Querflöte, die sie beherrschte, und die hohen Flötentöne überlagerten das Schmerzensgeschrei und Gezeter des Riesenekels.

Als Dylia zum dritten Mal die Augen öffnete, befand sich Metus nicht mehr an einer einzigen Stelle, sondern war mehr oder weniger gleichmäßig über einen großen Bereich des Sumpfes verteilt. Seine geborstenen Beine ragten hier und da wie verdorrte Bäume aus dem Nebel oder versanken im blubbernden Morast. Sein wattiger Körper war in viele grobe Fetzen zerrissen, die sich wie Schwämme gluckernd mit Sumpfwasser vollsogen und langsam im Sumpf versanken. Die vielen Augen von Metus, die immer von Bosheit nur so gefunkelt hatten, waren nun alle gebrochen, leer und leblos. Das alte Ekel war tot und hinüber, da gab es keinen Zweifel mehr.

Die Prinzessin atmete tief durch, auch weil sich endlich der Gestank der schlimmen Gedanken verzogen hatte. Dann fiel ihr siedend heiß Havarius Opal ein! Sie blickte sich suchend um – in der Zwischenzeit musste er ja schon eine ordentliche Wegstrecke zurückgelegt haben. Da sah sie ihn, nur noch als ganz kleinen, bunten Punkt im Gewimmel der flimmenden Hirnbewohner, kurz davor, im Dunkel zu verschwinden.

Dylia flomm ihm umgehend hinterher, einfach so, ohne groß darüber nachzudenken – weil sie es nun konnte. Flimmen war leicht, wenn man einmal wusste, wie es gemacht wird: Nämlich gar nicht. Das war die ganze Kunst. Man machte nichts. Man musste flimmen, so wie man atmete oder spazierenging. Hatte Opal nicht etwas Ähnliches über

das Atmen gesagt? Da denkt man auch nicht über jeden Atemzug nach. Man atmet einfach.

Und Dylia flomm schnell, mit seitlich eng an den Körper gelegten Armen. Denn sie musste Opal einholen, bevor sie ihn verlor. Die anderen Passagiere im Luftraum der Großen Fissur rauschten nur so an ihr vorbei: Geome aller Art, Geistgeister, Ideenschmetterlinge, Irrschatten. Aber wo waren denn eigentlich ihre eigenen Zwerge?

Dylia bildete sich ein, dass sie die ihren unter Tausenden anderen erkennen würde. Aber sie konnte sie nirgendwo sehen, keinen einzigen von ihnen. Wahrscheinlich hatten sie den Kontakt für immer verloren, und dieser Gedanke stimmte Dylia unendlich traurig. Sie hatte sich in der kurzen Zeit so sehr an sie gewöhnt, dass sie davon ausgegangen war, von ihnen bis ans Ende ihrer Hirnreise begleitet zu werden. Aber die Zwerge hatten anscheinend andere Pläne oder ihr eigenes Ziel schon erreicht – die Große Fissur, in der sie sich nun tummeln wie Fische im Wasser mit all den andern Geistgeistern. Wie sollte Dylia sie in diesem Hirnozean jemals wiederfinden? Das war völlig unmöglich.

Endlich hatte sie Havarius Opal eingeholt und zog mit ihm gleichauf. »Ich kann flimmen!«, rief sie ihm zu, als sie in Hörweite war. »Ich kann fli-himmen!«

Als Havarius ihre Stimme hörte, blickte er über seine Schulter. In seinen Augen stand das blanke Entsetzen. »Was?«, schrie er zurück. »Wo warst du denn?«

»Ich habe Metus erledigt!«, rief Dylia stolz.

»Metos?«, krächzte Opal verständnislos. »Wer ist Metos?«

»Metus. Großvater Metus. Er ist ... er war ...« Dylia stockte. »Ach, egal. Ich kann flimmen!«

»Was?«, krächzte der Gnom.

»Flimmen! Ich kann flimmen! Du machst das falsch. Du brauchst die Arme gar nicht zu spreizen. Es hat nichts mit deinem Körper zu tun. Es kommt alles von hier.« Sie tippte sich an den Kopf.

»Was?«, krächzte der Gnom schon wieder. Er verstand offensichtlich gar nichts oder hörte überhaupt nicht zu. »Ich kann nicht mehr!«, schrie er. »Meine Arme! Keine ... Kraft mehr. Ich ... ich stürze ab.«

»Du stürzt nicht ab!« Dylia versuchte, beruhigend zu klingen. »Du brauchst deine Arme überhaupt nicht. Lass sie sinken! Du musst einfach mit dem Kopf weiterflimmen. Dann geht alles von selbst.«

»Von selbst?«, rief der Gnom. »Ich bin alle! Erledigt! Ich ...« Er brach ab.

Wie ist das möglich, fragte sich Dylia. Er ist so eine Strecke doch sicher schon zignal geflommen, oder? Er kann sich seine Kräfte einteilen. Hatte er ebenfalls Kontakt mit den Irrschatten gehabt? Und war von ihnen geschwächt worden?

»Du kannst die Arme aus dem Spiel lassen«, rief sie. »Du brauchst sie nicht. Guck mich an!« Sie hielt ihre Arme immer noch an den Körper gepresst. »Ich flimme! Ohne

Arme!«

»Wie machst du das?«, krächzte Opal verunsichert.

»Mit dem Kopf!«, wiederholte Dylia. »Du brauchst nur zu denken. Lass die Arme fallen! Es ist keine Frage von Kraft. Es ist keine Frage der körperlichen Ausdauer. Es ist eine Frage des Geistes. Des mentalen Stehvermögens. Des Willens und des Wollens.«

»Stehvermögen?«, schrie Opal entnervt. »Willen und Wollen?«

»Flimmen!«, schrie sie. »Du musst flimmen, verdammt noch mal!«

Aber Opal reagierte jetzt gar nicht mehr auf sie. Er ruderte unstat mit den Armen und trudelte im Flug auf und ab, als sei er in Turbulenzen geraten. Dann fing er an, noch wilder mit den Armen zu fuchteln und abwechselnd nach links und rechts zu driften. Schließlich sah er sich doch um. Auf seinem Gesicht stand die nackte Furcht. Und dann ließ er endlich die Arme fallen, aber wahrscheinlich nur, weil er es nicht mehr länger ausgehalten hätte.

Dylia sah die Erleichterung über das Nachlassen der Schmerzen in seinem Gesicht. »Entspann dich einfach!«, empfahl sie ihm und versuchte dabei zu lächeln. »Du stürzt nicht ab. Das garantiere ich dir.«

Kaum hatte sie es ausgesprochen, da stürzte Havarius Opal ab, und zwar genauso, wie sie es zu Beginn ihrer Überquerung getan hatte: wie ein Stein und senkrecht nach unten, Richtung Subsumpf.

»Haaah!«, schrie der Gnom.

Er kann nicht flimmen!, war der erste Gedanke, der Dylia durch den Kopf ging. Er kann es gar nicht richtig, der Angeber! Dylia sah ihm nur einen Augenblick verdutzt hinterher, dann ging sie ebenfalls in den Sturzflug, aus eigenem Willen und mit angelegten Armen. »Du musst flimmen!«, rief sie ihm hinterher. »Flimmen!«

Aber der Gnom stürzte weiter mit wild rudernden Armen. Er touchierte ein paar Geome, die unter ihm vorbeidrifteten, und rauschte mitten durch einen riesigen Irrschatten, den er zerriss wie einen Papierdrachen.

»Waaah ...«, schrie Havarius.

Dylia presste ihre Arme noch kräftiger an ihren Körper. Sie beschleunigte so ihren Sturzflug und stieß dabei einige andere Wesen aus ihrem Weg, aber das bemerkte sie kaum. Es ging alles so rasant, dass Dylia zum Denken keine Zeit blieb.

»Du musst flimmen!«, rief sie nur immer wieder, aber der Gnom konnte sie wahrscheinlich gar nicht hören. Er stürzte unaufhaltsam immer tiefer auf die nun wieder geschlossene bunte Nebeldecke über dem Sumpf zu.

»Waaaah!«, schrie er nur.

»Du – musst – flimmen!«

Dann rauschte Dylia in einen ganzen Schwarm von riesigen Irrschatten hinein. Es sprühten bunte Funken, und es gab laute knisternde Geräusche, als sie zwei von ihnen

dabei in Fetzen zerriss. Aber ihren Sturzflug konnte das nicht bremsen.

Der Gnom hatte aufgehört zu schreien. Vielleicht hatte er sich mit seinem Schicksal abgefunden oder war einfach nur ohnmächtig geworden. Dylia kam mit ihm gleichauf, verzichtete aber auf ein weiteres sinnloses »Du musst flimmen!«, denn er war nicht mehr ansprechbar. Er stand offensichtlich kurz vor einer gnädigen Besinnungslosigkeit, denn seine Augen waren fast geschlossen und er machte einen sorglosen, fast seligen Eindruck.

Dylia überholte ihn, tauchte mit einer eleganten Körperdrehung unter ihm durch und fing ihn schließlich mit beiden Armen auf. Ihr beider Sturz war augenblicklich beendet.

»Hab dich!«, keuchte Dylia.

»Was?«, fragte der Gnom. In seinem Blick konnte sie nur völliges Unverständnis lesen.

»Ich hab dich!«, wiederholte sie, um ihn in Sicherheit zu wiegen. »Wir flimmen jetzt zusammen.« Sie setzte an, mit dem Gnom in den Armen wieder nach oben zu steigen.

»Wer ... wer bist du denn?«, fragte Havarius blöde grinsend.

Aber sie stiegen nicht auf. Kein bisschen. Sie sanken tiefer. Dylia blickte nach unten. Sie waren nur noch ein paar Körperlängen von der bunt wabernden Nebeldecke entfernt. Den Subsumpf darunter hörte sie bereits wieder deutlich brodeln und glucksen.

Außerdem lag hier ein vielstimmiges, aber gedämpftes Summen in der Luft. So würde sich ein Bienenstock unter Wasser anhören, dachte Dylia. Da waren auch gelegentlich schmatzende und knackende Geräusche. Der Nebel machte hier unten einen viel dichterem und organischeren Eindruck und warf farbige Schlieren und Schnörkel aus.

»Kennen wir uns?«, fragte Opal mit breitem Lächeln.

Sie sanken weiter hinab, langsam, aber unaufhaltsam. Dylia versuchte verzweifelt, aufwärts zu flimmen, aber es gelang ihr nicht. Zu ihrem eigenen Gewicht und dem des Gnoms schien noch eine Anziehungskraft hinzuzukommen, die vom Sumpf ausging, machtvoll und unwiderstehlich wie eine Unterströmung im Wasser.

»Zusammen sind wir zu schwer«, stellte der Gnom fest, dessen Blick sich jetzt langsam wieder klärte. »Hast du mich aufgefangen? Du bist diese ... diese Prinzessin, nicht wahr?« Er schien langsam wieder zu sich zu kommen.

»Stör mich nicht!«, ächzte Dylia. »Ich muss flimmen.«

»Es ist eine Frage des Willens und des Wollens«, lallte Opal mit immer noch schwerer Stimme. »Des Willilens und Wollolens!«

»Halt die Klappe!«, zischte Dylia. »Ich muss mich konzentrieren.«

»Stehvermögen!« krächte der Gnom. »Geiheistiges Stehevermögen! Jetzt habe ich verstanden, was du meinst. Mit dem Körper hat das gaaar nichts zu tun. Null! Es ist alles hier drin.« Er wedelte mit den Händen in der Nähe seines Schädels.

Dylia hatte jetzt schon das Gefühl, in einen Sumpf geraten zu sein, obwohl sie noch knapp über dem Nebel waren. Lange farbige Finger hatten sich aus dem bunten Dunst

gelöst und umschlängelten ihre Fußgelenke und Waden. Wie Efeuranken umwickelten sie ihre Beine und begannen an ihr zu zerren. Von Flimmen konnte jetzt wirklich keine Rede mehr sein. Dylia brauchte alle Energie, um den rabiaten Anziehungskräften des Sumpfes zu widerstehen. Aber auch das gelang ihr kaum noch.



»Du musst mich loslassen!«, sagte Havarius ernst. Seine Stimme und sein Blick waren nun wieder völlig klar.

»Kannst du denn jetzt flimmen?«, fragte Dylia hoffnungsvoll. »Geht's wieder?«

»Nein«, antwortete der Gnom hoffnungslos. »Ich habe keinerlei Kraft mehr. Ich habe mich völlig überschätzt.«

»Du stürzt in den Sumpf, wenn ich dich loslasse«.

»Dann soll es wohl so sein. Wenn du mich nicht loslässt, versinken wir beide darin«, antwortete der Gnom.

Sie hatten die wabernde Nebeldecke jetzt erreicht. Dylia spürte, wie die warmen Nebeltentakel an ihren Beinen immer zahlreicher und zudringlicher wurden. »Ich lasse

dich nicht fallen!«, versprach sie. »Niemals.«

»Das musst du aber«, beharrte der Gnom, »wenn du überleben willst.«

»Ich brauche dich! Ich kann dich gar nicht gehen lassen.«

»Lass einfach los! Vielleicht findest du ohne mich einen Weg zurück.«

»Kommt nicht in Frage«, sagte Dylia entschieden. »Wir schaffen das zusammen. Mitgehen, mitgefangen. Jetzt halt endlich die Klappe! Ich muss mich konzentrieren.«

Sie hörte ein lautes Glucksen aus dem Sumpf und blickte widerstrebend nach unten.

Voller Entsetzen musste sie gewahren, wie sich ein langer, kräftiger und purpurfarbener Tentakelarm aus dem Nebel erhob, einer mit vielen Warzen und Saugnäpfen und von derselben Sorte, die Metus zerrissen hatte. Dicht daneben tauchte etwas auf, das aussah wie eine riesige graue Krepsschere, von einem chitingepanzerten Arm geführt und triefendem farblosen Schleim bedeckt. Dann ein weiterer Tentakel. Und noch einer.

Und ein weiterer Scherenarm.

»Das Essbesteck meines Unterbewusstseins«, murmelte Dylia unwillkürlich. »Es macht keinen Unterschied zwischen mir, Opal oder Ekel Metus. Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt.«

»Ich hab's dir ja gesagt«, seufzte der Gnom. »Niemand nimmt freiwillig den Weg durch den Subsumpf. Das Unterbewusste ist wirklich das Letzte! Der Bodensatz eines jeden Gehirns. Ein wildes Niemandsland der Triebe. Ohne Gesetz. Dagegen kommst du nicht an. Du gehörst ihm genauso, wie es zu dir gehört – und vielleicht will es das jetzt beweisen. Obwohl ich ihm so viel Ehrgeiz oder Planung gar nicht zutraue. Wahrscheinlich hat es nur Lust, etwas zu zerreißen. Lass mich los, dann hast du vielleicht noch eine Chance! Du kannst ihm entkommen. Ich nicht.«

»Wir schaffen das!«, keuchte Dylia. »Zusammen. Halt jetzt einfach mal die Klappe.«

Sie versuchte wieder, sich mit all ihrer geistigen Kraft gegen die rabiate Sogwirkung des Sumpfhebels zu stemmen. Aber das war genauso sinnlos wie mit Gewalt einschlafen zu wollen, wenn die Insomnie kam. Je heftiger man sich sträubte, desto weniger erreichte man.

Sie sanken unaufhaltsam tiefer und tiefer in den bunten Dampf ein. Die Nebelschlangen tasteten nun über Dylia's ganzen Körper und ihr Gesicht. Sie war am Ende ihrer Kräfte. Die Tentakel und die Greifscheren hatten mittlerweile ihre Orientierungsphase beendet. Zielstrebig wie Haifischflossen steuerten sie durch den Bodennebel auf die beiden zu. Die Scheren schnappten klackend mehrmals ins Leere, und die Spitzen der Tentakel vibrierten wie die Schwanzenden von Klapperschlangen.

Dylia hatte in allzu frischer Erinnerung, was sie mit Metus angestellt hatten. Und da, ein weiteres Zerkleinerungswerkzeug erhob sich aus dem Nebel! Es sah aus wie der Stachel eines Riesenskorpions, perlmuttfarben und fast durchsichtig. Die Prinzessin kämpfte weiterhin ebenso energisch wie vergeblich gegen das Absinken. Das Gluckern

des Sumpfes klang wie eine verstärkte Version der Geräusche, die ihre Magensäfte verursachten, wenn ihre Krankheit über längere Zeit die Nahrungsaufnahme vereitelte. Es klang unbefriedigt und hungrig.

»Gib's endlich auf!«, wisperte der Gnom. »Das war es nun wirklich! So dicht vor dem Ziel habe ich eigentlich nicht damit gerechnet. Ich dachte, wenn wir dran glauben müssen, dann in Amygdala. Im dunklen Herzen der Nacht. Das hätte wenigstens eine gewisse Klasse gehabt.« Er lachte kraftlos. »Aber niemals hier, in diesem triebhaften Morast. Schicksal! Es kommt immer aus der Richtung, die man gerade nicht im Visier hat. Wir sind wohl doch echte Schlimazzel«, seufzte er.

»Wie bitte?«, fragte Dylia, die bei dem letzten Wort überrascht aufhorchte.

»Schlimazzel«, wiederholte der Gnom. »So bezeichnet man Leute ...«

»... die Pech haben, kurz nachdem sie Pech hatten und unmittelbar bevor sie wieder Pech haben – ja, ich weiß!«

»Warum fragst du dann?«, ächzte der Gnom.

»Pfauenwort Nummer elf«, dachte Dylia pflichtbewusst. Schade nur, dass die Erinnerungsspinne jetzt nicht aufkreuzte, um es in ihr Netz zu verschleppen, denn sie hätte sicher helfen können mit ihren Riesenkräften.

»Ein Schlimazzel bleibt ein Schlimazzel!«, krächzte Opal. »Finde dich damit ab, Prinzessin!«

Dylia wünschte sich, sie könnte Opals fatalistisches Geschwätz abdrehen wie einen Wasserhahn. Aber er schwallte unaufhaltsam weiter.

»Hör zu ...«, raunte er verschwörerisch. »Ich ... ich muss dir etwas sagen. Ich wollte es dir schon im Thalamus gestehen, als wir annulliert wurden, und ich habe dich natürlich auch hintergangen, als ich behauptete, es vergessen zu haben. Das weißt du ja. Ich habe mich nur einfach nicht getraut. Nichts ist schwieriger als die Wahrheit. Ich ...«

»Was?«, antwortete Dylia. »Muss das *jetzt* sein? Konzentrier dich lieber aufs Flimmen! Wir müssen hier nicht draufgehen.«

»Doch!«, erwiderte der Gnom mit ersterbender Stimme. »Genau das müssen wir! Oder zumindest ich. Ich habe wirklich ... keine Kraft mehr. Ich habe mich völlig verschätzt. Es hat mit dem zu tun, was ich dir ... sagen muss.« Er stockte wieder und rang um die richtigen Worte. »Es ist alles ... ganz anders als du denkst. »Ich ... ich bin ...

»Ja ...?«, fragte Dylia. Die Neugier überwog nun doch die Brenzlichkeit ihrer Situation. »Du bist ... was?«

»Ich bin ...«, keuchte der Gnom. »Ich bin nicht ...«

»Ja, was denn nun?«, fragte Dylia ungeduldig. »Bist du nun oder bist du nicht?«

»Ich ... ich bin ...« Er stutzte. Sein Blick wurde starr. Dann hob er den wackelnden Kopf. »Hey!«, rief er mit plötzlich fester Stimme und riss die Augen weit auf. »Da! Da! Spürst du das auch?«

»Spüren? Was?«, fragte Dylia, nun ebenfalls aufgerüttelt. »Was denn?«

Aber ja, doch, sie spürte tatsächlich auch etwas. Eine ... eine Veränderung? Richtig. Eine physikalische Veränderung ihrer Lage. Sie sanken nicht mehr abwärts. Sie schwebten auch nicht mehr auf der Stelle.

»Wir steigen. Wir steigen aufwärts!«, behauptete der Gnom, der jetzt in Dylia's Armen zappelte wie ein Kleinkind. »Wie kommt das?«

Dylia verspürte einen leichten, fast zärtlichen Druck, der sie von unten anschob. Wie ein Aufwind. Sie blickte an sich herab. An ihrer rechten Hüftseite bemerkte sie einen Zwielichtzwerg, genauer: einen ihrer Zwielichtzwerge. Einen weiteren etwas tiefer an ihrem Bein. Und jetzt dockte noch einer an ihrem rechten Arm an. Hey! Unter jedem ihrer Füße befand sich ein Zwielichtzwerg! Nein, unter dem linken Fuß waren es sogar zwei.

Und nun kamen sie von allen Seiten herangesegelt. Wie ein versprengter Vogelschwarm, der sich wieder sammelt und die Prinzessin zum Zentrum ihrer Zusammenkunft auserkoren hatte, kamen die Zwerge zu Dutzenden aus allen Himmelsrichtungen angesegelt, um sich unter ihr zu einem seltsamen Netzwerk, zu einem komplexen Seifenblasenkonstrukt zu verbinden. Es gab jedes Mal ein sanft schmatzendes Geräusch, fast wie von saftigen Küssen, wenn zwei der Zwerge aufeinandertrafen und derart verschmolzen. Tardatus, der rosafarbene, ewige Nachzügler kam natürlich wieder einmal als Letzter, fügte sich aber genauso wie die anderen in die luftige Skulptur ein.

»Was machen die denn da?«, fragte Dylia amüsiert. »Verbinden sie sich?«

»Sie bilden einen Teppich unter uns«, staunte der Gnom. »Ein Luftkissen aus ihren eigenen Körpern. Hey, das könnte glatt eine von deinen schrägen Ideen sein.«

»Ein fliegender Teppich aus Luft«, dachte Dylia. »Genau. Das ist es. Sie konstruieren ein fliegendes Vehikel für uns.« Es war keine Regenbogenerfindung, hätte aber durchaus eine der extraordinären Ideen aus ihren Notizbüchern sein können. Eine Seifenblasenerfindung in diesem Fall, von vergleichbarer Substanzlosigkeit, aber dennoch wirksam. »Das ist hochinteressant«, rief Dylia entzückt. »Meine eigenen Gedanken betreiben Ideenklau bei mir selber! Mein Verstand macht sich selbst ein Kompliment – wir stehlen nur von den Besten! So funktioniert also Kreativität, durch Kannibalisierung und Selbstausbeutung!«

Die Prinzessin bemerkte mit Kennerblick, dass die Zwerge auf ihrem Ausflug durch die Große Fissur körperlich zugelegt hatten, und zwar ordentlich. Sie waren wieder größer geworden, kräftiger und feister, und sie sahen mittlerweile erheblich weniger vergeistigt aus als zu Beginn ihrer Bekanntschaft. Das waren nun wirklich keine fast unsichtbaren Geistgeister mehr, sondern beinahe komplett ausgewachsene Zwielichtzwerge.

Ein Zwerg nach dem anderen dockte unter ihr an, bis der fliegende Teppich eine tellerförmige Gestalt erhalten hatte, die so groß war, dass man ihr Prinzessinenbett hätte darauf stellen können. Und je dichter das lebendige Luftkissen wurde, desto schneller stieg es in die Höhe – mit Dylia und Havarius als Passagieren.

»Wahrscheinlich haben sie sich auf dem Grund des Sumpfes mit auftreibenden Gasen vollgetankt«, mutmaßte der Gnom. »Sie fangen an, planmäßig zu handeln. Es geht wieder aufwärts«, sagte er mit bewegter Stimme. »Und ich dachte schon ...«

»... dass es vorbei ist!«, ergänzte die Prinzessin. »Ja, wieder mal! Du musst unbedingt ein besseres Vertrauensverhältnis zu deinem eigenen Schicksal entwickeln! Sonst werdet ihr nie glücklich miteinander.«

»Komm schon!«, sagte der Gnom. »Dass wir aus diesem Schlamassel herauskommen, indem wir auf einem Kissen aus Zwielichtzwergen nach oben getragen werden – das hättest *du* dir auch nicht träumen lassen, oder? Du hattest ebenfalls mit allem abgeschlossen. Du wolltest es nur nicht zugeben.«

Dylia schüttelte verständnislos den Kopf. »Sich nicht eingestehen wollen, dass alles verloren ist, so definierst du also Hoffnung? Dann möchte ich nicht wissen, wie du Verzweiflung definierst.«

»Nein«, erwiderte der Gnom schwermütig und blickte in die Höhe. »Das möchtest du wirklich nicht wissen.«

Die Prinzessin blickte vorsichtig zurück. Die riesenhaften Zangen unter ihnen schnappten klackend ins Leere, und auch die peitschenden Saugnapfarme, die immer noch nach ihnen tasteten, konnten sie nicht mehr erreichen. Denn sie waren für das Essbesteck des Unterbewusstseins bereits viel zu hoch gestiegen.

Ein paar am Grund zurückgebliebene Zwielichtzwerge manövrierten geschickt zwischen den riesigen peitschenden Schlangendarmen aus dem Subsumpf. Es sah aus, als würden sie diese wissenschaftlich erkunden und wichtige Daten sammeln – vielleicht für Dylias Notizbücher? Die Prinzessin beschloss, demnächst ein Skizzenwerk ausschließlich für Seifenblasenerfindungen anzulegen. Das könnte ihr neues Spezialgebiet werden, das den Regenbogenerfindungen an Fragilität kaum nachstehen würde. Dann gesellten sich auch diese Zwielichtzwerge zu ihren Artgenossen, die Dylia und den Gnom immer höher und höher trugen.

»Ich will ja nicht undankbar erscheinen«, nölte Opal mit gefestigter und fast schon wieder arroganter Stimme. »Aber hätten sie uns diese Dienstleistung nicht schon etwas früher anbieten können? Dann wären uns eine Menge Ärger, Schmerzen und Panik erspart geblieben.« Er rieb sich vorwurfsvoll die Schultergelenke.

»Vielleicht hätten sie das getan, wenn du nicht so lauthals mit deiner Befähigung zum Flimmen geprahlt hättest«, entgegnete Dylia. »Und vielleicht mussten sie die Kräfte, die sie dazu in die Lage versetzt haben, auch erst in der Großen Fissur sammeln oder auftanken. So kräftig wie jetzt waren sie auf der anderen Seite des Tals noch nicht.

Wahrscheinlich hätten sie es gar nicht gekonnt. Manche Ideen müssen erst reifen, bevor man sie in die Tat umsetzt.«

Und dann dachte Dylia, was sie beide doch für ein seltsames Bild abgeben mussten: Eine bleichhäutige Prinzessin, die einen viel zu vielfarbigen Nachtmahr in den Armen trägt, wird von einem Kissen aus Zwielichtzwerge in einem Luftozean voll von schillernden Ideenschmetterlingen, durchsichtigen Geistgeistern, realen und unrealen Geomen und flatternden Irrschatten emporgetragen, der schwarzen Küste von Amygdala entgegen. »Wenn mir das in einem Traum passieren würde, würde ich denken: Ich träume ja wohl.«

Dylia wurde von einer Euphorie erfüllt, einem absurden und komischen Glücksgefühl, das sie beinahe zum Lachen brachte. Aber sie musste es sich verkneifen, um der Situation nicht die Würde zu rauben. Wie hatte der Gnom das noch mal genannt, was sie auf dieser Reise vollbrachten? Einen Knoten in die Zeit machen? Ihre Initialen ins Universum meißeln? Nun, in einem Gehirntal einen Nachtmahr vor dem Sturz ins eigene Unterbewusstsein zu bewahren und dabei selbst von Zwielichtzwerge gerettet zu werden, das kam schon eher einer doppelten Schleife in einem Regenbogen gleich, oder? Das war alles andere als **pisanzapra**, sondern fast schon **hoyotojokomeshi**.

Dies war der Augenblick, in dem Prinzessin Dylia davon überzeugt war, dass sich diese Exkursion ins eigene Ich bereits gelohnt hatte. Bei jeder guten Reise gibt es so einen Augenblick. Vernahm sie da schon wieder Gehirnmusik? Nein, leider nicht. Es war der Gnom, der in Dylias Armen beglückt vor sich hin summt.

»Die Zwielichtzwerge haben uns gerettet«, sagte er verträumt lächelnd. »Das ist ziemlich erstaunlich. Sie müssen dich wirklich mögen.«

»Dich aber auch. Sie haben uns beide gerettet.«

»Das bezweifle ich«, seufzte Havarius. »Sie haben mich nur zufällig mit gerettet, weil du mich trägst.«

Als sie an der Küste von Amygdala ankamen, die in ihrer Schwärze dem Rand eines gewaltigen Vulkankraters ähnelte, setzten die Zwielichtzwerge ihren fliegenden Teppich dort sachte ab und lösten ihn auf, indem sie in alle Richtungen stoben und Dylia und Opal alleine stehen ließen. Dylia setzte den Gnom auf seine Füße und ordnete ihre Kleider, während die Zwerge sich in einer Wolke über der Szenerie zusammenfanden. Ein kurzer Augenblick der Ruhe und Sammlung, bevor es weiterging. Dylia warf noch einen letzten Blick in den Riesenkrater mit seinen Abertausenden von flimmenden Geschöpfen.

»Wir haben es geschafft«, sagte sie. »Wir haben die Große Fissur überquert.

»Ja«, sagte Havarius Opal. »Wir haben es tatsächlich vollbracht.«

»Und jetzt?«, fragte Dylia unternehmungslustig. »Was machen wir jetzt?«

»Wir ... äh ... suchen«, antwortete der Gnom.

»Wir suchen? Was suchen wir denn?«

»Na, was denn wohl?«, fragte Opal zurück, und er klang schon wieder weniger zuversichtlich. »Wir suchen das dunkle Herz der Nacht.«



Quintis Decimus

DAS TRAUMIVERSUM

Während Prinzessin Dylia und der Nachtmahr Havarius Opal immer tiefer in die violett vernebelte Dunkelheit stapften, treu beschirmt von ihrem Schwarm aus Zwielflichtzwerge und garantiert in Richtung Amygdala, wie Opal stur behauptete, fand Dylia endlich ein wenig Zeit, sich ein paar wohlgeordnete Gedanken über die vergangenen Ereignisse zu machen. Wieso hatte Havarius mitten über der Großen Fissur schlappgemacht, obwohl er vorher damit geprahlt hatte, das alles schon zimal absolviert zu haben und seine Kräfte genau einschätzen zu können? Und was, zum königlichen Henker, hatte er ihr so eminent Wichtiges mitzuteilen, ausgerechnet immer in Situationen, wo es den beiden dramatisch an den Kragen gehen sollte? Was war er? Und was war er nicht? Und wieso war der Nebel hier eigentlich so violett?

Dylia wusste sehr wohl, dass es überhaupt keinen Zweck hatte, Opal jetzt danach zu fragen. Er würde sich ja doch nur wieder auf Gedächtnisverlust rausreden: Wir wurden gerade beinahe von deinem Unterbewusstsein in kleine Stücke gerissen, da redet man so manches daher ... so was in der Art, garantiert! Daher schwor sie sich hoch und heilig, ihn auf keinen Fall darauf anzusprechen. Das erschien ihr viel souveräner. Sie ging noch zwei Schritte, dann platzte es aus ihr heraus. »Was wolltest du mir da unten sagen? Da unten, da, über dem Sumpf!«

»Hm?«, machte der Gnom. In seinem Gesicht paarten sich Überraschung und Ratlosigkeit. »Was? Wovon sprichst du?«

»Tu nicht so blöd!«, schnappte Dylia. »Nicht noch einmal! Du wolltest mir etwas Wichtiges sagen.«

»Wollte ich?«, fragte der Gnom treuherzig. »Was denn?«

»Ja, das sollst du mir jetzt ja sagen, du Trollhirn!«, giftete Dylia. Es war ein Zeichen absoluter Aufgebrachtheit bei ihr, wenn sie auch nur die harmlosesten Schmähwörter benutzte. Etwas Anderes untersagte ihre adlige Erziehung strengstens. Selbst nach einem Putsch und mit dem Kopf auf dem Richtblock hatte man als Mitglied der königlichen Familie den Henker immer noch höflich zu behandeln und sich nach seinem werten Befinden zu erkundigen. Das beleidigende *Trollhirn* war also ein Signal des äußersten Kontrollverlustes bei Dylia.

»Aaach ... weißt du ...«, sagte Havarius gedehnt, »wenn man kurz davor ist, von deinem tentakelbewehrten Unterbewusstsein in kleine Stücke zerfetzt zu werden – dann redet man schon mal so einiges daher.«

»Ich wusste es!«, keifte Dylia. »Ich wusste es! Jetzt kommt die Amnesienummer! Ach, geh mir doch weg!«

Der Gnom breitete entschuldigend die Arme aus. »Ja, was soll ich denn machen? Ich habe keinerlei Erinnerung! Das ist ein verbreitetes Phänomen. Wenn einem in der Schlacht die Pfeile um die Ohren fliegen, verliert man jedes Gefühl für Gefahr und kann sich nachher an keine Einzelheiten mehr erinnern. Unter Söldnern nennt man das *Posttraumatisches Stress-Syndrom*. Hattest du den Eindruck, es wäre etwas Wichtiges gewesen?«

»Ach, vergiss es!«, schnaufte Dylia.

»Das habe ich bereits getan.« Der Gnom grinste breit.

Sie marschierten wieder eine Weile stumm nebeneinander her. »Ich weiß das wirklich zu schätzen«, brach Opal schließlich das Schweigen. »Ich meine, was du da unten für mich gemacht hast.«

»Ich dachte, du kannst dich an nichts erinnern«, sagte Dylia, immer noch grantig. »Aber schon gut. Ich hab dir doch bereits erklärt, dass es reiner Eigennutz ist. Du bist meine Rückfahrkarte. Ich musste das tun. Also bild dir nicht zu viel darauf ein!«

»Ich habe keine Vorstellungskraft«, sagte Opal traurig. »Deswegen kann ich mir gar nichts einbilden.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, ich kann dir Alpträume verschaffen, aber ich könnte nie selber einen haben. Nachtmahre können nicht träumen. Ich kann ja nicht mal schlafen.«

»Tatsächlich?« Dylia musterte ihn skeptisch von der Seite. »Gar nicht?« Der Gnom lachte bitter. »Du hältst dich für schlaflos? Nur weil du mal ein paar Wochen am Stück nicht schlafen kannst? Ha! Du Glückliche! Ich habe noch *nie* geschlafen. Kein einziges Mal. Niemals. Das nenne ich schlaflos, Prinzesschen!«

»Ist das wahr?«, bohrte Dylia nach. »Nachtmahre können nicht schlafen? Wirklich *nie nie nie* niemals?«

»Manchmal sehne ich mich danach«, seufzte Havarius. »Das Nächste am Zustand des Schlafes, wie du ihn kennst, ist wohl das, was wir erfahren, nachdem wir zersprungen sind. Aber auch dann träumen wir nicht. Es ist eher eine Ohnmacht als echter Schlaf. Aber so ähnlich stelle ich mir den Schlaf vor: eine vorübergehende Erholung vom Sein.«

Dylia erschauerte. »Du meinst, du schläfst nur dann, wenn dein Körper zerschmettert wird? Durch einen Sturz oder so etwas?«

»Richtig. Wenn das passiert, dann zerfällt auch unser Geist in kleinste Splitter, die sich dann wie die Bestandteile meines Körpers mühsam wieder zusammensetzen

müssen. Das kann Jahre dauern. Was mein Geist dabei erlebt, ist dem, was du unter Schlafen verstehst, noch am ähnlichsten.«

»Kannst du das etwas näher erläutern?«

»Klar. Mein Geist befindet sich dann zwar im Traumuniversum, aber er träumt nicht wirklich. Er driftet nur zwischen den Träumen umher. Er ...«

»Er befindet sich im ... was?«, hakte Dylia nach. »Traumuniversum? Willst du damit andeuten, dass es so etwas wie ein Universum für Träume gibt? Der Wortstamm deutet darauf hin.«

Der Gnom nickte. »Natürlich. Was meinst du denn, wo sich dein Geist aufhält, wenn du träumst? Warum in deinen Träumen völlig andere physikalische Gesetze herrschen? Eine andere Zeit? Warum da Verstorbene wieder lebendig sind? Was meinst du denn, wo wir Nachtmahre überhaupt herkommen?«

Sie stapften jetzt durch einen blauvioletten Sumpf aus Hirnwasser und Gedankenmatsch, aber Dylia schenkte ihrer ungewöhnlichen Umgebung mittlerweile nur noch wenig Beachtung. Eine seltsame, pfeifende Frequenz lag in der Luft, die sie an die Folgen ihrer gelegentlichen Hörstürze erinnerte, aber auch das kümmerte sie jetzt wenig. Es war so interessant, was Havarius da von sich gab.

»Eine andere Zeit?«, fragte sie. »Lebendige Verstorbene?«

Der Gnom winkte lässig ab. »Es ist nichts Besonderes, nur eine Parallelwelt wie jede andere auch. Aber natürlich muss es auch ein Universum für Träume geben, was dachtest du denn?«

Dylia musste sich eingestehen, dass sie darüber eigentlich noch nie nachgedacht hatte. Also sagte sie lieber gar nichts und gab nur ein unverfängliches »Hmmm ...« von sich.

»Stell dir die Träume einfach wie Planeten vor!«, befahl der Gnom. »Wie äh, riesige Seifenblasen, die im Nichts schweben.«

»Träume wie Seifenblasen?«

»Nein. Doch. Also theoretisch: ja, schon. Du kannst sie dir der Einfachheit halber so vorstellen, aber bitte als gefüllte Seifenblasen. Blasen, die aus vielen Blasen bestehen – wie die Häute einer Zwiebel.«

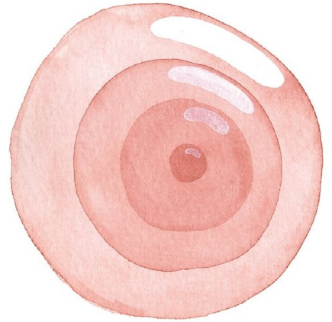
»Ich soll mir eine Seifenblase wie eine Zwiebel vorstellen?«, fragte Dylia. »In Planetengröße?«

»So ungefähr!«, antwortete der Gnom. »Da ist also diese schillernde Blase, du tauchst ein in ihre flüssige Außenhaut – und die Blase platzt. Plopp! Aber darunter ist eine weitere Blase, das unterscheidet sie von herkömmlichen Seifenblasen. Du tauchst in die zweite Hülle ein. Und plopp! – sie platzt auch. Und so geht es weiter, Hülle für Hülle – Plopp! Plopp! Plopp! Das sind die üblichen Ereignisschritte eines Traumes, stimmt's? Man macht irgendwas, und dann ist man plötzlich – Plopp! – woanders. Normale Traumlogik. Du bringst also eine Blase nach der anderen zum Platzen: Plopp!

Plopp! Und dringst immer tiefer zum Planetenkern des Traumes vor. Bis hin zur letzten Hülle – und darin befindet sich – Plopp! – nichts mehr. Der Schluss ohne Pointe, das unbefriedigende Ende eines jeden Traums. Und dann wirst du wach.«

Der Gnom schnippte mit den Fingern. »So sind Traumplaneten strukturiert. In Schichten wie andere Planeten auch. Nur dass diese Schichten extrem empfindlich sind.« Opal seufzte. »Und manche dieser Planeten sind eben auch Alpträume. So funktioniert das Traumuniversum.« Er zuckte einmal mehr nervös mit den Schultern.

Dylia musste an Conatio denken, ihren ganz persönlichen Alptraumplaneten. Er war jetzt gerade so weit entfernt wie nie zuvor. »Ich fange an, zu begreifen«, sagte sie. »Deswegen erschöpft mich mein Schlaf mehr, als er mich erquickt. Träume sind Reisen. Anstrengende Reisen zu fremden Planeten, die ich ... öh, zerträume. Könnte man das so sagen?«



»Warum nicht?«, gab Opal zurück. »*Zerträumen* – das ist ein schönes und präzises Wort dafür. Es ist tatsächlich eine echte Leistung, eine kräftezehrende Exkursion ins Nichts, von der man mit nichts zurückkommt. Von wegen Erholungsschlaf! Deswegen bekommt man auch im Schlaf Wadenkrämpfe. Deswegen hat man morgens dieses klebrige Zeug in den Augen. Getrockneter Traumseifenschaum. Von den erschöpfenden Tauchgängen durch die Planeten des Traumuniversums.«

»Das leuchtet irgendwie ein«, überlegte Dylia. »Einer meiner sieben Leibärzte, mein Wadenarzt, behauptet allerdings, die Krämpfe kämen vom Magnesiummangel.«

»Ärzte haben keine Ahnung!«, winkte der Gnom ab. »Deswegen finden sie auch kein Mittel gegen deine Schlaflosigkeit. Sie suchen im falschen Universum danach.«

»Wahrscheinlich«, nickte Dylia. »Diese Quacksalber haben ja keinen Schimmer. Alles, was sie mir bisher dagegen verordnet haben, war **contraindikat**iv.« Sie freute sich, Pfauenwort Nummer zwei untergebracht zu haben. »Abgehakt«, dachte sie.

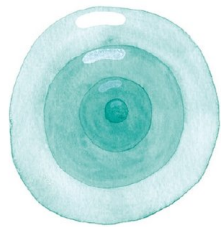
»Eines verstehe ich allerdings nicht«, fragte Dylia nachdenklich. »Du nennst das Traumuniversum ein Nichts. Wie kann man ein Nichts denn überhaupt sehen?«

»Das ist ja der Punkt«, antwortete Opal. »Man kann das Traumuniversum gar nicht sehen, obwohl es immer da ist und sich mit deinem realen Universum durchmischt. Man kann es nur träumen. Sehen kann man nur das Sichtbare, träumen kann man alles. Das Träumen ist dein sechster Sinn, neben Sehen, Hören, Riechen, Fühlen und Schmecken. Es gibt die visuelle Wahrnehmung über die Augen, die auditive über die



Ohren, die olfaktorische über die Nase, die gustatorische über die Zunge, die taktile Wahrnehmung über die Haut – und die traumatische über das Gehirn.«

»Hm ...«, sagte Dylia. »In meinen Träumen kann ich sehen, hören und riechen. »Ich kann ...«



»Genau!«, unterbrach Opal. »Das ist auch so eine Sache, von der deine Ärzte keine Ahnung haben: Dein Hirn ist unter anderem auch ein Supersinnesorgan. Es sind deine Augen und Ohren ins Traumuniversum. Deine Zunge, deine Haut. Deswegen kannst du dort

mit geschlossenen Augen sehen. Und du kannst hören, obwohl du deine Ohren zum besseren Schlafen mit Wachs verstopft hast. Es existiert, weil du es träumst! Jeder ist der Schöpfer seines eigenen Traumuniversums. Alle Geschöpfe, Tiere und Daseinsformen, die träumen können – nur wir Nachtmahre nicht. Wir Nachtmahre werden nämlich direkt im Traumuniversum geboren. Das heißt: Wir schöpfen es nicht selber, sondern werden darin geschaffen. Deswegen sind wir so fundamental anders als die Geschöpfe des sogenannten *realen Universums*. Auch wenn ich mehr davon verstehe als du: Das *Traumuniversum* ist deine Welt, sie gehört dir. Ich lebe nur darin.«

»Ganz schön verwirrend«, sagte Dylia. »Aber irgendwie interessant.« Sie registrierte, dass der violette Nebel immer dichter und irgendwie organischer zu werden schien. Er warf elegante Schnörkel aus, die einerseits wie Schlangen oder Würmer aussahen, andererseits wie die lebendigen Buchstaben einer fremden Sprache. Wie bei giftigem Efeu oder Brennesseln bemühte sich Dylia, nichts davon zu berühren.

Von weit her hörte sie langanhaltende tiefe Töne, wie von monströsen Blasinstrumenten, die irgendwie bedrohlich klangen. »Und da herrschen ganz andere Naturgesetze? In deinem ... äh, *meinem* Traumuniversum?«

»Ja, dort herrschen andere Gesetze. Von Naturgesetzen kann man aber nicht reden, weil es im Traumuniversum keine Natur gibt. Es sind Traumgesetze. Dort gibt es andere Farben und eine andere Zeit. Andere räumliche Dimensionen und andere Gefühle. Es gibt keinen Tod und keine Krankheit, aber auch nicht das, was ihr ... ja wie nennt ihr das noch mal? Mamihlapinatapaai?«

Dylia war erneut überrascht, ausgerechnet vom Nachtmahr mit einem ihrer Pfauenwörter konfrontiert zu werden. »**Mamihlapinatapaai**«, dachte sie verdutzt. »Pfauenwort Nummer sechs. Oder war es Nummer acht? Spielte das überhaupt noch eine Rolle?«

»**Mamihlapinatapaai**?«, fragte sie. »Meinst du damit ... die *Liebe*?«



»Genau«, sagte der Gnom. »Liebe, nicht wahr? So nennt ihr es auch. *Zuneigung* geht ebenfalls, oder? Aber Mamihlapinatapaai ist das klangvollere Wort, nicht wahr? Das musst du entscheiden, du kennst dich besser aus mit Wörtern.«

»Schöner ja«, antwortete sie, »aber etwas schwieriger auszusprechen.«

»Es ist ja auch anscheinend eine schwierige Sache«, gab der Gnom zu bedenken.

»Was ist schwierig?«, fragte Dylia.

»Na, diese, öh, Liebe. Deswegen sollte man sie vielleicht auch mit einem schwierigen Wort benennen, oder? Ich verstehe sie jedenfalls nicht. Aber ich wüsste gerne etwas mehr darüber. Wie sagtest du doch gleich: verwirrend, aber interessant.«

»Es ist eigentlich gar nicht besonders schwer zu erklären«, entgegnete Dylia. »Es ist ein Gefühl.«

»Ein Gefühl, so, so ... Kann man es sehen?«, fragte Opal.

»Nein.«

»Kann man es hören?«

Dylia lachte. »*Mamihlapinatapaai*? Nein, man kann Liebe nicht hören. Um weiteren Fragen vorzubeugen: Man kann sie auch nicht schmecken oder riechen. Und man kann sie auch nicht essen.«

»Nicht? Wie kann man sie denn dann wahrnehmen?«

Dylia überlegte. »Man kann sie ... fühlen! Deswegen nennt man es ja auch ein *Gefühl*.«

»Fühlen? Du meinst ertasten? Mit den Fingern? Oder spüren auf der Haut?« Der Gnom fingerte fahrig über seine bunten Schuppen.

»Nein«, sagte Dylia hilflos. »Es ist ein, äh, anderes Fühlen ... mit einem, äh, zusätzlichen Sinn sozusagen. Wie ... wie ...«

»Wie ... träumen?«, half Opal aus.

»Genau!«, rief Dylia erleichtert. »Lieben ist wie träumen! Es geht mit offenen und mit geschlossenen Augen.«

»Jetzt verstehe ich«, sagte Opal.

»Nein, das verstehst du nicht!«, sagte Dylia streng. »Dafür müsstest du nämlich selber über so etwas wie Gefühle verfügen. Aber wir schweifen immer mehr vom Thema ab! Du wolltest mir von den Traumgesetzen erzählen. Von der Physik des Traumuniversums. Falls es überhaupt eine Physik von etwas gibt, das man nicht sehen kann.«

»Ja«, seufzte der Gnom, »das ist leider kompliziert. Wo beginnen?«

»Am besten beim Anfang«, empfahl Dylia. »Wir hatten einen Urknall, behaupten meine Lehrer. Was hattet ihr?«

Der Gnom überlegte. »Also, erst mal gibt es keine Sonnen im Traumuniversum«, begann er. »Daher auch kein Licht. Und trotzdem ist es nicht dunkel, weil für die Beleuchtung die Monde sorgen. Sehr viele Monde! Statt Licht zu reflektieren – das es ja

nicht gibt – bestehen sie aus, äh, mentaler Energie, die sie aus sich selber erstrahlen lässt, die Monde. Auch diese Strahlen kann man nicht sehen, sondern nur träumen, klar. Sie bestehen aus spiritueller statt aus physikalischer Energie. Und es sind zwar Strahlen, aber sie sind nicht elektromagnetisch. Sondern spiritotraumatisch. Also so ähnlich wie Gedanken: Nicht sichtbar, aber trotzdem vorhanden. Nicht konkret, aber trotzdem nachweisbar.«

Der Gnom griff sich an den Schädel und machte eine Miene, als ob ihm das bunte Ding zu zerplatzen drohe, aber dann entspannte sie sich wieder. »Herrje, im Prinzip ist das Traumiversum das Gleiche wie das Universum – nur anders. Andere Bilder, andere Farben, andere Gerüche, andere Dimensionen, andere Zeit. Anderes dies, anderes das. Kein sichtbares Licht, sondern denkbarer Geist. Keine Planeten, sondern Blasen. Kein Tod und kein Mamihlapinatapai.« Um den Vortrag abzuschließen, machte Havarius wieder eine seiner Lieblingsgesten: die ausgebreiteten Arme. »Das Traumiversum. In Kurzform.«

»Verstehe!«, sagte Dylia dreist.



»Nein, das verstehst du nicht«, gab der Gnom zurück und freute sich sichtlich über seine rhetorische Retourkutsche. »Das verstehe ich ja selber nicht! Und es versteht auch sonst niemand. Aber hier geht es auch nicht ums Verstehen. Sondern ums Träumen. Zwei völlig unterschiedliche Dinge, auch wenn man sie mit demselben Organ tut. Und deswegen wieder so ähnlich.«

»Na schön, ich verstehe überhaupt nichts«, lenkte Dylia ein. »Nicht die Bohne! Aber so, wie du es erklärst, hört es sich derart plausibel an, dass man es gar nicht weiter hinterfragen möchte.«

»Du glaubst mir also, obwohl du denkst, dass ich lüge?«, grinste der Gnom.

»Nein«, sagte Dylia. »*Ich* belüge dich, indem ich vorgebe, dich zu verstehen. Aus Höflichkeit, so bin ich erzogen.«

»Dann haben wir endlich so etwas wie einen Dialog?« Havarius lachte. »Denn genau so funktioniert Kommunikation doch bei euch: Man macht ein interessiertes Gesicht und tut so, als würde man den anderen verstehen. Dabei stellt man auf Durchzug.«

»Genau«, sagte Dylia. »Und bei einer Diskussion macht man das Gegenteil: Man tut so, als würde man den anderen nicht verstehen, hört aber genau hin, um ihn beim Lügen zu erwischen.«

»Also verstehen wir uns endlich zumindest theoretisch!«, seufzte Havarius erleichtert. »Ein Fortschritt in unserer komplizierten diplomatischen Beziehung. Dann kann ich fortfahren?«

Dylia nickte gnädig. »Gut. Was du sicherlich auch mühelos verstehst, ist, dass der Planet, auf dem du lebst, seine Existenz – und die Tatsache, dass sich darauf Leben entwickeln konnte – nur einer Reihe von kosmischen Zufällen verdankt. Richtig?«

»Richtig«, sagte Dylia. »Das haben mir meine Hauslehrer so beigebracht. Wir können von Glück sagen, dass wir überhaupt existieren. Sonst könnten wir ja gar nicht erst darüber verzweifeln.«

»Genau«, grinste der Gnom. »Ich hatte zwar keine Hauslehrer und musste auf eine ganz ordinäre Nachtmahrschule gehen, aber meine ordinären Lehrer dort haben mir beigebracht, dass der Ort, von dem ich herstamme, seine Existenz ebenfalls einer Kette von kosmischen Kuriositäten verdankt – in meinem Fall sozusagen traumiversellen Zufällen. Klar?«

»Klar.«

»Und die Tatsache, dass sich deine Welt und meine Welt an einer Schnittstelle von Universum und Traumiversum befinden und so überlagern, ist ein noch größerer, noch viel unwahrscheinlicherer kosmischer Zufall. Auch klar?«

»Auch klar.« Dylia spitzte ihre Lippen wie immer, wenn sie angestrengt nachdenken musste.

»Wir haben also nicht nur unsere Existenzen, sondern auch unsere Begegnung und diese gemeinsame Reise hier einer Kette von unwahrscheinlich unwahrscheinlichen Zufällen zu verdanken – so viel steht mal fest.«

»Das kann man wohl sagen!« Dylia nickte wieder. »Und?«

Der Gnom stutzte. »Nichts *und*! Keine Ahnung! Wie bin ich überhaupt dahin gekommen? Du mit deinen ewigen Fragen! Jetzt habe ich den Faden verloren!«, klagte er. »Wo war ich stehengeblieben?« Selbst jetzt beim Gehen knetete er seine dicke Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger. Dylia fiel auf, dass er das immer dann tat, wenn er angestrengt nachdenken musste. Sie spitzte die Lippen, er knetete sie. Durchs Nachdenken sah man nicht unbedingt intelligenter aus.

»Beim, öh, Zerspringen«, erinnerte Dylia den Gnom. »Und woher weißt du das eigentlich alles? Ich meine, über das Zerspringen und so?«

»Hm?«, machte Opal und ließ seine Lippe los. »Oh – ich bin schon mal zersprungen. In viele Stücke. Daher habe ich meinen Nachnamen: Havarius.«

Dylia sah ihn verwundert an. »Ich dachte, Havarius wäre dein Vorname: Havarius Opal.«

Der Gnom schüttelte den Kopf. »Nein, mein Vorname ist Opal. Unsere Nachnamen bekommen wir immer später, lange nachdem wir unsere Vornamen erhalten haben. Wir bekommen sie nach einem wichtigen Ereignis in unserem Leben. In meinem Fall war es das Zerspringen. Und deswegen heißen unsere Nachnamen zwar Nachnamen, aber sie stehen vor unseren Vornamen. Verstehst du?«

Dylia schwirrte wieder mal der Kopf. »Nein, diesmal wirklich nicht! Aber bei Nachtmahren scheint alles etwas anders zu sein, deswegen habe ich aufgehört, mich zu wundern. Havarius ist ein männlicher Name, oder? Wie nennt man eigentlich bei euch die Geschlechter? Nachtmahre und Nachtmährinnen?« Sie versuchte so unauffällig wie möglich an seinem bunten, unbedeckten Körper herabzusehen, konnte dort aber nichts entdecken, was ihr weiterhalf. »Was für ein Geschlecht hast du überhaupt? Ich kann keins ... äh ... ääh ...« Dylia stutzte und errötete über die Zudringlichkeit ihrer Frage.

»Geschlecht?«, fragte der Gnom und machte große Augen. »Was meinst du? Was ist ein Geschlecht?«

»Ääh ... nichts von Bedeutung!«, rief Dylia hastig und änderte das Thema. »Du, öh, bist also schon mal in Stücke zerbrochen, ja? Wie denn? In viele kleine Stücke?«, fragte sie. »Und bei welcher Gelegenheit? Und dann hast du dich wieder zusammengesetzt? Das ist wirklich passiert?«

»Was?«, fragte Opal. Die vielen Fragen auf einmal schienen ihn zu irritieren. »Wie? Ja, äh, nein ... äh ...« Dann schüttelte er trotzig den Kopf und rief empört: »Na, hör mal! Das geht dich ja nun wirklich nichts an.«

Dylia triumphierte innerlich. Ihm war etwas Persönliches herausgerutscht! Opal hatte sich verplappert! Volltreffer.

Er hatte unfreiwillig etwas von sich preisgegeben und befand sich plötzlich auf dünnem Eis, sein unruhiger Blick suchte nach Halt. Dylia musste unbedingt nachhaken. Jetzt oder nie! »Natürlich!«, rief sie und schlug sich vor die Stirn. »Havarius! Klar! Das ist Altzamonisch und bedeutet *Unfall*, nicht wahr? Oder auch *der Verunglückte*. Dir ist etwas ganz Schlimmes passiert, vermute ich richtig?«

»Das geht dich gar nichts an!«, schnappte Opal zurück. »Überhaupt nichts! Themawechsel! Reden wir doch lieber von dir, wenn du unbedingt persönlich werden willst! Ja? Wer ist eigentlich dieser Metos oder Metus, den du angeblich erledigt hast? Im Subsumpf? Hm? Du warst ganz schön lange weg.«

»Das wiederum geht *dich* jetzt nichts an!«, konterte Dylia. »Das war ... eine Familienangelegenheit.«

Erneut schritten sie schweigend und mit ausdruckslosen Mienen nebeneinander her, wobei sie sich gegenseitig lauernd beobachteten. In Dylias Verstand ging es hoch her. Wieso war sie nicht von selber darauf gekommen? Sie war doch angeblich so gut mit Worten. Havarius! Der Verunglückte. Und Opal. Er *opalisierte*. Das bedeutete: Er wechselte die Farben. Der verunglückte Farbenwechsler. Das war nicht nur ein sprechender Name. Er schrie geradezu das Schicksal seines Trägers heraus. Sie hatte über seinen merkwürdig schönen Klang vergessen, die tiefere Bedeutung herauszufinden.

Und Nachtmahre hatten kein Geschlecht? Das war ja sehr interessant! Wie pflanzten sie sich denn fort? Taten sie das überhaupt? Oder wuchsen sie wie Pflanzen aus dem Hirnboden? Schlüpfen sie aus Eiern wie die Ideenschmetterlinge? Tausend Fragen. Wenn sie zurück in ihrem Schlafgemach war, musste sie unbedingt ein Ideennotizbuch zum Thema *Nachtmahre* anlegen. Das war ja offensichtlich eine studienwerte Spezies, widersprüchlich und extravagant. Hinterhältig, lästig, verschlagen und hässlich – ja, das waren sie, die Nachtmahre. Aber auf eine faszinierende Weise, irgendwie.

Dylia könnte ihre gesammelten Erfahrungen mit Opal wissenschaftlich aufbereiten und zur führenden Nachtmahr-Expertin Zamoniens werden. Und Vorträge an Universitäten halten: *Nachtmahre – Feinde in deinem Hirn*. Das würde sich gut auf einem Plakat mit ihrem Gesicht machen. Sie könnte ein Buch schreiben: *Ins dunkle Herz der Nacht – Ich reiste mit einem Nachtmahr*. Guter Titel, oder? Oder: *Amygdala – Die Expedition ins eigene Ich. Eine Reisebeschreibung*. Das klang fast noch besser, seriöser. Sollte sie vielleicht ein Pseudonym wählen? Um ihre königliche Familie nicht zu kompromittieren? Dylia *Insomnia* klang in ihren Ohren ziemlich gut. Oder einfach nur *Prinzessin Insomnia*, das verriet noch weniger. Andererseits: Mit ihrem prominenten adligen Namen würden sich ihre Bücher besser verkaufen. Und sie könnte sich mit den Tantiemen eventuell sogar von der königlichen Schatzkammer unabhängig machen. Ja, sie konnte die verkaufstüchtigen Buchhändler bereits raunen hören: »Haben Sie schon den neuen Bestseller von Insomnia gelesen, der schlaflosen

Dichterin? Olala! Es ist ein Enthüllungsroman über das Alptraumgewerbe. Sie werden kein Auge zukriegen bei der Lektüre, das verspreche ich Ihnen!«

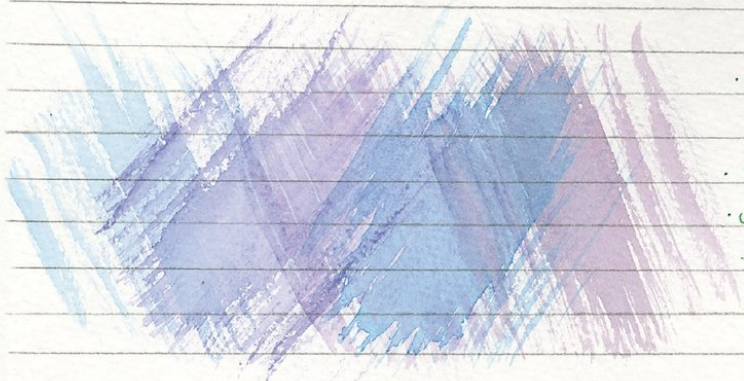
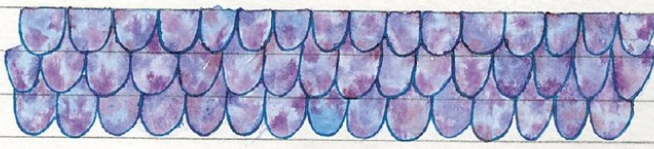
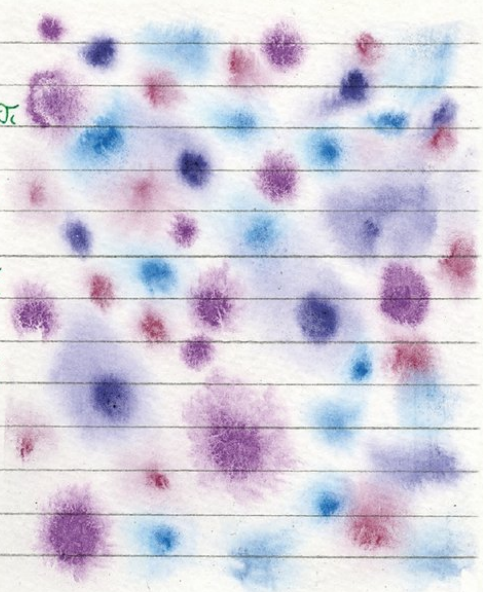


· વર્ણલેખનમાં ગુણલેખન

· લેખલેખનમાં લેખલેખ

· લેખ રચનામાં લેખલેખ

· લેખલેખલેખ, લેખલેખલેખ



· લેખલેખલેખ ગુણલેખ

→ ગુણલેખ લેખલેખ

· ગુણલેખલેખ લેખલેખ લેખલેખ

· લેખલેખલેખ લેખલેખલેખ

→ લેખલેખલેખ



· ગુણલેખલેખ

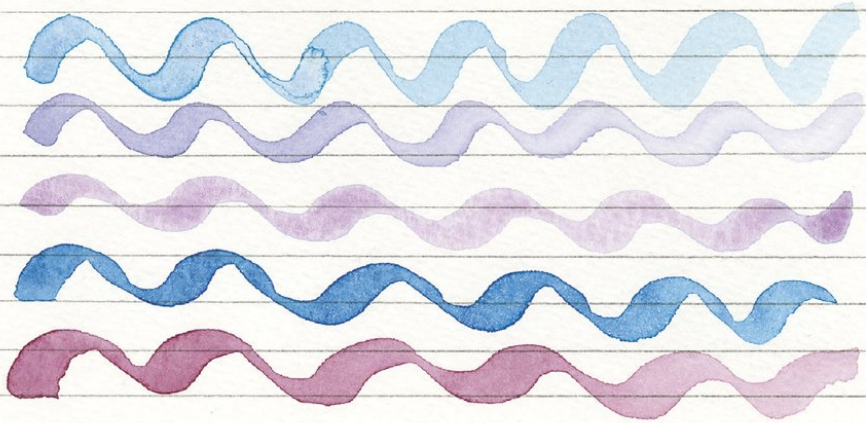
· લેખલેખલેખલેખલેખ

· લેખલેખલેખલેખ

· ગુણલેખલેખ

· લેખલેખલેખ

· ગુણલેખલેખ



Ah – die Tagtraumphantasien gingen wieder mit Dylia durch! Und das in dieser Umgebung, die an Traumhaftigkeit kaum etwas zu wünschen übrigließ. Sie hatte sich schon derart an die Innenarchitektur ihres eigenen Gehirns gewöhnt, dass ihr der pechschwarze Hirnboden, über den glühende violette Nebel krochen, fast genauso banal vorkam wie die gigantischen blau und blutrot geäderten Nervenstränge, die sich daraus wie schiefe Säulen in einen dunkelgrauen Himmel erhoben. Durfte man in diesen Verhältnissen von einem Himmel reden? Aber eine Decke dieser Höhle war nirgends in Sicht. Die Prinzessin hörte nur aus weiter Ferne das Pochen ihres eigenen Herzens – *wa-wumm, wa-wumm, wa-wumm* – und das Rauschen ihres eigenen Blutes aus allen Richtungen.

Ab und zu ging ein tiefes Raunen durch die Atmosphäre, wie das Stöhnen eines Riesen. »Oder einer Riesin?«, spekulierte Dylia. »Bin ich das selber, stöhnend im Schlaf? Oder sind es die Arbeitsgeräusche meines Gehirns? Ein ganz normaler Tag in der Gedankenfabrik? Ich gehe in mir selbst spazieren und phantasie von einer Schriftstellerkarriere«, dachte sie, »wie schräg ist das denn eigentlich?«

Havarius Opal und die Prinzessin blieben gemeinsam stehen, wie auf ein geheimes Zeichen hin. Die Zwielfichtzwerge über ihnen schwirrten wie wild durcheinander. Dylia witterte etwas. Schlechte Gedanken! Schon wieder! Sie konnte schon wieder schlechte Gedanken riechen.

Aber diesmal konnte sie sie nicht nur wittern. Sondern sie auch mit all ihren übrigen Sinnen wahrnehmen. Sie konnte *hören*, wie sie unverständlich, aber insistierend und aufdringlich in ihren Ohren flüsterten. Sie konnte auf ihrer *Haut fühlen*, wie sie mit eiskalten und klammen Geisterfingern darübertasteten. Sie konnte auf Zunge und Gaumen *schmecken*, wie sie einen Übelkeit erregenden Belag hinterließen. Sie konnte spüren, wie sie in jede Pore ihrer Haut drangen und sie bis in die Knochen mit eisiger Kälte erfüllten. Sie konnte sie *sehen*, in Form von dünnen Nebelschlieren in fremdartigen Farben, die sich aus dem anderen violetten Nebel hervordrängelten. Und sie konnte sie *denken*, was am allerschlimmsten war. Wie Kopfschmerzen, die aus purer Bosheit bestanden. War das der zusätzliche Traumsinn, von dem der Gnom gesprochen hatte? Aber sie träumte doch angeblich nicht. Havarius hatte auch erwähnt, dass sie sich an einer Schnittstelle zwischen ihrem realen Univerum und dem Traumiversum befanden. Vielleicht stand sie ja schon mit einem Bein in der Dimension der Träume, und ihre Sinne hatten sich erweitert. War es wie mit dem Flimmen? Konnte sie in ihrem Gehirn auch Dinge tun, die ihr außerhalb nicht möglich waren?

Dies hier war allerdings eine Fähigkeit, auf deren Beherrschung sie keinerlei Wert legte: Sie wollte keine böartigen Gedanken lesen können. In dieser Hinsicht wollte sie lieber ignorant bleiben. Das war ja wie schlechte Musik hören zu müssen, die zu laut und falsch gespielt wurde. Das war kein Gewinn, sondern eine Zumutung. Eine Conatio.

Conatio? Wie kam sie gerade jetzt auf den Namen ihres Alptraumplaneten? Vielleicht, weil die Atmosphäre, die gesteigerte Luftfeuchtigkeit, der Tiefdruck, der um Amygdala herrschte, sie an das bedrückende und anstrengende Klima auf Conatio erinnerten? Oder weil plötzlich Dinge, die sonst so einfach und selbstverständlich waren, Zumutungen wurden. Das Atmen. Das Gehen. Das Hören. Sogar das Denken. Dylia schüttelte sich heftig, aber die Empfindungen verschwanden dadurch nicht. Sie bekam es wieder mit der Angst.

»Riechst du das auch?«, fragte sie bang. »Spürst du das?«

»Ja«, antwortete Opal, und auch seine Stimme klang verunsichert. »Das ist Amygdala. Es muss in nächster Nähe sein.«

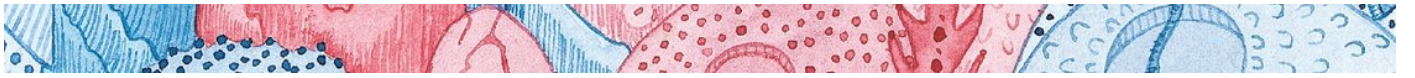
Sie stiegen derart zögerlich und vorsichtig den schwarzen Hügel hinauf, der vor ihnen lag, als bestünde seine Oberfläche aus hauchdünner und gerade erst erkalteter Lava, die bei jedem Tritt zerbrechen und sie in flüssiges Feuer stürzen lassen könnte. Als wollten sie mit jedem verlangsamten Schritt den Ausblick verzögern, der ihnen bevorstand.

Dichte Schwärme von Irrschatten zogen über sie hinweg in solcher Größe und Anzahl, wie Dylia sie bisher noch nicht gesehen hatte. Kollektiv gaben sie ein elektrisches Geräusch von sich, das sich nach bevorstehenden Blitzschlägen, Krähengekrächz und Fledermausmigration anhörte. Sie kamen alle aus der Großen Fissur, aufgeladen mit frischer Energie, und sie flogen in Richtung Amygdala.

Nachdem Dylia und Havarius den Hügelkamm überschritten hatten, blickten sie erneut hinab auf eine ihnen bislang unbekannte Gehirnlandschaft. Die Prinzessin war davon überzeugt, in ihrem Leben noch nie etwas gesehen zu haben, das so ... so ... so ... ihr fiel tatsächlich kein passendes Wort dafür ein.

»Wahnsinnig«, half Havarius Opal ungefragt aus. »Ich glaube, *wahnsinnig* ist das Wort, nach dem du suchst.«









Sextus Decimus

DIE WEICHE WAND

Wann kann man schon einmal alle Tageszeiten mit einem Blick erfassen?«, fragte sich Prinzessin Dylia. »Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend und tiefe Nacht zugleich? Natürlich nur, wenn man den Verstand verloren hat, ist doch klar!« Aber genau das war es, was sie und der Gnom nun von der Anhöhe aus sahen: Amygdala, jenen berühmten Hirnbereich, der sich vor ihren staunenden Augen wie die Halluzination einer Märchenstadt über den gesamten Horizont erstreckte. Eine verstörende Fata Morgana. Der linke Teil Amygdalas sah aus, als läge er in diffusem Morgenlicht. Das Zentrum strahlte wie in der Mittagssonne. Und im rechten Bereich herrschten bereits teils Abenddämmerung, teils tiefe Nacht.

»Und das alles ohne Himmel«, staunte der Gnom und schüttelte den kahlen Schädel. »Ohne Sonne und Mond. Ja, hier ist wirklich alles aus den Fugen. Nicht nur der Verstand, sondern auch die Zeit. Tag ist Nacht und Nacht ist Tag. Gestern ist heute und hinten ist vorne. Gewöhn dich besser gleich daran, Prinzessin! So sieht der Wahnsinn auf einen Blick aus: auf eine bestürzende Weise faszinierend. Furchterregend schön.«

Amygdala schien tatsächlich aus sich selbst heraus zu leuchten, in einem kalten, unwirklichen, beunruhigenden und fast unmerklich flackernden Licht. Oder lag es unter einem Schleier von flirrender Luft wie eine Wüstenstadt in der Mittagshitze? Das war von Dylas Standpunkt schwer zu sagen. Sie war schon immer der Meinung gewesen, dass das Wort seltsam das einzige Wort war, das man nur mit sich selbst beschreiben konnte: Seltsam war seltsam, sonst nichts. Und genauso konnte man Amygdala nur mit sich selbst umschreiben: Amygdala war Amygdala.

Das war keine Landschaft, aber auch keine Stadt, sondern irgendetwas dazwischen. Da waren Hybride aus Hügeln und hohen Häusern, keine Berge, aber auch keine Türme. Und dennoch hatten die Gebilde am Horizont etwas Geologisches wie auch etwas Architektonisches an sich. Es sah aus, als hätte sich eine Landschaft aus eigener Kraft in eine Stadt umgebaut. Oder als wäre eine Stadt über einen langen Zeitraum zu einem Gebirge mutiert. Die ungewöhnlichen Farben trugen nicht gerade dazu bei, diesen Anblick weniger befremdlich – um nicht zu sagen: furchteinflößend – zu machen.

Einige der bizarr geformten Erhebungen waren von leuchtendem Hellblau, andere von zartem Rosa – beides Farben, die in der Natur Zamoniens eher selten vorkamen. Ihre Formen muteten organisch an, erinnerten an tropische Gewächse und manche tatsächlich an freiliegende innere Organe, an Panzer von riesenhaften Insekten oder Krustentieren, dann wieder an Orchideen oder an die Schnäbel von exotischen Vögeln.

»Ist Amygdala ... bewohnt?«, fragte Dylia.

»Ja, natürlich«, antwortete der Gnom mit belegter Stimme. »Da wohnt die Angst. Was hast du denn gedacht? Das ist Amygdala! Hier haben alle deine Ängste ihren Ursprung. Da sind sie zu Hause.«

»Das müssen aber ziemlich viele Ängste sein«, antwortete Dylia, und auch ihre Stimme klang verunsichert. »Wenn sie so eine große Stadt brauchen.«

»Da hausen nicht nur die Ängste«, sagte Havarius, »sondern auch die Grillos. In rauen Mengen, wie man so hört.«

»Grillos?«, fragte Dylia. »Die hast du schon erwähnt. Auch die Egozette im Thalamus hat von ihnen gesprochen. Was sind Grillos? Und warum wohnen sie da?«

»Wirst du bald selber herausfinden«, gab Opal zurück, und Dylia sah an seinem unsteten Blick, dass ihm diese kryptische Antwort selber Unbehagen verursachte.

»Du machst dir gar keinen Begriff davon, wie viele Spielarten der Angst in Amygdala hausen«, sagte Opal. »Und die brauchen Platz. Ich könnte sie dir Sorte für Sorte aufzählen, das gehört zu den Dingen, die jeder Nachtmahr wissen muss: Die Namen von all den Phobien, mit denen man deine Träume in Alpträume verwandeln kann. Das ist für Nachtmahre wie das Einmaleins oder das Alphabet. Grundwissen. Du hast ja gar keine Ahnung, wovor du alles Angst haben kannst.«

»Du kennst ein Alphabet der Angst? Kannst du es aufsagen?«, fragte Dylia, obwohl sie nicht sicher war, ob sie tatsächlich die Antwort hören wollte.

»Ich bin ein wandelndes Lexikon der Angst, meine Liebe«, entgegnete Opal nicht ohne Stolz, während sie den Hang hinab auf Amygdala zugen. »Das ganze Alphabet werde ich dir nicht aufsagen, das würde den Rahmen unserer Konversation sprengen, fürchte ich. Aber ich kann dir in alphabetischer Reihenfolge ein paar Beispiele geben.«

»Ich bitte darum!«, nickte Dylia eifrig.

Opal räusperte sich vernehmlich. »Die, öh, Agateophobie kennst du sicher. Vielleicht nicht vom Namen her, aber das ist die allgemein bekannte Angst vor Geisteskrankheiten.«

»Huhh«, machte Dylia, wedelte mit den Händen und imitierte ihre eigene Stimme: »Ich werde doch nicht etwa ... wahnsinnig!«

»Genau!«, grinste Opal. »Ein Klassiker. Alektorophobie hingegen sagt dir garantiert gar nichts.«

Dylia schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete sie. »Nicht das Geringste.«

»Das ist die Angst vor Hühnern.« Opal lachte. »Klingt lächerlich, ist aber sehr verbreitet und unangenehm, wenn man es hat. Ich habe ein paar drastische Hühneralpträume im Repertoire, die jeden Alektorophobiker schweißnass und schreiend erwachen lassen.«

»Das bezweifle ich keine Sekunde«, sagte Dylia. »Sieh mal! Da fliegt ein Schwarm von Irrschatten in Richtung Amygdala.«

Opal blickte hinauf zu den unheimlichen Silhouetten, die über sie hinwegflatterten. »Machen sie dir Angst?« fragte er.

»Nicht so viel wie in der Großen Fissur«, antwortete Dylia nach kurzem Nachdenken. »Wieso?«

»Dann hast du wahrscheinlich auch keine Asymmetriphobie. Das ist die Furcht vor asymmetrischen Formen. Aber wie steht es mit deiner Arachibutyrophobie?«

»Wenn du mir gütigerweise mitteilen könntest, was das ist, kann ich es dir vielleicht sagen.«

»Die Angst, dass einem Erdnussbutter am Gaumen kleben bleibt und man daran erstickt.«

Dylia lachte. »Die gibt's?«

»Klar. Man kann vor allem Angst haben. Kennst du die Phronemophobie? Das ist die Angst vor den eigenen Gedanken.«

»Oh, das ist ja ganz furchtbar!«, sagte Dylia. »Was macht man denn dann?«

Der Gnom zuckte mit den Schultern. »Tja, entweder nicht mehr denken – oder vor Angst verrückt werden. Eine Alternative gibt es da nicht.« Er kicherte herzlos. »Aber das dürfte auch nicht dein Problem sein. Deine Gedanken sind ja deine besten Freunde, stimmt's? Eine Coimetrophobie kann ich bei dir ebenfalls ausschließen, das ist die Furcht vor Friedhöfen. Du hattest ja nicht mal Angst vor deinem eigenen *Friedhof des Bunten Humors*, das habe ich selber gesehen. Und eine ganz bestimmte Angsterkrankung hast du auf keinen Fall, das ist die Doxophobie. Da bin ich sicher.«

»Was ist das?«

»Das ist die Furcht, unverblümt seine Meinung zu äußern.«

»Ah – du hältst mich für unhöflich?«, fragte Dylia pikiert.

»Nachtmahren gegenüber auf jeden Fall! Aber das kann ich aushalten, es hat eine gewisse Rechtfertigung. Uns mag ja auch sonst niemand. Jagt dir eine Haut, die sich auf warmer Milch bilden kann, manchmal Angst ein?«

»Nein, eigentlich nie. Wieso? Das ist doch wohl keine anerkannte Phobie.«

»Doch, ist es. Wie gesagt: Man kann vor allem Angst haben. Dann leidest du nämlich nicht an Glucodermaphobie. Hast du Angst vor der Zahl 666?«

Dylia überlegte. »Nein. Eigentlich habe ich vor gar keiner Zahl Angst.«

»Diese Angst heißt Hexakosioihexekontahexephobie. Sprich mal nach!«

»Hexakosioihexekontahexephobie«, echote Dylia, ohne sich zu verhaspeln.

»Dann hast du wohl auch keine Furcht vor Zungenbrechern«, lachte Opal.

»Gibt es dafür auch ein Wort?«, hakte die Prinzessin nach.

Der Gnom stutzte. »Äh, nein. Nicht, dass ich wüsste. Aber es gibt eines für die Furcht vor langen Wörtern: Sesquipedalophobie.«

»Daran leide ich bestimmt nicht! Weiter!«, befahl Dylia, die Gefallen an den phobieträchtigen Namen gefunden hatte. »Wovor habe ich sonst noch keine Angst?«

»Logophobie können wir dann logischerweise auch ausschließen – das ist die Angst vor Wörtern überhaupt.«

»Absolut!«, bestätigte Dylia.

»Hm, warte ... Da du nicht an Alektorophobie leidest, der Angst vor Hühnern, dürfte man bei dir wahrscheinlich auch die Meleagrisphobie ausschließen.«

»Warum?«

»Weil das die Angst vor Truthähnen ist.«

»Doch!«, rief Dylia schauernd. »Vor Truthähnen habe ich einen Mordsbammel!«

»Tatsächlich?«, fragte der Gnom.

»Nein!«, lachte Dylia. »War nur ein Scherz. Weiter.«

»Gut. Tiere scheinen nicht dein Problem zu sein. Dann schließe ich bei dir auch noch Zemmiphobie aus.«

»Was ist das?«

»Die Angst vor Nacktmullen. Aber Schluss jetzt. Ich stelle fest, dass du verhältnismäßig angstfrei bist. Aber das wird sich ja bald ändern.«

»Wieso?«

»Weil wir gleich da sind. In Amygdala.«

Tatsächlich hatten sie sich dem Ziel ihrer Reise so weit genähert, dass es nun Dylias gesamtes Blickfeld erfüllte. Es war keine gespenstische Fata Morgana am Horizont mehr, sondern sehr konkret – und dadurch erheblich bedrohlicher. Sie konnte jetzt erkennen, dass die hohen Hügel Behausungen nicht nur ähnelten, sondern wahrscheinlich sogar tatsächlich welche waren. Besonders an den fensterartigen Öffnungen bemerkte sie vielfältige Bewegungen. Es sah aus, als ob Kreaturen, die sie aus dieser Entfernung nicht genau erkennen konnte, darin aus und ein gingen und an den Außenwänden entlangspazierten, was sehr befremdlich war. Das Ganze hatte tatsächlich etwas von Ameisenhöfen.

Je näher sie Amygdala kamen, desto mehr verdüsterte sich Dylias Stimmung. Es war hilfreich gewesen, dass Opal sie mit der Angst-Lektion ein wenig abgelenkt hatte. Sie kannte dieses Unbehagen, wenn sich mächtige Tiefdruckgebiete oder Gewitternächte ankündigten. Dann verschlechterte sich ihre Befindlichkeit unweigerlich, fast jede geistige oder körperliche Leistung erschien ihr schwerer und lästiger als gewöhnlich, und sie musste mit Macht dem Drang widerstehen, sich ins Bett zu verkriechen, die Decke über den Kopf zu ziehen und den Tag zu verdösen. Aber das hier war ein anderes

Kaliber. Jene klimabedingte Unlust am Leben verspürte sie nun um das Hundertfache vervielfacht, bis zur Unerträglichkeit verstärkt.

»Weißt du was?«, fragte sie den Gnom. »Je näher wir diesem Ding da kommen, desto mehr würde ich am liebsten ein bisschen sterben.«

»Ja«, sagte der Gnom. »Auch das ist Amygdala. Der eigene Tod erscheint einem hier als echte Alternative. Als Notausgang. Als Erlösung. Aber das ist erst der Anfang. Wir sind ja noch nicht da. Und erst recht nicht drin. Spätestens dann wirst du dir wünschen, nie geboren zu sein. Aber vorher müssen wir noch durch den Dom.«

Von ihrem jetzigen Standpunkt aus konnte Dylia nun auch deutlich sehen, dass Amygdala unter einer Kuppel lag. Ob das wohl der Dom war, von dem Opal gesprochen hatte? Aus dieser Entfernung erinnerte er sie an zart gefärbtes Glas. Aber Dylia hatte gleichzeitig den Eindruck, dass die Kuppel sich bewegte, im Ganzen leicht bebte und kaum merklich ihre Form veränderte. So wie dieser durchsichtige Pudding, den sie gerne betrachtete und zum Wackeln brachte, aber nicht so gerne aß.

»Ist das der Dom, von dem du redest? Was tut er?« Dylia konnte sich kaum des Gedankens erwehren, dass es sich dabei um etwas Organisches handeln musste, eine Haut oder Ähnliches. Es sah aus wie eine transparente Qualle. Und da mussten sie hindurch? Was für eine unappetitliche Aussicht.

»Man nennt es die *Weiche Wand*«, raunte der Gnom. »Sie, öh, schützt dein restliches Gehirn vor Amygdala. Und sie schützt Amygdala vor deinem restlichen Hirn. Die Weiche Wand ist ein Grenzwand, eine Trennmauer. Vielleicht die wichtigste Trennschicht in deinem Kopf – sonst wärest du schon längst verrückt geworden.«

Jetzt konnte Dylia sehen, wohin all diese Irrschatten unterwegs waren. In dichten Schwärmen flogen sie direkt in die transparente Kuppel hinein. Aber sie flogen nicht durch sie hindurch, nein, sie lösten sich darin auf.

»Die Irrschatten bilden diese Kuppel mit ihrer eigenen Substanz«, sagte Dylia, »ist das richtig?«

»Ja«, nickte der Gnom. »Scheint so. Das sehe ich auch zum ersten Mal.«

Dylia stutzte. Wie kam es, dass Opal das zum ersten Mal sah? Er hatte doch schon zahlreiche Gehirne bereist und war in mehreren Amygdalas gewesen. Da musste es ihm doch vertraut sein. Aber das war jetzt wohl kaum der richtige Zeitpunkt, das in Frage zu stellen. Stattdessen sagte sie: »Wir müssen also eine flüssige Hirnwand durchqueren, die hauptsächlich aus Irrschattensubstanz besteht, wenn wir nach Amygdala wollen?«

»So ist es wohl«, entgegnete der Gnom und sah dabei alles andere als begeistert aus.

»Das ist ja ekelhaft«, sagte Dylia. »Aber jetzt machen wir auch keinen Rückzieher mehr, richtig? Dafür sind wir schon zu weit gekommen.«

»Es ist mit einem gewissen, äh, Verlust verbunden«, entgegnete der Gnom. »Du musst eine Art Wegzoll bezahlen, wenn du durch die Wand gehst.«

»Wegzoll?«, fragte Dylia. »Du meinst Geld?«

»Nein, nein«, entgegnete Opal. »Stell dir vor, du wärst ein Soldat, der eine feindliche Festung für, öh, Friedensverhandlungen oder so was betritt. Und am Eingang seine Waffen abgeben muss. Mit diesem Vergleich haben wir es in der Nachtmahrschule gelernt.«

»Waffen? Was für Waffen denn? Ich besitze keine Waffen. Ich bin überzeugte Pazifistin.«

»Doch!«, antwortete der Gnom, der weiter seinen abwesenden Blick auf die wässrige Mauer heftete. »Du besitzt Waffen.«

»Ich?«, fragte Dylia ungläubig. »Welche denn?« Sie tastete unwillkürlich ihren eigenen Körper nach Waffen ab, fand aber keine.

»Das merkst du dann schon, wenn wir drin sind«, sagte der Gnom. »Wollen wir?« Er wartete Dylas Reaktion gar nicht mehr ab, sondern schritt einfach entschlossen auf die flüssige Barriere zu – und mitten hinein. Dylia vernahm ein Geräusch, dass sich wie *MMLLOPP* oder *BBLLOOMMP* anhörte, sein Körper wurde im Umriss etwas verschwommen, blieb aber immer noch deutlich sichtbar. Es sah aus, als wäre er in sehr dünnen Nebel hineingegangen.

Nachdem sie gesehen hatte, dass der Gnom unbehellig weitermarschierte, nahm sie sich ein Herz und folgte ihm. Allerdings nicht, ohne vorher tief Luft zu holen.

»Hhhhhh ...«

Das Erste, was sie registrierte, als sie sich in der flüssigen Mauer befand, war, dass das Luftholen überflüssig gewesen war. Sie konnte einfach weiter atmen, so als sei sie nahtlos von Lungenatmung auf Kiemenatmung umgestiegen. Konnte sie hier drin eventuell auch sprechen? Sie versuchte es, aber was aus ihrem Mund statt: »Opal! Warte auf mich!«, herauskam, hörte sich an wie »Ooolplaalll! Waalaallte aaauf müilch!« Daher verzichtete sie darauf, sich innerhalb der mysteriösen Flüssigkeit mitzuteilen, es kam ihr lächerlich vor. Außerdem befürchtete sie, etwas davon zu verschlucken.

Ihre Sicht war nun ein wenig eingeschränkt. Es war so, als sei sie ins Wasser gesprungen – in lauwarmes, dezent gefärbtes Wasser, das einmal zartblau, einmal zartrosa und dann wieder zartgrün zu sein schien und manchmal alles zusammen. Dylia verspürte einen leichten Druck auf den Ohren und hörte eigentlich gar nichts mehr bis auf ein gleichförmiges Rauschen. Den Gnom sah sie immer noch, verwaschen und verwabert, der wacker auf seinen kurzen O-Beinen voranschritt und unbeeindruckt von den bizarren Umständen zu sein schien.

Einen Zoll entrichten – was hatte er damit gemeint? Welche Form von Abgabe konnte man denn unter diesen Umständen leisten? Hier war niemand, dem man irgendwas »entrichten« konnte. Dylia horchte in sich hinein. Und dann spürte sie tatsächlich etwas. Ja, sie hatte das Gefühl, durch eine Membran zu gehen, durch einen Filter, der sie reinigte und dabei irgendetwas von ihr zurückbehält. Was war das, was sie da

zurückließ? Schmutz? Das lag ja nahe, wenn man sich in eine Flüssigkeit begab. Aber es war noch etwas Anderes. Ein seltsames Gefühl von Schwäche, das aber nichts mit ihren körperlichen, sondern mit den geistigen Kräften zu tun hatte. Eine Labilität, die sie an sich gar nicht kannte. War das Angst? Nein, noch nicht. Es war eine Vorstufe davon.

»Jetzt spüre ich, was mir abhandenkommt«, dachte Dylia. »Es ist die Zuversicht. Die Lebensfreude. Die Hoffnung. Das Selbstvertrauen. Mein berühmtes Stehvermögen. Und hier ist tatsächlich jemand, dem ich etwas davon entrichte. Es ist wohl diese Flüssigkeit selbst.« Es war wie rückwärts zu schwitzen und dabei im eigenen Schweiß zu ertrinken. Mit jedem Schritt, den sie voranging, wurde ihr mehr von ihrem Selbstbewusstsein aus dem Leib gefiltert, ihr etwas von ihrem Optimismus geraubt. Die Prinzessin erschrak und blieb stehen.

Wenn das stimmte, falls dieses Gefühl sie nicht täuschte, durfte sie dann überhaupt weitergehen? Ohne zu wissen, ob das nur ein vorübergehender Verlust war oder nicht? Und hätte sie ihr ganzes Selbstbewusstsein wiedererhalten, wenn sie zurückgegangen wäre? Aber daran war jetzt überhaupt kein Gedanke zu verschwenden. Der Gnom marschierte eisern vorwärts, ohne ein einziges Mal zurückzublicken. Wenn sie ihn nicht aus den Augen verlieren wollte, musste sie Schritt halten.

Die flüssige Substanz durchspülte ihren Körper bis hinein in ihre atomare Struktur. Als würde sie innerlich gereinigt von allem, was ihr bisher die Kraft gegeben hatte, auch die schlimmsten Dinge zu überstehen. Ganz ohne Optimismus auskommen, das war eine Herausforderung, eine echte Belastungsprobe. Aber war es nicht auch eine typische Reiseerfahrung, einmal eine Zeit ohne ein gewohntes Lebensmittel zu verbringen? Ohne sein eigenes Bett? Extreme Temperaturen zu ertragen? Andere Länder, andere Sitten?

»Haben Sie etwas zu verzollen?«, dachte Dylia. »Oh, nur eine grundsätzliche Lebensfreude. Und ein wenig Optimismus.« Sie überlegte, ob sie für einen vorübergehenden Zeitraum ohne ihren Optimismus auskommen könnte. Sie hatte es ja noch nie tun müssen. Vielleicht war das gar nicht so schlimm. So wie bei einem Paar Socken, das man vergessen hatte einzupacken. Vermisste man es nicht erst, wenn man ganz dringend frische Socken benötigte? Und kam man dann nicht doch mit den schmutzigen zurecht? Brauchte man seinen Optimismus wirklich jeden Tag, jede Stunde, jede Minute? Oder war sein Gebrauch nicht eher ein Luxus, den man sich nur dann erlaubte, wenn er wirklich nötig war?

»Das hier ist das Gegenteil von Flimmen«, dachte Dylia. Ja, Amygdala zu betreten, das war tatsächlich wie entwaffnet zu werden. Jetzt verstand sie Opals Vergleich. Sie fühlte sich von Schritt zu Schritt wehrloser, angreifbarer und schwächer. Als würde man ihr die Kleider abnehmen, bevor man sie in einen Schneesturm schickte.

Aber es gab jetzt nur noch eine Richtung: vorwärts. Schließlich wurde das Gefühl der Entblößung und Hilflosigkeit so stark, dass Dylia es kaum noch ertragen konnte. Der schreckliche Eindruck, sich nach und nach in der Kuppel aufzulösen, so wie es die

Irrschatten getan hatten, um dann für immer darin zu verbleiben ... In dem Augenblick, in dem dieser Gedanke kaum noch auszuhalten war, spürte Dylia beim Gehen plötzlich keinen Widerstand mehr. Ihre Hände waren im Freien, ihr linkes Bein auch. Sie vernahm ein weiteres schmatzendes *MMBLLOBB!* – und trat endlich ganz aus der beklemmenden Flüssigkeit heraus.

Dylia holte tief Luft wie nach einem langen Tauchgang, obwohl sie die ganze Zeit hatte gut atmen können. Sie hatte trotzdem das dringende Bedürfnis, eine Leere in sich zu füllen. »Haaah!«, machte sie, als sie direkt hinter dem Gnom aus der wässrigen Kuppelwand heraustrat. »Haaaah! Haaaah!«

»Na, das war mal was Anderes!«, japste Opal, der ebenfalls gierig nach Luft rang. »Kaum auszuhalten!«, röchelte er. »Ich hatte den Eindruck, als würde mir jeglicher Zynismus entzogen. Ein schreckliches Gefühl. Haaah!«

Dylia musste lachen, obwohl ihr wirklich nicht danach zumute war. Hier musste anscheinend jeder das verzollen, was ihm zur Existenzbewältigung am wertvollsten erschien. Und da gab es wohl unterschiedliche Maßstäbe. »Aber wir bekommen es zurück, nicht wahr?«, fragte sie. »Das hast du doch gesagt.«

»Das will ich doch sehr hoffen«, keuchte Opal.

»Hoffen?«, rief Dylia alarmiert. »Ich dachte, du weißt es. Das ist doch eine Erfahrung, die du schon gemacht hast.«

»Ja, äh, richtig«, antwortete der Gnom hastig. »Zigmal! Aber ... aber man weiß ja nie, oder?«, fuhr er fort. »Immer das Schlimmste befürchten! Dann wird man nie enttäuscht.«

Nun bemerkte Dylia auch, dass die Zwielichtzwerge verschwunden waren. Natürlich, wie hätten es diese fragilen Wesen durch die dickflüssige Substanz schaffen können? Entweder waren sie gleich draußen geblieben, oder sie hatten sich auf dem Weg hindurch aufgelöst. Auf jeden Fall waren sie nicht mehr da. Dylia fühlte sich mit dieser Erkenntnis noch hoffnungsloser als zuvor. War das auch ein Grenzzoll, den sie zu entrichten hatte? Ihre besten Freunde? Wenigstens Tardatius hätte sie jetzt gerne noch dabeigehabt. Aber er kam auch nicht mit Verspätung aus der Wand. Keiner der Zwielichtzwerge. Sie und Opal waren ganz auf sich gestellt.

»Nun sind wir wirklich in Amygdala«, bemerkte der Gnom ohne jede Begeisterung. »Wie fühlst du dich?«

Wie Dylia sich fühlte? Seltsam leer und sinnlos, wie ein Gefäß ohne Inhalt. Erschöpft. Mutlos. *Verängstigt* war nicht das richtige Wort, aber sie stand kurz davor. Früher hatte sie wahrscheinlich Angst immer mit der Erwartung des Unbekannten verwechselt. Aber das war lediglich eine Form von Anspannung, wie sie nun ahnte. Die Anflüge von Furcht, die sie jetzt empfand, waren etwas ganz Anderes. Eine neue, unbekannte Qualität von Angst.

Aber das ging den Gnom nun gar nichts an, daher sagte sie ausweichend: »Es ging mir schon schlechter, danke der Nachfrage. Und wie geht es selber?«

»Mir?«, fragte er. »Mir ging es schon *besser*. Erheblich besser.« Der Gnom sah überdurchschnittlich verunsichert aus. Alle Souveränität und Lässigkeit war von ihm gewichen, er wirkte wie eine Person, die eine schreckliche Erkenntnis gewonnen hatte.

»Aber so ist das nun mal mit Amygdala«, sagte er leise. »Die Aura dieses Ortes. Du gewöhnst dich besser schnell daran. Denn es geht nicht mehr weg, solange wir hier sind. Man kann nicht auf einen Berg steigen und sich dann über die dünne Luft beschweren.«

»Tue ich ja gar nicht«, sagte Dylia. »*Du* jammerst rum.«

»Es ist wie eine störende Frequenz«, sagte Opal, als hätte er ihre Antwort nicht gehört. Er klopfte sich mit dem Handballen gegen den Kopf. »Ein unangenehmer Ton, den man plötzlich im Ohr hat und der nicht mehr weggeht. Entweder man findet sich damit ab oder er macht einen verrückt.«

»Wo gehen wir jetzt lang?«, fragte Dylia, um das unangenehme Thema hinter sich zu lassen. »Haben wir überhaupt noch ein Ziel? Oder sind wir bereits angekommen? Dann könnten wir ja wieder gehen.«

»So einfach ist das leider nicht«, seufzte Opal. »Ein letztes Ziel haben wir noch. Das dunkle Herz der Nacht. Das ist der einzige Weg hinaus.«

Das hörte sich in diesem Augenblick nach so ziemlich der allerletzten Sehenswürdigkeit an, die Dylia besichtigen wollte. Aber sie nickte. »Und wie kommen wir da hin?«, fragte sie. »Ist es ein Ort? Ein Gebäude von Amygdala? Eine weitere Gehirnbehörde?«

Dylia war bestürzt darüber, wie wenig sie von ihrem Ziel eigentlich wusste. Das Ziel, weswegen sie sich in dieses unwägbare Abenteuer gestürzt hatte! Wie kopflos das gewesen war, ging ihr erst jetzt auf. »Muss ich wieder irgendwelche Fragen beantworten? Etwas verzollen? Werden wir eventuell annulliert, gefiltert oder zergessen? Nur raus mit der Sprache, ich kann die Wahrheit vertragen. Ich wüsste nur gerne im Voraus, wie gefährlich das wird.«

»Das weiß ich nicht«, antwortete der Gnom wie abwesend.

»Wie bitte?«, rief Dylia. »Das weißt du auch nicht? Ich denke, du bist ein erfahrener Amygdala-Reiseführer? Ein intimer Das-dunkle-Herz-der-Nacht-Kenner! So hast du es mir jedenfalls verkauft.«

»Aah ... das bin ich ja auch«, antwortete der Gnom und schien plötzlich zu erwachen. »Ich, äh, meine, ich weiß nur nicht, wie dein spezielles dunkles Herz beschaffen ist. Alle sind gleich, aber jedes ist anders. Verstehst du?«

Dylia verschränkte die Arme. »Nein!«, sagte sie. »Das verstehe ich nicht.«

Der Gnom rang nach Worten. »Da gibt es immer kleine, öh, Unterschiede. Es ist eine Schleuse, so viel ist sicher. Ein Ausgang nach draußen. Ein Weg. Und es soll sehr laut

sein.«

Das war nicht unbedingt die erschöpfende und kenntnisreiche Auskunft, die sich Dylia von einem erfahrenen Reiseführer erwartet hätte, aber sie hatte jetzt auch keine Reserven mehr für weitere Debatten. Also folgte sie Havarius einfach, als der wieder losmarschierte. Und jetzt fiel Dylia endlich das Wort ein, das ihre momentane Befindlichkeit am besten auf den Punkt brachte: Sie fühlte sich *unvollständig*. Aus den verschiedensten Gründen, aber vor allen Dingen deshalb, weil ihnen nun kein einziger Zwielftzwerg mehr folgte.



Septimus Decimus

AMYGDALA

Sich in Amygdala zu Fuß zu bewegen, war wie auf einem Gewitter spazieren zu gehen. Ein besserer Vergleich fiel Dylia nicht ein. Normalerweise dräute ein Gewitter von oben, aber hier schien es sich unter ihren Füßen abzuspielen. Lautlos, aber sichtbar. Der Boden hellte sich auf und verdunkelte sich immer wieder schlagartig. Und die ganze Zeit befürchtete sie, dass einer ihrer Schritte einen Blitz verursachen könnte. Es waren keine grauen Gewitterwolken, auf denen sie hier wandelten, sondern eine leicht nachgiebige, moosweiche Masse, die vorwiegend dunkelblau, dunkelrot oder violett gefärbt war wie der Boden in einem verwunschenen Wald.

Jedes Mal wenn es darin blitzte, sah es aus, als würde ein Organ von innen leuchten. Aber es gab weder Donner noch irgendwelche Entladungen, sondern nur ein ständiges Wetterleuchten, das Dylia und Opal in die gespenstischsten Farben tauchte. Aufgrund ihrer Krankheit war Dylia darauf trainiert, sich auf unsicherem Terrain zu bewegen. Sie verglich es manchmal damit, auf einer großen Eisscholle zu leben, die sich ganz langsam um die eigene Achse dreht, so dass ihr immer ein bisschen schwindelig war. Und ein bisschen kalt. Das war ihr Lebensgefühl, daher konnte sie ein Gewitter unter den Füßen kaum schrecken.

Bei dem Gnom sah das anders aus. Er bewegte sich so, als ginge er auf rohen Eiern und befürchte dabei, jeden Augenblick einzubrechen. Seine Mimik und Körpersprache signalisierten Verstörung, ja Panik in einem Ausmaß, wie Dylia es an ihm noch nicht erlebt hatte, und zum ersten Mal tat er ihr fast leid. Es gab hier aber auch allen Anlass zur Verstörung. Der Luftraum gehörte der Musik von Amygdala, einem unangenehmen Gemisch aus Gewisper und Geraune, Geleier und Gesumme, das mit jedem Schritt aufdringlicher wurde.

Dylia hörte ein beständiges hohles Tropfen wie von einem lecken Wasserhahn, das von zahllosen Echos gnadenlos wiederholt wurde. Ein anhaltendes Zirpen wie von irren Zikaden, die ihrem Seelenschmerz Ausdruck verleihen wollten. Ein permanentes und Kopfschmerz erzeugendes Dröhnen, wie der Nachhall einer Glocke, der nicht mehr aufhören will. Und dann die Stimmen! Gibt es ein unangenehmeres Geräusch als die unverständlichen Stimmen von Fremden, die durch eine schlecht isolierte Wand zu

einem dringen? Die man zwar hört, aber nie versteht? So klangen die allgegenwärtigen Stimmen in der Atmosphäre von Amygdala: Wie von Toten, die in ihren Särgen unverständliche Flüche murmelten. Und dazu dudelte ständig leise, aber vernehmlich eine verzerrte Melodie wie von einem rückwärts spielenden und böseartig verstimmten Leierkasten. War das alles? Nein. Je näher sie dem Stadtrand kamen, desto deutlicher war auch ein beständiges Wispern zu vernehmen, das auf- und abschwellend in der Luft lag wie das Summen von böseartigen und unsichtbaren Insekten, so dass Dylia die ganze Zeit versucht war, nach ihnen zu schlagen.

Amygdala roch sogar beängstigend. Ein aufreizend scharfer Geruch, sauer und beißend wie Essigessenz, und gleichzeitig so alarmierend wie Feuerqualm.

»Was riecht denn hier so unangenehm?«, brach Dylia schließlich das Schweigen. »Ist das Säure? Gift?«

»Das ist Adrenalin«, antwortete Opal mit zittriger Stimme. »In der höchsten Verdichtung, die man sich vorstellen kann. Hier ist das Adrenalin so konzentriert im Hirnboden, dass man schon von den Ausdünstungen Angstzustände bekommen kann. Mit jedem Schritt presst du mehr davon heraus. Du solltest dir immer vergegenwärtigen, dass die Angst hier sogar durch die Nase zu dir kommen kann. Durch die Ohren, durch sämtliche Poren. Sie liegt in der Luft. Sie ist überall. Man kann ihr nicht enttrinnen.«

Der Vortrag des Gnoms schien sich eher auf seine eigene Befindlichkeit zu beziehen. Dylia wechselte das Thema, um ihn ein wenig von seiner Fixierung auf die Furcht abzulenken.

»Wenn Amygdala bewohnt ist«, fragte sie, »haben ihre Bewohner dann eine Sprache? Kommunizieren sie miteinander? Kann man sie verstehen? Kann man mit ihnen reden?«

»Ich habe sie noch nie sprechen hören«, sagte der Gnom ausweichend. »Aber wenn, dann kommunizieren sie wahrscheinlich in der Traumsprache.«

»Es gibt eine Traumsprache? Ich bin sozusagen **linguamundivagant**.« Sie behauptete das eigentlich nur, um das Pfauenwort Nummer fünf endlich untergebracht zu haben, selbst unter diesen Umständen.

»Was du nicht sagst! Klar. Die Sprache des schlafenden Gehirns. Unkontrolliert von jeder Logik oder sonstigen Gesetzen. Sie funktioniert nach dem Prinzip von Träumen: Ins Absurde eskalierend.«

»Ach tatsächlich?«, hakte Dylia neugierig nach. »Es gibt eine eskalierende Sprache? Und wie hört sich das an?«

»Na ja, es ist so ziemlich das Gegenteil von einer normalen Sprache, die man ja immer besser versteht, je mehr man von ihr hört und je mehr man sich mit ihr beschäftigt, nicht wahr?«

»So sollte es sein.«

»Bei der Traumsprache ist es genau andersrum: Je mehr du von ihr hörst, desto weniger kapiertest du sie. So wie ein Traum immer weniger Sinn ergibt, je länger du ihn

träumst. Ich gebe mal ein Beispiel anhand eines Witzes. Magst du Witze?«

»Nein«, sagte Dylia.

»Egal, es ist ein gutes Beispiel. Pass auf! Begegnen sich zwei Alpträume auf einer Traumstraße. Sagt der eine Alptraum: ›Wo gehst du denn hin?‹ Sagt der andere: ›Dahin, wo die Schlangen ihre Füße verloren haben.‹ Darauf der erste Alptraum: ›Aber Füße verlieren doch keine Ensclang.‹«

»Das war die Pointe?«, fragte Dylia enttäuscht.

»Nein. Es geht noch weiter. Also: Darauf ändert der sagt eine Traumalp: ›Engschlan lervieren Füße doch aber.‹ Raufda ertand red Plaumart gast: ›Nalgsches iererlerv Übef chod ...‹«

»Aufhören!«, rief Dylia. »Das ist ja nicht zum Aushalten.«

»Sag ich ja«, meinte der Nachtmahr und zuckte mit den Schultern. »Eskalierend eben. Aber so funktioniert Traumsprache nun mal. Und auf diesem Niveau könnte ich mir die Konversation in Amygdala durchaus vorstellen. Wenn du da mit deinen Übersetzungskünsten brillieren willst, wünsche ich viel Vergnügen.«

»Könnte ich mir vorstellen!«, rief Dylia und zeigte anklagend auf den Gnom. »Schon wieder! *Könnte! Eventuell! Mag sein!* Du redest andauernd von Amygdala, als ob du nur darüber spekulierst. Kennst du es nun oder nicht?«

Der Gnom wurde plötzlich wieder fahrig und wedelte mit den Händen. »Ich hab's dir doch gesagt: Jedes Hirn ist anders. Was weiß denn ich, welche Sprache die Grillos in *deiner* Amygdala sprechen? Ich bin ein erfahrener Nachtmahr, aber kein Hellseher.« Er wandte sich brüsk von Dylia ab und marschierte wieder voraus, ein wenig energischer als zuvor, aber immer noch sehr vorsichtig, als ob er auf gerade erkalteter Lava wandelte.

Sie hatten nun den Randbezirk erreicht. Was die einzelnen Wohnhügel voneinander trennte, konnte man kaum als Straßen bezeichnen. Es erschien Dylia eher wie die noch völlig unausgegrenzte Idee einer Stadt, ein kruder Entwurf. So mochte sich vielleicht ein Kind eine große Stadt erträumen oder ein naiver Künstler. Oder ein Geisteskranker.

Dylia einigte sich mit sich selbst darauf, die Wege zwischen den Hügeln als Schluchten zu bezeichnen, obwohl sie durchaus so belebt wie Straßen zu sein schienen, wie sie jetzt feststellte. Noch konnte sie die Kreaturen nicht richtig erkennen, die da herumliefen, aber es herrschte offensichtlich rege Betriebsamkeit.

»Sind das diese Grillos?«, fragte Dylia.

Aber der Gnom antwortete nicht. Er war stehengeblieben und schien erstarrt vor Furcht.

»Sag schon!«, insistierte Dylia. »Sind das Grillos? Die Bewohner von Amygdala? Was ist mit dir los? Warum gehst du nicht weiter?«

»Ich kann nicht«, antwortete Opal. »Ich will nicht.«

»Soll das wieder ein Witz sein? Wir sind durch dick und dünn bis hierher gekommen, und jetzt willst du nicht mehr weiter? Wir müssen da durch! Das war deine Rede.«

Dylia packte den Gnom am Arm und zog ihn weiter. Er ließ es mit sich geschehen, aber so widerspenstig wie ein Hund, den man mit der Leine weiterzerren muss.

»Ich will nicht«, sagte Opal trotzig wie ein kleines Kind, trottete aber mit. Er musste allerdings nicht weit gehen, denn nun war es Dylia, die plötzlich abrupt stehenblieb.

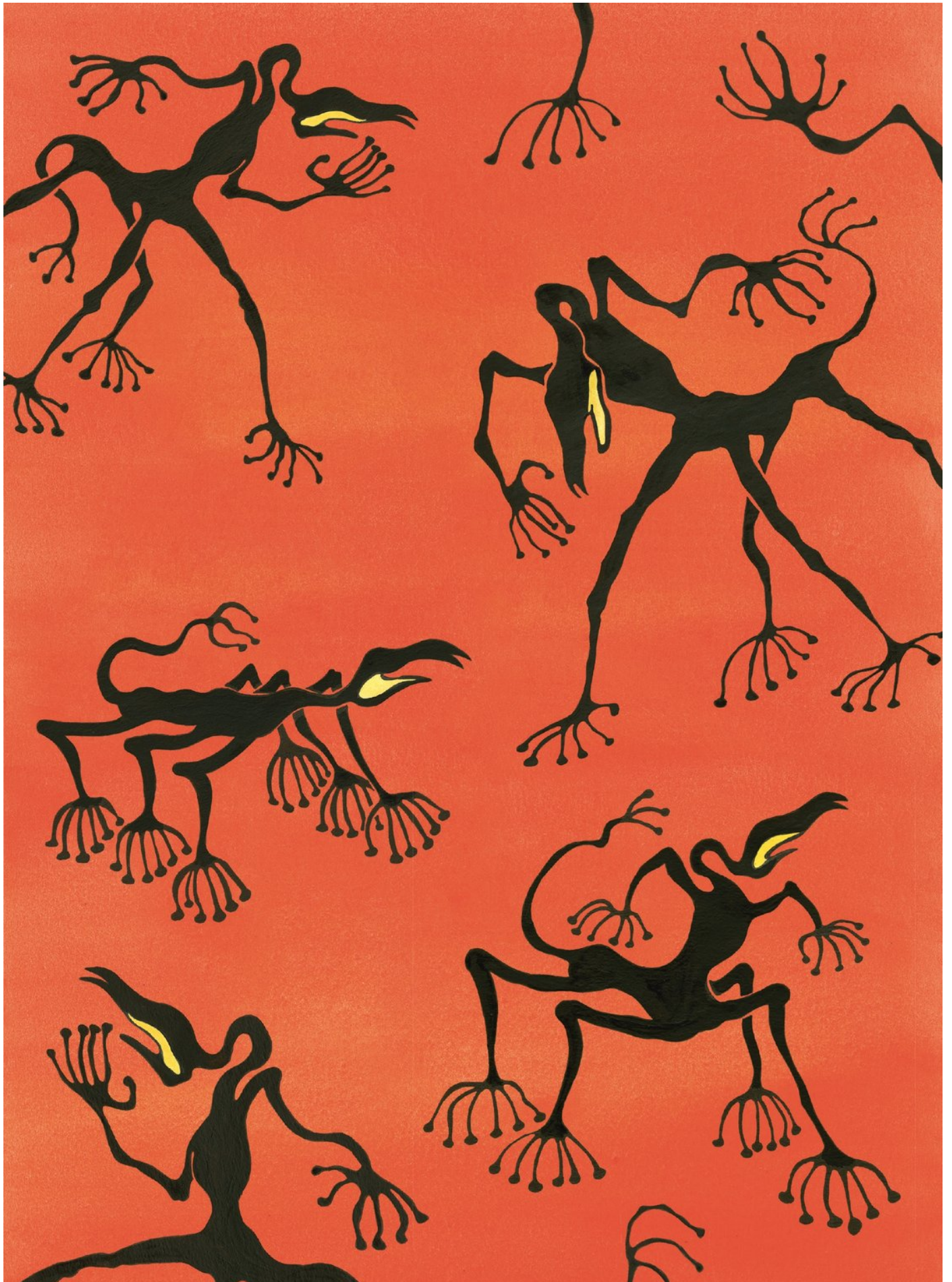
»Ach, geh mir doch weg ...«, entfuhr es ihr. Das war alles, was ihr in ihrer plötzlichen Verblüffung spontan einfiel. Die Prinzessin konnte nun nämlich zum ersten Mal erkennen, was das für Kreaturen waren, die die Schluchten und Wohnhügel von Amygdala bevölkerten. Und was sie da sah, verschlug ihr die Sprache.

Wenn sie sich nicht bereits in Begleitung eines Nachtmahrs befunden hätte, dann hätte sie diese Wesen für die perfekte Verkörperung all ihrer schlechten Träume gehalten.

Obwohl sie nur über vier Gliedmaßen verfügten, erinnerte ihre Anatomie mit den geknickten Beinen an Spinnen, während ihre Langköpfe an Vögel mit spitzen Schnäbeln gemahnten, die umherpeitschenden Schwänze wiederum an Reptilien. Dylia erschauerte bei jedem ihrer seltsam staksenden und stochernden Schritte, ihren ruckartigen, knackenden Bewegungen. Sie waren pechschwarz. Vor dem Hintergrund der rot-blau-violetten Architektur Amygdalas und den periodisch aufleuchtenden, unterirdischen Blitzen, wirkten sie wie Schattenrisse, wenn sie weiter weg waren.

Aber bei denen, die sich in ihrer Nähe befanden, sah es so aus, als würden sie alles Licht in ihrer direkten Umgebung aufsaugen und in sich verschwinden lassen. So tintenschwarz diese Kreaturen auch aussehen mochten, so wenig flüssig wirkten ihre Bewegungen. Sie zuckten wie bizarre Puppen aus nur wenigen starren Gliedern, die von unsichtbaren Puppenspielern an unsichtbaren Stäben geführt wurden. Manchmal ruckhaft und mechanisch, manchmal mit unwirklich hoher Geschwindigkeit, so dass Dylias Augen ihren zackigen Bewegungen nur schwer zu folgen vermochten.

Dylia war bestürzt und fasziniert zugleich wie von wilden und gefährlichen Tieren, denen man unvermittelt in freier Wildbahn begegnet. Die Grillos schienen nicht nur in einer anderen Welt, sondern auch in einer anderen Zeit zu existieren. Und dennoch lebten sie in ihrem Gehirn. Wie hatte sie danach fragen können, wie diese Wesen kommunizieren? Nie zuvor hatte sie Kreaturen gesehen, von denen sie so wenig erfahren wollte wie von den Grillos. Jetzt verstand sie Opals Erstarrung und Verweigerung vollkommen. Wahrscheinlich hatte er nur bessere Augen als sie und hatte die Grillos in all ihrer Schrecklichkeit längst ausgemacht. Sie hätte sie gerne ignoriert, aber das war nicht möglich. Sie waren allgegenwärtig und viel zu viele.





Auch wenn die Prinzessin und der Gnom sich nicht mehr bewegten, kamen sie den Grillos doch immer näher. Denn die Bewohner von Amygdala strömten in hellen Scharen aus ihren Behausungen. Sie quollen aus allen tür- und fensterähnlichen Öffnungen und ergossen sich in die archaischen Schluchten, und im Nu waren Dylia und Opal von ihnen umzingelt.

Sie waren neben, vor und hinter ihnen, und die beiden mussten achtgeben, nicht mit ihnen zusammenzustößen. Schließlich blieb ihnen nichts Anderes mehr übrig, als in einer Wandnische der turmähnlichen Behausungen Schutz zu suchen. Dort waren sie einigermaßen unbehelligt von körperlichem Kontakt mit den Grillos.

Dylia wünschte sich, dass sie ihre Augen von dem befremdlichen Schauspiel abwenden könnte, aber es war ihr unmöglich. Dafür war das alles viel zu interessant und einzigartig. In ihrem Geist machte sie mechanisch Skizzen von den seltsamen Verrenkungen der Grillos, die ihr mehr und mehr wie eine Sprache oder Schrift vorkamen. Ja – war *das* womöglich ihre Form von Kommunikation? Ihre ruckartigen Regungen? Wie bei den Bienen, Ameisen oder Termiten, die sich auch durch Tanzschritte und Berührungen miteinander verständigten? Sie wollte es gar nicht wissen.

»Du kannst ruhig sprechen«, sagte der Gnom, aber so leise, als ob er sich nicht sicher wäre. »Sie hören dich nicht.«

»Tatsächlich?«, fragte Dylia ebenfalls flüsternd. »Sind das die einzigen Bewohner dieser Gebäude? Oder muss ich mich auf noch Schlimmeres vorbereiten?

»Das sind keine Gebäude«, antwortete Opal. »Das sind Wahnvorstellungen, oder zumindest die Grundmauern davon. Wenn dein Gehirn einmal verrückt wird, dann wird es darauf noch viel wahnsinnigere *Gebäude* errichten. Siehst du das große, blaue Gebilde da hinten zum Beispiel? Das könnte eine grandiose Zwangsvorstellung werden. Oder das dahinter! Das wird vielleicht mal ein ausgewachsener Verfolgungswahn. Dieses Ruinengebäude daneben könnte eine Demenz werden. Begreifst du? Das ist erst der Anfang. Das Fundament. Der Grundriss. Die Blaupause für zukünftigen Irrsinn. Und ja – die Bewohner von Amygdala sind ausschließlich Grillos.«

»Grillos«, entgegnete Dylia mechanisch. »Vom Wortstamm erinnert der Name an *Grillen* – im Sinne von verrückten Gedanken oder Ideen? Liege ich da richtig?«

»Das ist mir ehrlich gesagt völlig egal!«, zischte der Gnom gereizt. »Meines Wissens sind es verkörperte Gedanken. So wie die Zwielichtzwerge.«

»Du vergleichst sie mit den Zwielichtzwerge?«, fragte Dylia entrüstet. »Ich kann da keine Ähnlichkeit entdecken.«

»Äußerlich nicht«, bestätigte der Gnom. »Und in gewisser Weise sind sie sogar das exakte Gegenteil. Aber deine Gedanken sind sie beide! Wenn die Zwielichtzwerge

deine guten Gedanken sind, dann sind die Grillos die schlechten. Die schlechtesten überhaupt. Der Abschaum aus den tiefsten Schichten des Subsumpfes, der sich hier zusammenrottet und Amygdala bevölkert, seitdem du denken kannst. Du hast mal gesagt, die Zwielfichtzwerge wären deine besten Freunde, nicht wahr?«

»Ja, so ähnlich.«

»Dann sind die Grillos deine schlimmsten Feinde.«

Die Erkenntnis, dass auch noch solche Wesen ihren Kopf bewohnten, würde in Zukunft garantiert nicht zu Dylia's Nachtruhe beitragen. Wenn Amygdala nicht von dieser Kuppel eingeschlossen wäre, würde sie diese Vorstellung sicher nie wieder zur Ruhe kommen lassen. Das Knacken ihrer Gelenke bei jedem Schritt der Grillos und das ständige Rucken und Zucken ihrer Köpfe in alle Richtungen erzeugten in Dylia eine Unruhe, die sie bisher nicht gekannt hatte. Aber obwohl die Prinzessin und der Gnom mittlerweile von so vielen Grillos umgeben waren, schienen diese ihnen keinerlei Beachtung zu schenken. Einer von ihnen hatte Dylia in der Nische mit einem seiner langen Beine gestreift, und sie hatte erschauernd die frostige Kälte gespürt, die von ihm ausging. Aber er war einfach weitergestakt, als wäre nichts geschehen.

»Warum beachten sie uns nicht?«, wisperte sie.

»Weil sie keine Augen haben, um uns zu sehen. Weil sie keine Ohren haben, um uns zu hören. Weil sie keine Nerven haben, um uns zu ertasten.«

»Also können sie uns gar nicht wahrnehmen?«, fragte Dylia erleichtert. »Das ist beruhigend.«

»Momentan sind wir für sie, was ein Stück Holz in einem Ameisenbau für die Ameisen ist. Nur ein Fremdkörper, dem man keine Aufmerksamkeit schenken muss. Aber das kann sich schnell ändern.« Opal sah sich furchtsam um.

»Inwiefern?«, fragte Dylia.

»Weil sie uns sehr wohl wahrnehmen können. Sie können dich denken. Allerdings nur, wenn du an sie denkst. Und zwar sehr intensiv. Und je stärker du an sie denkst, umso mehr wenden sie dir ihre Aufmerksamkeit zu. So einfach funktioniert der Wahnsinn, Prinzessin! So entstehen Zwangsvorstellungen. Und je mehr Aufmerksamkeit du wiederum den Grillos widmest, desto mehr werden sie zu deinen Gedanken. Zu deinen schlechtesten Gedanken. Ein einfacher Teufelskreis.«

Dylia überlegte. »Und was ist mit dir? Wie nehmen sie dich wahr?«

»Ich bin und bleibe für sie ein Stück Holz. Ich gehöre nicht in eure gemeinsame Gedankenwelt. Das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, dass sie mich als Fremdkörper aus dem Weg räumen wollen. Aber das reicht mir schon vollkommen für meine persönlichen Befürchtungen.« Er warf einen ängstlichen Blick über die Schulter.

»Dann soll ich also nicht an sie denken, obwohl sie uns in Scharen umgeben?«, fragte Dylia bang. »Wie soll das gehen?«

»Es sollte genügen, wenn du nicht zu intensiv an sie denkst«, sagte der Gnom. »Sie sind nicht besonders intelligent, nicht besonders aufmerksam und vorwiegend mit sich selbst beschäftigt. Versuch dich auf etwas Anderes zu konzentrieren. Auf etwas völlig Verrücktes, wenn möglich. So fällst du hier am wenigsten auf. Könnte ich mir jedenfalls vorstellen.«

»Sollte? Könnte?«, fragte Dylia gereizt. »Da ist sie schon wieder! Diese Indifferenz! Was denn nun? Hast du Ahnung von den Grillos oder nicht?«

Havarius Opal hatte in der Membran anscheinend nicht nur seinen Zynismus als Wegezoll hinterlassen, sondern auch sein komplettes Selbstbewusstsein. Dylia erkannte das nicht nur an seiner zittrigen und wispernden Stimme und seiner unterwürfigen Haltung, sondern vor allem an seinem Blick, der jegliches Feuer verloren hatte. Dafür tauschten seine Augen jetzt andauernd die Farben, mal war die eine Iris gelb und die andere violett, mal war es umgekehrt. Es war ein irritierender Anblick, vielleicht sein höchster Ausdruck von Furcht, wie für Dylia das Zittern oder der kalte Schweiß. Er sah aus, als würde er gleich anfangen zu schluchzen. Und dann sagte er etwas, das Dylia noch mehr verstörte. Der Gnom murmelte: »So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Ich wusste nicht, dass es so viele sind.«

»Wie bitte?«, fragte Dylia. »Was meinst du denn damit? Ich dachte, du hättest das alles schon zimal gesehen.«

Havarius schwieg. Er blickte nervös um sich und verknotete dabei seine langen Finger. »Theoretisch ja«, sagte er endlich.

»Theoretisch?«, fragte Dylia entgeistert zurück. »Was soll das heißen? Praktisch etwa nicht?«

»Nicht ... nicht wirklich ... Aber simuliert haben wir es ganz oft.«

»Simuliert? Wovon redest du da? *Was* hast du *wo* simuliert?«

»Äh, na ja, solche Situationen eben. In der Nachtmahrschule.«

»Was? Ihr habt solche Situationen wie diese hier in der Schule gelernt? Aber du warst doch auch schon mal in einer echten Amygdala, oder? Das hast du behauptet.«

»Habe ich nicht. Ich habe lediglich behauptet, dass ich Amygdala-Kenntnisse besitze. Rein theoretisch. Das heißt nicht, dass ich schon in einer war.«

»Wie bitte?«, rief Dylia. »Du warst tatsächlich noch nie in einer Amygdala?«

»Äh, nein. Nicht persönlich, ehrlich gesagt. Aber ich kann dich beruhigen. Ich weiß eine Menge darüber. Sehr viel sogar. Theoretisch, wie gesagt.«

»Moment mal!«, zischte sie. »Soll das etwa heißen, dass du noch nie in einem fremden Gehirn warst?«

»Doch!«, widersprach der Gnom. »Schon oft.«

»Wie oft?«, fragte Dylia.

»Sehr oft.«

»Wie oft?«, beharrte Dylia.

»Ziemlich oft.«

»Wie oft?«

Opal senkte den Blick. »Gelegentlich«, murmelte er.

»Wie oft?«, wiederholte Dylia hartnäckig.

»Ein paar Mal.«

»Wie viele Male?«

Der Gnom zuckte mit den Schultern. »Ein Dutzend Mal ungefähr.«

»Nicht ungefähr. Genau.«

»Genau? Na ja ... so etwa ... öh ... sieben Mal.«

»Sieben? Bist du sicher?« Dylia blickte dem Gnom direkt in die Augen.

»Eher fünf, glaube ich.«

»Glaubst du? Und von wie vielen weißt du es definitiv?«

»Von, äh ... dreien?«

»Das fragst du mich? Wie oft genau?«

»Na ja ...«

»Mach schon. Raus mit der Sprache. Wie oft genau? Viele Zahlen bleiben nicht mehr übrig.«

»Na schön«, sagte der Gnom. Er senkte den Blick zu Boden und ließ die Schultern hängen. »Null.«

»Wie bitte?«

»Du hast mich verstanden.«

»Null? Tatsächlich? Das heißt ... du warst ... du warst ...«

»Ja!«, rief der Gnom und breitete die Arme aus. »Ja! Noch nie! Ich war noch nie in irgendeiner Amygdala. Noch nie in irgendeinem Gehirn! Jetzt ist es raus! Jetzt weißt du Bescheid! Zufrieden?«

Dylia wurde derart schwindelig, dass sie sich an der Wand festhalten musste. Immer dichtere Schwärme von Grillos strömten an der Nische vorbei, und das Geknacke ihrer Gliedmaßen wurde zunehmend aufdringlicher und beängstigender.

»Du schleppst mich mit auf diese gefährliche, völlig unwägbare Reise, du wahnsinniger Knilch?«, zischte die Prinzessin Opal ins Gesicht. »Und warst tatsächlich noch nie in einem Gehirn unterwegs? In keinem einzigen?«

»Es muss immer ein erstes Mal geben. Sonst lernt man es ja nie«, entgegnete Opal kleinlaut. Er lachte verlegen. »Ich weiß, das ist jetzt keine wirklich überzeugende Entschuldigung, aber ...«

»Dann haben wir diese ganze Reise gar nicht wegen mir gemacht – sondern wegen dir? Es ist dein erster Schulausflug?« Dylia stemmte die Fäuste in die Hüften.

»So ... so könnte man es nennen«, entgegnete der Gnom kleinlaut. »Meine Jungfernfahrt. Mein Gesellenstück, sozusagen. Aber sei doch mal ehrlich – wärst du mitgekommen, wenn ich dir das vorher gesagt hätte?«

»Nein!«, rief Dylia entgeistert. »Natürlich nicht! Was für ein Argument ist das denn?«

»Ein ziemlich egoistisches?«, fragte Opal zurück.

Dylia war außer sich. »Du bist ein Anfänger, ist das zu fassen! Von wegen Millionen Jahre Erfahrung! Wie alt bist du eigentlich wirklich? Und erzähl mir jetzt nichts von Trilobiten!«

»Nach deiner Zeitrechnung oder in Traumzeit?«, fragte Opal treuherzig. Er schien die Frage ernst zu meinen. »Das müsste ich umrechnen. Also das wären ...«

»Vergiss es!«, schnitt Dylia ihm barsch das Wort ab. »Ich will gar nichts mehr wissen. Nichts! Ich will nur noch hier raus! So schnell wie möglich.«

»Ich verstehe deinen Zorn«, sagte der Gnom kleinlaut.

Dylia sah sich um und erschrak erneut über die große Menge von Grillos, die vorbeihetzten. »Und wie finden wir jetzt dieses verdammte dunkle Herz? Aber das weißt du ja auch nicht, stimmt's? Du weißt gar nichts. Einen Dreck weißt du! Was hast du dir eigentlich gedacht, wie wir hier rauskommen? Wenn du von nichts eine Ahnung hast?«

»Ich hab mich da eigentlich auf dich verlassen«, entgegnete Opal. »Es ist *dein* Gehirn. Ich dachte, dir wird schon was einfallen. Du bist ein kluges Kind.« Er lachte hilflos.

»Das ist der absolute Tiefpunkt dieser Reise«, dachte Dylia verzweifelt. »Der absolute Tiefpunkt meines Lebens. Wäre ich doch in meinem schönen Bett geblieben.« So hoffnungslos hatte sie sich noch nie gefühlt, nicht mal auf dem Planeten Conatio. Gestrandet und verloren in Amygdala! In der Begleitung eines verängstigten, nutzlosen Nachtmahrs ohne jede Berufserfahrung. Umzingelt von Abertausenden von Grillos, an die sie nicht mal denken durfte. Man hatte ihr den Lebensmut genommen. Und ihre besten Freunde, die Zwielichtzwerge. Sie war jetzt völlig auf sich allein gestellt. Am Rande ihrer Kräfte. Und dann hatte der Reiseführer ihrer wahnwitzigen Expedition sie auch noch zu seinem Blindenhund erklärt. Aussichtsloser konnte eine Situation doch gar nicht sein, oder?

»Hoffentlich bist du jetzt nicht sauer«, sagte Opal.

Dylia lachte verzweifelt. »Nein!«, sagte sie. »Wie könnte ich?«

Inmitten der sie umtosenden Kakophonie vernahm Dylia plötzlich ein fast unhörbares Geräusch. Ein leises Blubbern. Oder Glucksen? Einmal, zweimal, und dann noch einmal. Sie schenkte dem zuerst kaum Beachtung, obwohl es sie sogleich mit einem überraschenden Gefühl von Vertrautheit erfüllte. Aber inmitten von all diesem Irrsinn, in ihrer vollkommenen Hoffnungslosigkeit war ihre gesamte Wahrnehmung durcheinandergeraten. Daher blickte sie zuerst einmal in alle falschen Richtungen und dann erst nach oben. Was sie dort sah, konnte allerdings unmöglich real sein, also blickte sie wieder auf den Gnom. Das war nur eine Wahnvorstellung, es musste eine

Halluzination gewesen sein. Denn es handelte sich um einen Zwielichtzwerg, den sie da gesehen hatte. Und die existierten in Amygdala bekanntlich nicht.

Mit Trugbildern wollte sie sich nicht beschäftigen, um nicht auch noch ihren kläglichen Restverstand einzubüßen. Ohne Optimismus war es schon schwer genug, Amygdala zu ertragen. Aber ohne Verstand – da konnte sie auch gleich in eines dieser Wahngelände einziehen, in die direkte Nachbarschaft von Grillos, und ihre Wohnung mit Zwangsvorstellungen tapezieren.

»Ist das ein Zwielichtzwerg?«, fragte Opal und deutete nach oben.

Dylia stutze und sah noch einmal hin. Tatsächlich, nur ein kurzes Stück über ihren Köpfen schwebte ein Geschöpf, das aus lauter Seifenblasen bestand. Es drehte enge Runden, um direkt über Dylia's Kopf zu bleiben.

»Du siehst ihn auch?«, fragte die Prinzessin. »Das ist ... eine Wahnvorstellung, oder?«

»Nein«, sagte der Gnom. »Nachtmahre haben keine Wahnvorstellungen. Wir machen die Leute verrückt, sind es aber selber nie.«

Ein zweiter Zwielichtzwerg gesellte sich hinzu und begann zusammen mit dem anderen im Kreis zu fliegen.

»Da ist noch einer!«, rief Dylia und klatschte in die Hände. Sie bereute es aber sofort wieder wegen der Grillos und blickte sich besorgt um. Aber die Wahnwesen stakten unbeteiligt weiter ihres Weges und beachteten die kleine Reisegruppe in der Nische nach wie vor nicht.

Dann kamen noch ein dritter und ein vierter Zwielichtzwerg angesegelt. Ein fünfter. Ein sechster.

»Ein paar von ihnen haben es doch geschafft«, rief Dylia, und ihr kamen beinahe die Tränen.

»Sieht ganz so aus«, bestätigte der Gnom. »Die scheinen wirklich was auszuhalten. Aber die anderen haben es wohl nicht gepackt. Nur die Härtesten überleben.«

Tatsächlich schienen die verbliebenen Zwielichtzwerge wieder ein wenig größer und robuster geworden zu sein. Sie schillerten in allen Farben und wirkten in dieser kranken Welt wie Sonnenstrahlen, die durch die Gewitterwolken brechen.

Aber außer über Dylia's Haupt zu kreisen, taten sie augenblicklich wenig, daher starrten Dylia und der Gnom sie nur erwartungsvoll an. Die verstörenden Geräusche der Stadt schienen immer eindringlicher zu werden und die Bewegungen der vorbeistaksenden Grillos immer hektischer. Plötzlich gerieten die Zwerge in Unruhe, lösten ihren Kreis auf und schwirrten scheinbar planlos durcheinander. Und dann tauchte ein ganzer Schwarm von ihnen auf. Dutzende, vielleicht Hunderte kamen in dichter Formation über die wimmelnden Grillos angesegelt. Es folgte noch eine Nachhut, die aus ein paar Dutzend Zwielichtzwerge bestand. Gemeinsam schwebten sie über der Nische wie eine Wolke aus buntem Schaum.

»Ich glaube, es sind alle«, rief Dylia entzückt. »Nur Tardatius fehlt noch.« Aber der kam ja immer zu spät.

»Tardatius?«, fragte der Gnom irritiert.

Aber Dylia antwortete nicht.

Es dauerte nicht lange, da gerieten die bunten Zwerge wieder in Unruhe, segelten hektisch durcheinander, formierten sich neu – und flogen davon. Langsam, aber scheinbar zielstrebig, über die Köpfe der Grillos hinweg die Schlucht entlang, direkt ins Innere von Amygdala.

»Wir müssen ihnen folgen«, entschied Dylia. »Vielleicht zeigen sie uns den Weg.«

»Den Weg zum dunklen Herz?«, fragte Opal. »Bist du sicher? Das ist der einzige, der auch hinausführt. Durch die ganzen Grillos hindurch? Das sind Unmengen. Wird nicht einfach für dich, die zu ignorieren.«

»Hast du eine Alternative anzubieten?«, fragte Dylia und sah unruhig den entweichenden Zwergen hinterher. »Ich jedenfalls nicht.«

»Schon gut!«, wehrte Opal ab. »Man wird ja noch fragen dürfen.«

»Los jetzt!«, befahl die Prinzessin. »Hinterher!«

Sie verließ mit unsicheren Schritten die Nische, atmete zweimal tief durch und tauchte dann in den Strom der wirr umherstaksenden Grillos ein. Havarius Opal folgte ihr auf dem Fuße.

Dylia hatte im Inneren ihres eigenen Gehirns nun bereits mehrere Arten außergewöhnlicher Fortbewegung absolviert: Flimmen über die Große Fissur, aufrechtes Schwimmen durch die Weiche Wand, Spazieren auf einem unterirdischen Gewitter. Aber sich in den Schluchten von Amygdala einem Schwarm von Zwielichtzwerge folgend durch eine wimmelnde Masse von Grillos zu schlängeln – das war mit weitem Abstand die anspruchsvollste und anstrengendste von allen.

Es ging mal durch breite Schluchten und mal durch enge Gassen, aber sie mussten in jedem Augenblick darauf achten, nur ja nicht mit einem oder mehreren der ständig hin und her zuckenden Grillos zusammenzustoßen, was aufgrund der unberechenbaren Bewegungen dieser insektenhaften Kreaturen so unmöglich war, wie einem aufgescheuchten Heuschreckenschwarm auszuweichen. Daher waren kurze Berührungen mit dem einen oder anderen Grillo unvermeidlich, was diese zwar zu keinerlei Reaktion veranlasste, Dylia aber jedes einzelne Mal einen Schlag versetzte, der sich anfühlte, als fahre ein gefrorener Blitz durch ihren Körper. Unter diesen Umständen nicht intensiv an die Wahnwesen zu denken schien schon bald völlig unmöglich.

Sobald Dylia an sie denken musste, bemerkte sie, dass einige von ihnen plötzlich innehielten, wie witternd ihren Kopf hoben oder sogar in ihre Richtung drehten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie wirklich auf sie aufmerksam wurden – und was würden sie dann tun?

Ich soll mich auf etwas möglichst Verrücktes konzentrieren, erinnerte sich Dylia an die Empfehlung des Gnoms. Das war wesentlich leichter gesagt als getan, aber Dylia gab sich alle Mühe und überlegte fieberhaft: »Etwas Verrücktes sollte es sein. Was war der Maßstab für *verrückt*? Wenn andere es nicht verstehen konnten? Wenn es von anderen *für verrückt erklärt* wurde? Damit kann ich dienen: Meine Regenbogenerfindungen! Die gelten doch allgemein als völlig durchgedreht. Davon berichte ich mittlerweile nicht mal mehr meinen Eltern. Sogar nicht mal meinen Brüdern – so schief, wie die mich die letzten Male angesehen haben. Genau! Die Erfindungen.«

Dylia rief sich die Seiten ihrer Notizbücher in Erinnerung, mit all ihren wirr skizzierten Ideen und Entwürfen, Berechnungen und Formeln. Sahen so ähnlich nicht auch die Tagebücher von Geisteskranken aus? Sie dachte an den regenbogenfarbenen Tornado. An die regenbogenfarbene Flutwelle. An die regenbogenfarbene Schreibfeder. Den Tee. Die Schokolade. Die regenbogenfarbene Kerze. Den Lippenstift. Den quergestreiften Regenbogen. Stoff genug, um juristisch für unzurechnungsfähig erklärt zu werden, fand Dylia. Ihr Kopf war im Nu gefüllt mit so vielen verrückten Ideen, dass man damit ein ganzes Irrenhaus hätte ausstaffieren können.

Und tatsächlich! Solange Dylia in Gedanken ihre Notizbücher durchblätterte, zeigten die Grillos keinerlei Interesse an ihr und kümmerten sich wieder um sich selbst. Sie stakten durch die Straßen und trugen hier und da mit ihren krummen Beinen seltsame Gefechte aus. Momentan schienen sie alle dieselbe Richtung zu bevorzugen – die, wohin auch die Zwielichtzwerge strebten.

»Man weiß nie, wann man mal eine Regenbogenerfindung braucht«, dachte Dylia. »Aber dieser Verwendungszweck wäre mir nicht mal im Alptraum eingefallen.«

Ihr Blick wurde wieder von den Grillos magisch angezogen. Mit ihren Saugnäpfen haften sie am Boden wie parasitäre Insekten. Alles an ihnen war hässlich und abstoßend, sogar die ungelenken Bewegungen. Je weiter die Prinzessin und der Nachtmahr liefen, desto deutlicher konnte Dylia über der Kakophonie ein Geräusch vernehmen, das entfernt so klang wie ein tosender Wasserfall. Sämtliche Grillos schienen in die Richtung dieses Brausens zu drängeln.

Im Inneren der Stadt wetterleuchtete der Boden heftiger, was das Szenario noch bedrohlicher und unwirklicher wirken ließ, und auch die nervtötende Geräuschkulisse, das ständige Tropfen und Klopfen, Wispern, Murmeln und Summen nahm immer mehr zu. Der Weg wurde auch deswegen beschwerlicher, weil die Zwielichtzwerge ihr Tempo beschleunigten. Dylias größte Sorge war, dass sie irgendwann den Anschluss verlieren könnten – dann wären sie völlig sinnlos nur noch tiefer in Amygdala hineingelaufen und hätten mit absoluter Sicherheit nicht mehr herausgefunden. Denn das Letzte, was sie jetzt auch noch leisten konnte, war, sich den Weg zu merken.

Die Zwielichtzwerge waren tatsächlich schon bedenklich weit vorausgeflogen, Dylia konnte den Schwarm gerade noch in eine abgehende Schlucht einbiegen sehen, dann

verlor sie ihn ganz aus den Augen.

»Schneller!«, feuerte sie Opal an. »Schneller, sonst verlieren wir sie.«

Der Gnom humpelte und keuchte hinter ihr her und gab sich sichtlich alle Mühe, Schritt zu halten. »Ja doch!«, rief er. »Ich eile!«

Als die beiden atemlos in die nächste Schlucht einbiegen wollten, erweiterte sich plötzlich ihr Blick auf einen gewaltigen Platz, in dessen Mitte das größte Gebäude stand, das sie bisher in Amygdala gesehen hatten. Es war ein hoher und schlanker Turm im organischen Stil der Wahnsinnsstadt, von abwechselnd blauer und hellroter Farbe und bizarrer Ornamentik, der aber keinerlei Fenster besaß wie all die anderen Gebäude von Amygdala. Der Turm war so hoch, dass man seine Spitze oder das Dach nicht mehr sehen konnte, weil es oben im Dunst verschwand. Auf Dylia wirkte er wie ein besonders phantasievoll gestalteter Schornstein, der sich im Nichts auflöste. Die Grillos strömten knackend an ihnen vorbei, zielstrebig auf das Gebäude zu und in Scharen hinein, aber man sah keinen einzigen herauskommen.

Dylia konnte gerade noch sehen, wie auch der ganze Schwarm von Zwielichtzwergen in seinem Eingang verschwand. »Da müssen wir rein«, entschied die Prinzessin, »obwohl es da drin von Grillos nur so wimmeln muss.«

»Das ist es«, keuchte Opal, als er neben ihr zum Stehen kam. »Da drinnen ... haaaah ... befindet sich das dunkle Herz der Nacht.«

»Bist du sicher?«

»Ein Tor, zu dem alle hineingehen, aber niemand mehr herauskommt. So wurde es uns in der Schule beschrieben. Sieht ganz danach aus, oder?«

»Die Zwielichtzwerge sind alle hineingeflogen. Also müssen wir ihnen folgen.«

»Wie du meinst!«, sagte Opal. »Es sind deine Gedanken.«

Dylia und der Gnom folgten dem Strom der Grillos, deren knackende Beingelenke an eine gewaltige Knochenmühle gemahnten. Ab und zu verspürte Dylia einen der eiskalten Blitzschläge durch die Berührung mit den Grillos, aber sie war so aufgeregt, dass ihr das kaum noch etwas ausmachte. Sie hatte auch aufgegeben, an ihre Regenbogenerfindungen zu denken.

Im Inneren des Gebäudes schienen die Grillos mit sich selbst beschäftigt zu sein und an den Eindringlingen keinerlei Interesse zu besitzen. Hier herrschte eine Form von kollektiver Ekstase. Der Raum wölbte sich zu einer gewaltig in die Höhe gezogenen Kuppel, deren Wände rotblau geädert waren und genauso wetterleuchteten wie draußen die Straßen, nur pulsierte das Licht hier regelmäßiger, fast wie im Takt eines Herzschlags.

Von den Zwielichtzwergen war keine Spur mehr zu sehen. Das Einzige, was Dylia noch an sie erinnerte, war eine große, runde und vielfarbig schillernde Scheibe, die sich hoch oben in der Mitte der Halle befand, dort, wo vermutlich eine Öffnung in den gewaltigen Kaminschlott führte. Sie saß horizontal eingefügt darin wie eine bunte

Glasscheibe, wirkte aber so dehnbar und lebendig, als sei sie aus Seifenschaum. Sie changierte in allen Regenbogenfarben. Aber von den Zwergen keine Spur.

Die Grillos stakten zu Tausenden umher, irrten knackend und zuckend durcheinander und übereinander hinweg. Der Anblick eines alarmierten Ameisenbaus konnte nicht verwirrender sein. Aber ein beständiger Strom von ihnen, der von allen Seiten gespeist wurde, wälzte sich von der Mitte des Saales bis an sein hinteres Ende, von woher Dylia jetzt das wasserfallartige Brausen noch viel stärker vernahm.

»Da hinten scheint irgendetwas zu sein, zu dem streben alle hin«, bemerkte Dylia.

»Das ist das dunkle Herz der Nacht«, sagte Opal direkt hinter ihr. Etwas in seiner Stimme bewog sie, sich zu ihm umzudrehen.

»Wir werden es nicht zu sehen bekommen«, fuhr der Gnom fort, »und es würde auch keinen Sinn ergeben. Es ist nur ein Loch. Ein riesiges, dunkles, hässliches Loch. Das hässlichste überhaupt. Aber das ist unser Ziel.«

Dylia bemerkte mit Befremden, dass sich Haltung, Miene und Körpersprache des Gnoms wieder einmal gewandelt hatten. Er stand aufrechter, das Haupt erhoben, und seine Stimme war wieder so selbstsicher wie eh und je. Seine Augen funkelten in vertrautem Feuer.

»Dieses Loch ist das dunkle Herz der Nacht«, sagte er ruhig, »und der schnellste Weg in den Wahnsinn. Deswegen sind wir hier. Das ist es, was ich dir zeigen wollte. Es könnte auch dein Weg sein.« Er deutete in die Richtung, in die alle Grillos strebten, und Dylia folgte seiner Geste mit dem Blick.

Dies war tatsächlich der Punkt, zu dem alle Bewohner Amygdalas zu streben schienen: ein dunkles Loch im Zentrum ihrer Stadt, um sich hineinzustürzen. Wenn Amygdala der schrecklichste Ort in ihrem Hirn war, dann war das dunkle Herz seine größte Sehenswürdigkeit. Das gewaltige Brausen, das sie die ganze Zeit vernommen hatte, war nichts anderes als das Geräusch der übereinander hineinstolpernden und mit den Gelenken knackenden Grillos, die dort in die Tiefe rauschten. In den Wahnsinn. Deswegen kam niemand mehr aus dem Gebäude heraus.

»Das ist der mit Abstand schwärzeste Fleck in deinem Gehirn«, fuhr der Gnom gelassen fort. »Dagegen ist der Subsumpf ein Vergnügungspark, Prinzessin. Von hier aus gibt es nur noch einen Weg: zusammen mit den Grillos in den Irrsinn. Ich empfehle dir, ihn zu gehen. Er ist der Leichteste.«

Dylia wurde wieder schwindelig. Sie wankte ein wenig hin und her, blieb aber auf den Beinen. »Du hast mich die ganze Zeit hierhergelockt, um mir das anzubieten?«, fragte sie tonlos. Endlich begann sie zu verstehen.

»Es ist kein Angebot«, sagte Opal. »Es ist ein Geschenk. Und eine Überraschung, zugegeben. Aber die besten Geschenke sind immer Überraschungen, nicht wahr?«

Dylia erkannte in Havarius Opal jetzt wieder den souveränen und irritierenden Nachtmahr, der er von Anfang an gewesen war. Kein verunsicherter Reiseführer, kein

unerfahrener Neuling im Alptraumgewerbe mehr. Mit einem Mal schien er wieder eine Million Jahre alt zu sein. Havarius Opal, ein mit allen Wassern gewaschener Nachtmahr der ersten Kategorie. Er hatte gerade nur eine weitere Häutung vollzogen.

»Dann war alles von vornherein dein Plan?«, fragte Dylia. »Wir sind hier, damit du mich schneller in den Wahnsinn treiben kannst? Damit du deine Aufgabe noch in dieser Nacht erledigst. Ist es so?« Es fiel ihr schwer, auf den Beinen zu bleiben.

»Ich bin ein vielbeschäftigter Nachtmahr«, sagte Opal wie bedauernd. »Einer der besten im Gewerbe. Ich kann es mir nicht leisten, mit jedem Klienten mehr Zeit als nötig zu verschwenden. Also warum kompliziert, wenn es auch einfach geht?« Er zuckte mit den Schultern. »War ja beileibe schon schwierig genug. Dein Gehirn ist nämlich wirklich, na sagen wir mal: ganz schön anspruchsvoll.«

»Dann stimmt also nicht mal das?«, fragte Dylia schwach. »Das ist gar nicht deine erste Reise? Nicht dein erstes Gehirn? Nicht deine erste Amygdala? Und ich bin doch nur eine von vielen?«

Der Gnom betrachtete lange seine Fingernägel, und Dylia konnte nicht ausmachen, ob es aus Verlegenheit oder Arroganz geschah.

»Nimm es bitte nicht persönlich!«, sagte er dann. »Ich mag dich wirklich, Prinzessin! Und das war mit Abstand die interessanteste Reise, die ich je in ein Gehirn gemacht habe. Was für ein Thalamus! Ich wäre beinahe draufgegangen. Und was für eine beeindruckende Große Fissur! Du meine Güte! Das war nicht gespielt! Mir ist wirklich die Puste ausgegangen. Deine Zergesser sind auch nicht von schlechten Eltern. Und dann die riesige grüne Spinne – huuh!« Er schüttelte sich künstlich. »Damit hab ich nun wirklich nicht gerechnet. Wer denkt sich denn so was aus? Das war wirklich beeindruckend, Hut ab! Und dann der Friedhof des Bunten Humors! Ein Lacher nach dem anderen. Das hab ich noch in keinem anderen zerebralen System erlebt. Noch nie! Nein, alles was recht ist – das ist wirklich ein Gehirn der Sonderklasse.« Dann hob er tadelnd den langen bunten Finger. »Aber!«, rief er. »Aaaber ... und jetzt kommt meine Negativkritik: Deine Amygdala – ich muss es leider bemäkeln –, also deine Amygdala ist weit weniger beeindruckend. Da hab ich schon erheblich kränkere Angstzentren gesehen! Furchteinflößendere! Wahnsinnigere! Größere!«

Er winkte ab. »Deine ist vielleicht das Gesündeste, das ich jemals erlebt habe, Prinzessin. Die kleinsten Grillos, die ich je gesehen habe. Die sind ja niedlich! Das ist doch das reinste Sanatorium. Wäre sicher kein Vergnügen, dich auf die langfristige Art in den Wahnsinn zu treiben. Auf so einem rudimentären Fundament würde das ja ewig dauern.« Er sah Dylia grinsend an. »Aber eben genau das habe ich geahnt. Und deswegen sind wir hier. Verstehst du? Um die Sache abzukürzen.«

»Ja, ich habe verstanden«, sagte Dylia. »Du wolltest mich vorführen. Und das ist dir vorzüglich gelungen. Große Leistung bei jemandem, der achtzehn Tage nicht mehr

geschlafen hat. Nur eines verstehe ich nicht: Wie willst du selber zurückkommen, wenn ich im dunklen Herz verschwunden bin?«

Der Gnom breitete grinsend die Arme aus. »Na so wie immer – so wie ich reingekommen bin! Den ganzen Weg wieder zurück. Ein langer und beschwerlicher Marsch, aber ich kenne Abkürzungen und Umwege. Sogar um die Große Fissur. Das ist lästig, gehört aber zum Beruf. Es gibt keinen leichten Ausweg aus Amygdala. Außer in den Wahnsinn natürlich.« Er lächelte aufmunternd. »Du musst einfach loslassen, das ist alles. Hier und jetzt. Lass dich fallen! Lehn dich zurück! Gib auf! Und genieße die Fahrt. In ein paar Sekunden ist alles vorbei.« Havarius Opal deutete mit ausgestrecktem Finger in die Richtung des dunklen Herzens der Nacht. »Ewige Umnachtung. Ewiger Frieden.«

Das war der Augenblick, in dem Dylia Widerstand zerbrach. Die endlose Zeit der Schlaflosigkeit, die anstrengende Reise, die Abenteuer, der Verlust ihres Lebenswillens in der Weichen Wand, die zermürbende Atmosphäre von Amygdala – und jetzt das niederschmetternde Geständnis des Gnoms. Ihre letzten Kraftreste verließen sie, als würde ihr mit einem Ruck der Boden unter den Füßen weggerissen. Prinzessin Dylia machte einfach das, was sie auch sonst machte, wenn sie aufgrund ihrer Krankheit die Kräfte verließen: »Ach, geh mir doch weg!«, sagte sie, schloss die Augen und überließ sich ihren Gedanken und den Grillos.

»Grillos!«, dachte sie. »Grillos! Grillos! Grillos! Hier bin ich! Kommt und holt mich! Ich bin müde. So müde! Geistige Umnachtung – ewige Ruhe. Das ist alles, was ich jetzt noch brauche. Einen langen, tiefen, schwarzen Schlaf. Kommt und holt mich! Grillos! Grillos! Grillos!«

Dylia spürte, wie sie von allen Seiten ergriffen wurde, von klebrigen und eiskalten Saugnäpfen. Wie sie hochgehoben und davongetragen wurde. Wie die Kälte der Grillos in sie hineinströmte wie von eisigen Nadeln, die an allen Stellen ihres Körpers injiziert wurden. Sie hörte das Knacken der Gelenke, das Brausen des Abgrunds in den Irrsinn. Und es machte ihr nichts aus. Es war eine Erlösung. Sie war müde, oh, so müde! *Umnachtung!* Was für ein tröstliches Wort. Endloser Frieden. Endlose Ruhe. Wo war Opal? Sie wollte ihm danken. Ihm danken für dieses gnädige Ende. Sie wollte ihm ein letztes Mal zuwinken, um ihm zu zeigen, dass sie ohne einen bösen Gedanken an ihn dahinging. Sie hob kraftlos ihre Hand, winkte matt, ohne den Nachtmahr noch einmal zu sehen, denn ihre Augen waren vor Erschöpfung längst geschlossen.

Da spürte sie plötzlich, wie die Hand ergriffen wurde. Aber nicht von einem kalten, klebrigen Tentakel, sondern von einer anderen, warmen, schuppigen und sehr kräftigen Hand.

Dylia schlug die Augen auf – und blickte in das grinsende Antlitz von Opal. Er war direkt über ihr und hielt ihr Handgelenk fest umklammert wie in einem Schraubstock. Links und rechts an ihm vorbei stürzten die Grillos scharenweise in den Abgrund, aber er stand am Rande des dunklen Herzens wie ein Fels in der Brandung.

»Ich fürchte, ich habe noch mal meine Meinung geändert!«, rief er. »Halt dich fest!«

Aber Dylia musste gar nichts dazu beitragen. Er hob sie hoch, als wäre sie so leicht wie eine Regenbogenfeder. Opal hievte sie über den Rand und ging dann rückwärts, seinen gebogenen Körper als Schutzschild nutzend, an dem die Grillos abprallten, um weiter in den Abgrund zu torkeln. So gelangten sie rasch in einen ruhigeren Bereich der Halle, wo er die Prinzessin endlich los- und zu Atem kommen ließ.

»Es war ein plötzlicher Impuls!«, sagte er mit wedelnden Händen, als ob er sich für seine Tat entschuldigen müsste. »Ich sah dich im Abgrund verschwinden – und da wurde mir plötzlich bewusst, was für eine gute Zeit wir gerade noch gehabt hatten. Kennst du den Spruch: Denn alle Lust will Ewigkeit?« Er lachte. »Nun. Ewigkeit kann auch ich dir nicht versprechen, aber zumindest eine kleine Verlängerung. Was hältst du davon? Hm? Nur ein bisschen?« Opal blickte sie schelmisch an.

Dylia war fassungslos. Gerade hatte er sie noch beinahe in den Wahnsinn getrieben, und jetzt markierte er den Charmeur. Sie war noch viel zu atemlos, um vernünftig zu antworten.

»Ich habe nachgedacht!«, fuhr er auch gleich fort, ohne ihre Antwort abzuwarten. »Und einfach eins und eins zusammengezählt! Du hast doch die schillernde Membran da oben gesehen, oder? In der Mitte der Kuppel?«

Dylia nickte. »Ja«, keuchte sie.

»Und dir ist aufgefallen, dass die Zwielichtzwerge alle verschwunden sind, stimmt's?«

Dylia nickte wieder. »Ja, auch das.«

»Aber was wäre«, fragte Opal mit erhobenem Zeigefinger, »wenn sie gar nicht verschwunden, sondern immer noch hier sind?«

»Ich verstehe nicht recht ...«

»Die Zwerge *sind* die Membran! Das ist ihr Weg, dir einen Ausgang aus dem dunklen Herz zu verschaffen.«

Dylia blickte nach oben. Die seifige Membran schillerte tatsächlich genauso in allen Regenbogenfarben, wie es die Zwielichtzwerge getan hatten.

»Meinst du wirklich?«

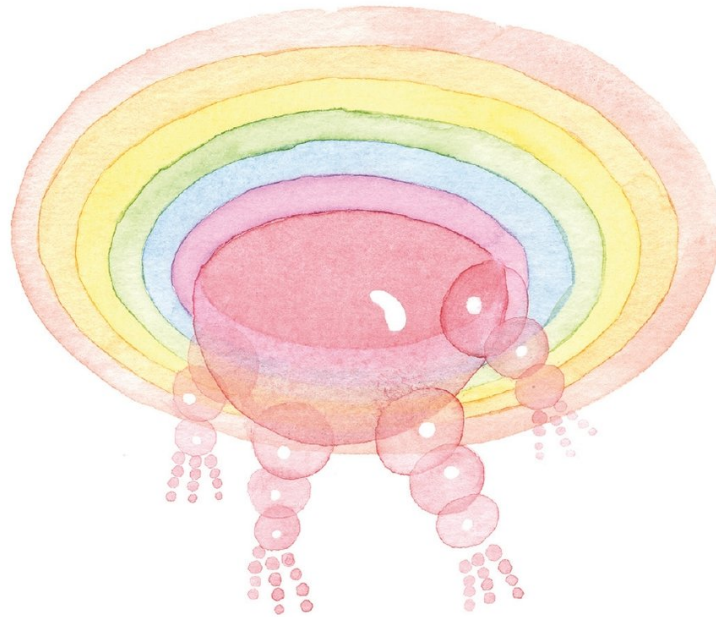
»Wo sollen sie sonst sein?«, fragte Opal zurück. »Die haben sich bestimmt nicht freiwillig ins dunkle Herz der Nacht gestürzt! Die sind ja nicht so bescheuert wie die Grillos.«

Dylia spürte einen kühlen Hauch an ihrer Schläfe wie von einer frischen Brise. Sie blickte hoch. Über ihr schwebte Tardatius, der ewig letzte Zwielichtzwerg, der in engen Kreisen um ihren Kopf flog.

»Hey! Da ist ja noch einer«, rief der Gnom.

Tardatius winkte Dylia zu und stieg dann steil in die Höhe, empor zu der schillernden Scheibe in der Mitte der Kuppel, in die er geräuschlos eintauchte – und sich darin

auflöste.



»Natürlich«, dachte Dylia. »Eine Regenbogenerfindung! Wie der fliegende Teppich in der Großen Fissur!«

»Die Gesetze des Traumiversums!«, sagte der Gnom. Wenn man die letzte Blase zum Platzen bringt ...«

»... ist man wieder in der Realität«, ergänzte Dylia. »Aber ... du hast mir doch dauernd versichert, dass das hier alles kein Traum ist?«

»Ist es auch nicht. Aber es ist auch nicht die Realität, sondern etwas dazwischen. Wie der Zustand, in dem du dich befindest, während du aus einem Traum erwachst. Weder hier noch da. Aber trotzdem irgendwo. Wir sind hier an der Schnittstelle zwischen dem Traumiversum und der Realität. Zwischen Wahnsinn und Vernunft. Im dunklen Herzen der Nacht. Das da oben ist der Ausgang, solange wir selber daran glauben.«

Dylia blickte wieder hinauf zu der schillernden Membran. »Aber das ist so hoch oben! Wie sollen wir da hinkommen?«

»Wir flimmen!«, sagte Havarius Opal.

Dylia stutzte. Natürlich, das war eine Möglichkeit. Dann fiel ihr etwas ein. »Aber du kannst doch gar nicht flimmen.« Und gleich wurde sie wieder skeptisch. »Moment mal – du hast mich doch nicht etwa nur gerettet, um dir den langen Weg zu sparen? Ich soll dich da hochtragen, stimmt's?«

»Jetzt bin ich aber beleidigt«, sagte der Gnom. »Ich denke schon, dass ich flimmen kann. Nachdem ich meinen gesamten Zynismus verzollen musste, werde ich wohl die nötige Zuversicht mobilisieren können, um dieses kleine Stück zu flimmen. Die Frage ist vielmehr, ob du es noch kannst.«

»Was?«, fragte Dylia entgeistert.

»Dir ist doch aller Optimismus abhandengekommen. Und du bist am Ende deiner Kräfte. Oder etwa nicht?«

Dylia spürte, dass er recht hatte. »Das ist wahr. Ich fühle mich schwach.«

»Und deswegen flimmen wir zusammen«, sagte der Gnom. »Und wenn deine Kräfte nicht ausreichen, dann trage diesmal ich dich!« Er reichte der Prinzessin die Hand. »Darf ich bitten?«, fragte er galant.

Prinzessin Dylia ergriff die Hand des Gnoms. »Und die Vermutung«, warf sie noch ein, »dass die Zwielfichtzwerge diesen Weg nur für mich gemacht haben und dich alleine gar nicht durchlassen würden – das hat bei meiner Rettung garantiert keine Rolle gespielt?«

»Natürlich nicht!«, verneinte der Gnom empört. »Du armes Kind! Dir ist tatsächlich jeder Optimismus abhandengekommen! Daran hätte ich nicht mal im Traum gedacht.«

Dylia warf dem Gnom noch einen letzten skeptischen Blick zu, dann sahen beide nach oben. Die schillernde Membran schien in unerreichbarer Ferne zu sein. Sie stießen sich ab, und gemeinsam war es ganz leicht. Wie Seifenblasen im Wind stiegen sie empor, dem wabernden Rund entgegen.

»Wir flimmen!«, flüsterte der Gnom.

»Oh ja«, entgegnete Dylia genauso leise. »Wir flimmen.«

Sie sah noch einmal hinab in die riesige Halle, über die sie nun mehr und mehr Überblick gewann. Die Grillos wimmelten nach wie vor in ihrer Selbstauslöschungsextase durcheinander und strebten in breitem Strom dem hinteren Bereich des Raumes zu. Dort sah sie nun zum ersten Mal das dunkle Herz der Nacht, in das sich alle hineinstürzten. Es war tatsächlich nur ein hässliches düsteres Loch im Hirnboden. Das hässlichste, das sie jemals gesehen hatte. Dylia blickte wieder nach oben, hinauf zu der in allen Regenbogenfarben schillernden Membran. Es sah beinahe so aus, als ob sie sich ihnen entgegenbog.

»Die letzte Schicht! Die letzte Blase!«, keuchte Havarius Opal. »Und dahinter ...«

Dylia hörte nicht mehr, was er noch sagte. In dem Augenblick, in dem ihre Häupter fast gleichzeitig die flüssige Trennwand berührten, wurde ihr schwarz vor Augen.



Octavus Decimus

HAVARIUS OPAL

Willkommen in Deinem Alptraum
In unserem schlaflosen Traumraum
Zusammen sind wir allein

Wir gehen auf eine Reise
Auf unbewegliche Weise
Und kehren niemals mehr heim

Gesang der Nachtmahre

Wenn es etwas gab, das Prinzessin Dylia nun wirklich nicht ausstehen konnte, dann waren es Geschichten, Märchen, Gedichte oder ganze Bücher, bei denen sich am Schluss herausstellte, dass alles nur ein Traum gewesen war. »Wie denkfaul und einfallslos!«, dachte sie dann jedes Mal und fühlte sich um ihre Lebens- und Lesezeit betrogen. Warum schrieb der Autor nicht gleich, dass er sich das alles nur widerwillig und für viel zu wenig Geld aus den Fingern gesogen und jetzt keine Lust mehr hatte, sich auch noch ein originelles Ende einfallen zu lassen?

Aber ausgerechnet in ihrem eigenen Fall war es tatsächlich so. Wie denkfaul und einfallslos! Denn sie erwachte in ihrem eigenen Schlafzimmer, in ihrem eigenen Bett, mit dem Kopf auf ihrem eigenen Lieblingskissen liegend, in haargenau derselben Position, die sie eingenommen hatte, als der Gnom zu ihr sagte: Wir sind bereits unterwegs. Welche anderen Schlüsse konnte sie daraus ziehen als diese: Dass sie bereits kurz nachdem sie sich aufs Bett geworfen hatte, endlich eingeschlafen war, ziemlich verständlich nach der ewigen Schlaflosigkeit der letzten Wochen. Dass sie einen intensiven und extrem ereignisreichen Traum von einem verrückten, bunten Gnom gehabt hatte und jetzt wieder erwacht war.

Viel origineller war es nicht. Also nicht gerade der Stoff, aus dem die Sorte Literatur geschnitzt war, für die ihre Verfasser den Valtrosem-Preis verliehen bekamen. Seltsam war nur diese Trauer. Denn direkt nach dem ziemlich banalen Gefühl der Enttäuschung hatte sie eine erheblich tiefere Empfindung überrumpelt: Dylia empfand echte Trauer darüber, dass es eine Kreatur wie den alptraumfarbenen Nachtmahr Havarius Opal gar nicht gab. Und das, obwohl diese Phantasiefigur in ihrem Traum mit vorwiegend boshaften Absichten und üblen Charaktereigenschaften ausgestattet war. Obwohl er ihr darin die Selbstauslöschung empfohlen und angedroht hatte, sie um den Verstand zu bringen, wenn sie dieser Empfehlung nicht nachkam. Aber dass er nur ein Traumgespinnst, ein Geschöpf ihrer somnambulen Phantasie sein sollte, empfand sie jetzt dennoch mehr als bedauernswert. Das war doch wirklich merkwürdig, oder? Er war ihr so echt vorgekommen! Der radikale Gegenentwurf zu einem Traumprinzen eigentlich – ungalant, hässlich, impertinent –, aber auf seine Art vielleicht sogar viel interessanter als jeder gutaussehende Traumprinz es sein konnte. Nein, ehrlich – was war das für ein Ekelpaket! Er hatte sie gefordert und in Scherereien gebracht, sie genervt und geschlaucht und empört. Das konnte man wohl behaupten. Aber ihr war dabei keine einzige Sekunde langweilig gewesen. War es das, was sie ihm so hoch anrechnete? Der Unterhaltungswert?

Nein, dafür war ihre Trauer jetzt zu intensiv. Man trauerte ja auch nicht, wenn man im Theater von einem guten Schauspieler unterhalten worden und das Stück plötzlich vorbei war. Dann war man vielleicht enttäuscht und hätte gerne noch eine Zugabe bekommen. Aber dann hatte man nicht diesen Knoten in der Magengegend, den sie jetzt spürte. War das denn überhaupt Trauer? So ähnlich, wie wenn in ihrer Kindheit eines ihrer Haustiere gestorben war, ein Blahvogel, ein Hummdudel oder ein Mumpster?⁶ Nein, es handelte sich um eine noch stärkere, erwachsenere Empfindung. War das nicht sogar regelrechter Liebeskummer? Dylia erschrak bei diesem Gedanken ein wenig und lachte empört auf. Prinzessin Insomnia und Liebeskummer – das war ja wohl absolut lächerlich! Und dann auch noch wegen eines gnomhaften Scheusals, das sie erklärtermaßen um den Verstand hatte bringen wollen und aussah wie ein verschimmelter, blauer Blumenkohl. So ein Quatsch! Vollkommen lachhaft! Liebeskummer! »Ach, geh mir doch weg!«, dachte sie. »Was für ein Blödsinn!«

Aber da war doch irgendwas! Ein schmerzloses, aber irritierendes Gefühl, das anatomisch ziemlich schwer zu lokalisieren war, dicht unter dem Herzen. Ungefähr da – sie drückte fahndend auf ihrem Bauch herum, aber ihr lag auch kein Stein im Magen, das fühlte sich anders an. War es das Zwerchfell? Zugegeben, der grässliche Gnom hatte sie ein paar Mal zum Lachen gebracht. Aber nicht so, dass sie jetzt davon Muskelkater im Zwerchfell haben müsste. Nein, das waren winzige, seltsam unkörperliche Stiche, die sie dort verspürte. Aber die würden verschwinden oder verblassen wie die meisten

Erinnerungen an Träume oder Alpträume, die sie bisher gehabt hatte. War alles nur eine Frage der Zeit.

Zeit! Wie viel Zeit war eigentlich vergangen? Hatte sie überhaupt geschlafen? Oder war das nur wieder eine ihrer kurzen Ohnmachten gewesen, die sie aufgrund ihres Morbus immer wieder ereilten, meist nur ein paar Minuten dauerten und ihr keinerlei Erholung verschafften, sondern eher das Gegenteil und weitere Schlaflosigkeit?

Um herauszufinden, wie lange sie im Bett gelegen hatte, musste sie endlich aufstehen und die Tageszeit feststellen. Herrje, was für ein einzigartiger Traum war das gewesen! Ganz egal, ob er von der Ohnmacht diktiert oder ganz herkömmlich geträumt war, den musste sie unbedingt in ihrem Traumtagebuch festhalten, bevor die Erinnerung daran tatsächlich verschwand. Niemals zuvor hatte sie eine derart dicht zusammenhängende und komplexe Handlung geträumt. Nie so ausufernde Dialoge, Spannungsszenen, Drehungen und Wendungen wie in einem Roman oder in einer Theaterinszenierung. Warum war das nicht immer so? Dann würde sie fürs Träumen Eintrittsgeld bezahlen! Sogar bei Alpträumen. Ja, das musste sie unbedingt notieren. Die Namen und Fakten fingen schon an zu verblassen. Wie war das noch mal? Ideenschmetterlinge und Zergesser? Thalamiten und Egozetten? Grillos und Irrschatten? Bei klarem Verstand wäre sie doch nicht mal auf diese Namen gekommen.

Ganz schön irre, zu was dieser graue Schwamm in ihrem Schädel in der Lage war, wenn man ihm mal ein paar Wochen den Schlaf entzog. Vielleicht sollte sie das öfter machen. Ob ihr dann jedes Mal so eine brauchbare Figur wie Havarius Opal einfiel?

Und da waren sie schon wieder, die schmerzlosen Stiche! Jetzt erinnerten sie Dylia an das Gefühl, das einen überkommt, wenn man in einem Buch, welches einen wirklich alles andere hatte vergessen lassen, plötzlich das Wort ENDE auf der letzten Seite lesen musste. Aber auch dieser Vergleich war nicht stark genug.

Wie lebensecht der Nachtmahr in ihrem Traum auf sie gewirkt hatte! Ach was, lebensecht – eher das Gegenteil. Das war doch komplett anders und viel besser als die banale Realität gewesen, die sie jetzt wieder umgab. Traumhaft im besten Sinne, unwirklich und viel interessanter als die vertraute Wirklichkeit. Allein seine Farben! Wie sehr hatte seine Gesellschaft sie im Traum verstört und genervt, und wie gerne würde sie ihn jetzt nur noch einmal sehen, schon wegen der changierenden Farben seiner verrückten Schuppenhaut. Zugegeben, seine Stimmungen und Charakterzüge hatten genauso willkürlich gewechselt. Aber eben das machte ihn ja so interessant. Die Unberechenbarkeit. Als würde man mit einer giftigen Schlange im Bett schlafen. Alles andere als ein Vergnügen, aber auch bestimmt niemals langweilig. Wie sterbensöde war dagegen die Zuverlässigkeit ihrer Diener und ihrer Familie! Dylia musste jetzt schon beim bloßen Gedanken daran gähnen. In keiner Gesellschaft hatte sie sich bisher jemals so amüsiert wie in der des unhöflichen und taktlosen Gnoms. Und jetzt musste sie sich wieder mit langweiligen Hofschranzen und Familienmitgliedern und ihren zementierten

Benimmregeln zufriedengeben, sobald sie ihr Schlafgemach verließ. Deren einfallslose Marotten und Witze kannte sie in- und auswendig wie die Ornamente auf ihrer Kissensammlung.

Oh ja, ihre langweilige heimische Umgebung, sie war auch wieder da. Wie gerne hätte sie all das blöde Blattgold und die Luxusmöbel gegen einen schleimigen Gehirntunnel getauscht, in dem Zergesser oder Grillos lauerten. So war es doch, oder? Wer sich in Gefahr begibt, hieß es, der kommt darin um. Aber wer in Sicherheit bleibt, langweilt sich zu Tode. Sollte man mit dem Leben aufhören, nur weil man daran sterben konnte?

Dylia seufzte schwermütig und schubste ein paar hübsche, bunte Kissen aus dem Weg. Die Wirklichkeit hatte sie wieder, na großartig! Jetzt fehlte nur noch ihre bucklige Verwandtschaft, die bestimmt bald aufkreuzen würde. Ob Metus wieder mit dabei war? Oder hatte sie ihn in ihrem Traum vielleicht tatsächlich erledigt? Im Subsumpf beerdigt, ein für alle Mal? Dann wäre diese Reise wirklich für etwas gut gewesen. Doch, es hatte wirklich so ausgesehen, als sei er endgültig in Stücke gerissen worden.

Egal, eins war sicher: Nie wieder würde er sie noch einmal derart ängstigen wie zuvor, das war ein für alle Mal vorbei. Sie musste von nun an nur die Bilder an sein grausames Ende im Subsumpf heraufbeschwören, dann würde er vor ihr schrumpfen wie ein Ballon, aus dem man die Luft ließ.

Ächzend erhob sich die Prinzessin aus ihrem Bett und stellte dabei fest, dass ihr jeder Muskel im Leib weh tat. Muskelkater! Vom Schlafen! Wie komisch war das eigentlich? Wie Durst vom Trinken oder Hunger vom Essen. Aber er war da, so ausgeprägt, besonders in den Schultern, als sei sie hundert Runden Schmetterlingsstil im Schlossgraben geschwommen. Geschwommen? Wenn schon, dann *geflommen*, bitte! Dylia musste lachen.

Flimmen! Ein Friedhof des Bunten Humors! Geistgeister. Eine riesige Spinne im diamantenen Netz. Die Große Fissur. Wer denkt sich denn so einen Quatsch aus? War sie selbst das gewesen – unter Drogeneinfluss womöglich? Testeten die Hofalchemisten vielleicht wieder irgendwelche experimentellen Schlafmittel an ihr, die sie ins Essen mischten? Mit halluzinogenen Nebenwirkungen? Von selbst kam sie doch sonst nicht auf derart abstruse Ideen! Konnte ihr Vorstellungsvermögen noch Fortschritte machen? Kann man Einfallsreichtum trainieren? Oder wurde sie gerade tatsächlich langsam verrückt, was ja eines der Hauptmotive ihres Traumes gewesen war. Überhaupt eine interessante Frage: Kann man vom Träumen wahnsinnig werden? Und wie spät war es eigentlich?

Dylia war endlich aufgestanden und wankte durch ihr majestätisch geräumiges und halbdunkles Schlafzimmer. Draußen herrschten noch die Lichtverhältnisse einer Vollmondnacht, aber es schien bereits zu dämmern. Ach so: Vollmond, alles klar! Jetzt wusste sie wenigstens, woher die heftige Träumerei kam.

Wenn sie wissen wollte, wie spät es genau war, musste sie sich in den Flur des Schlosses begeben, denn aus ihrer direkten Umgebung hatte die Prinzessin sämtliche Uhren verbannt, seitdem der Morbus ihren Lebensrhythmus durcheinandergebracht hatte und normale Uhrzeiten ihr gleichgültig geworden waren. Sie lebte nun lieber nach ihrem eigenen Zeitgefühl.

Es war jetzt nicht mehr viertel vor fünf oder sechzehn Uhr dreißig, sondern *Aufstehzeit* oder *Teetrinkzeit*, *Hinlegezeit* oder *Briefschreibzeit* – so oder ähnlich hießen jetzt ihre zeitlichen Maßeinheiten. *Krankfühlzeit* und *Nichtsokrankfühlzeit*. Jetzt war wohl *Aufstehzeit*, auch wenn sie sich eher nach *Liegenbleibzeit* anfühlte.

Dylia schleppte sich stöhnend zum Ankleidezimmer, gebeugt und humpelnd wie eine alte Vettel mit Hexenschuss, derart schmerzten ihre Glieder, jedes einzelne. Besonders die Waden, als sei sie unter der Bettdecke meilenweit gewandert, auf unstemmendem Grund.

Hirnboden, genau! Unsteter geht's gar nicht, eine Besteigung des höchsten Berges des Planeten Conatio war ein Klacks dagegen! So eine strapaziöse mentale Reise hatte sie vorher noch nie gemacht, ohne Zweifel.

Dylia öffnete die Tür zum Ankleidezimmer und hielt sich dabei ächzend den Rücken. Sie bemerkte mit Erstaunen, dass in dem Raum Kerzen brannten. Das war seltsam, denn sie war vollkommen sicher, den Leuchter des Ankleideraumes vor dem Zu-Bett-Gehen gelöscht zu haben. War schon einer der Domestiken da, um ihre Tagesgarderobe bereitzulegen?

»Hallo!«, rief Dylia vorsichtshalber, um niemanden zu erschrecken. Lieber wäre sie noch ein paar Minuten mit sich allein geblieben, um den Resten des verrückten Traumes nachzuhängen. Sie ging zögernd einen Schritt in den Raum hinein – und wäre vor Schreck beinahe gleich wieder zurückgesprungen. Stattdessen erstarrte sie. Das Herz schlug ihr zum Hals heraus, und ihr Atem stockte. Auf dem Stuhl vor ihrem Ankleidespiegel saß eine gebeugte, kleine Gestalt mit dem Rücken zur Prinzessin und las in einem Buch. Das war keiner der livrierten Domestiken. Und auch kein anderer der Schlossbewohner, denn niemand von denen besaß eine alptraumfarbene Haut.

Die verkrümmt hockende Kreatur auf dem Stuhl ließ das Buch sinken und drehte aufreizend langsam den Kopf zu Dylia. Es war Havarius Opal, und er grinste sein unverschämtestes Grinsen.

»Aah – endlich wieder bei Besinnung?«, begrüßte er sie aufgeräumt und klappte das Buch zu. »Ich hatte keine Ahnung, ob es eine Ohnmacht oder nur Erschöpfungsschlaf ist. Da dachte ich, ich gehe lieber nach nebenan und schlage ein bisschen die Zeit tot. Lese eine Runde oder so. Bis du wieder erwachst, woraus auch immer.«

Dylia wankte ein wenig hin und her, her und hin, fing sich aber wieder und bemühte sich, Haltung zu bewahren. Jetzt bloß nicht ohnmächtig werden! Obwohl das nun wirklich mal ein passender Anlass wäre, es zu tun.

Zuerst hatte ihr Herz tatsächlich einen kleinen Hüpf gemacht und sie gerade noch einen Freudenschrei unterdrückt. Aber jetzt hieß es nicht nur Haltung, sondern auch Würde zu bewahren. Das war doch sowieso offenbar nur ein Traumrest. Die letzte somnambule Halluzination einer wilden Nacht. Gleich würde sich die Gestalt auf dem Stuhl in Rauch auflösen oder verblassen, und dann war sie endlich richtig wach. Dylia rieb sich die Augen. Aber die Erscheinung verschwand nicht.

Der Gnom glotzte sie weiter mit kreisrunden Augen an, und sie hatten genau dieselben verschiedenen und leuchtenden Farben wie in ihrem Traum: Lila und Gelb. Nein, das war kein Schlafrest. Das war keine Halluzination. Das war ohne jeden Zweifel ihr ganz persönlicher schlimmster Alptraum. Das war Havarius Opal.

Dutzende von Fragen schossen ihr durch den Kopf, und von allen möglichen entschied sich Dylia ausgerechnet für diese: »Waa ... was liest du denn da?«

Der Nachtmahr stutzte und hob das Buch vor seine Augen. »Ja, was lese ich denn da?«, fragte er zurück. Er glotzte die Vorderseite des Buches an.

»Äh ... Mein ... ge ... gehei ... mes ... Traum... äh ... *tagebuch* steht da«, las er mühsam ab. »Von ... von Prinzessin Dylia. Was dich wohl zur Autorin dieses Buches macht. Schöner Einband.« Er sah näher hin. »Und, öh ... hier unten ist noch ein Aufkleber! Was steht denn da drauf, handgeschrieben in kindlicher Schönschrift? Äh, da steht: Finger weg – sonst Kopf ab!« Der Gnom lachte meckernd. »Ganz schön monarchistisch, wie? Gleich wieder mit dem Henker drohen: Rübe runter!« Er machte mit dem Zeigefinger eine Schnittbewegung über seinen Kehlkopf.

»Leg das sofort wieder hin!«, befahl Dylia barsch. »Das sind meine intimsten Aufzeichnungen.« Sie wartete noch ein paar Augenblicke vergeblich darauf, dass das Alptraumbild doch noch verblassen würde. Aber das Gegenteil war der Fall: Je länger sie hinsah und je wacher sie wurde, desto klarer und schärfer wurde die Erscheinung des Gnoms. Diese Farben! Hatte sie sich nicht gerade noch gewünscht, sie noch einmal wiederzusehen? Sie sollte etwas vorsichtiger mit ihren Wünschen sein.

»Du träumst ja ganz schön schräge Sachen«, grinste der Gnom und klopfte mit den bunten Knöcheln auf das Buch. »Ein Traum handelt davon, dass du in einem Huhn wohnst. Ziemlich irre, oder? In einem anderen hältst du das ganze Universum wie eine Münze in deiner Hand. Höhö! Ist das schon Größenwahn oder war es nur ein sehr kleines Universum?« Er lachte. »Oder dieser Alptraum von den dürrn Pferden, die dich beobachten, während du von Flammen schmerzlos verbrannt wirst. Huuh! Der gefällt mir besonders gut!« Er wedelte mit der bunten Hand in der Luft. »So morbide!«

Er blätterte weiter im Tagebuch. »Du bist eine ausgesprochen begabte Traumarchitektin, weißt du das? Als freischaffender Nachtmahr könntest du glatt Karriere machen mit so einer Phantasie! Und dann dieser andere Traum, wo du davon träumst, dass dir Querflöten aus Marzipan aus den Ohren wachsen! Den finde ich sogar ...«

»Leg das sofort hin!«, befahl Dylia, jetzt in bedeutend schärferem Ton. »Was zum Henker machst du hier?«

»Wie meinst du das?«, fragte der Gnom verdutzt zurück. »Lass doch mal den Henker aus dem Spiel! Ja – was mache ich wohl hier? Ich ruhe mich ein bisschen aus. Von unserer strapaziösen Reise, mein Kind. Schon vergessen? Der Thalamus? Die Zergesser? Der Subsumpf? Amygdala? Und das ewige Flimmen? Ich darf doch wohl auch ein wenig verschnaufen, oder? Nach all dem, was wir zusammen erlebt haben! Oder gilt Erholungsbedarf nur für erschöpfte Prinzessinnen?« Er schürzte schmolend die dicke Unterlippe.

Dylia wurde schwindelig, sie musste sich an der Kommode aufstützen. Der Schock wich, und erst jetzt überkam sie die Erkenntnis. »Du bist hier ...«, sagte sie leise. »Du bist tatsächlich hier.«

»Ja«, antwortete Opal. »Dank dir, meine Liebe! Eine Seifenblase aus Zwielflichtzwergen als Passage zurück in die Realität! Das war eigentlich deine Idee, das weißt du doch, nicht wahr? Und sie hat funktioniert.«

»Das kann doch alles nicht wahr sein ...«, murmelte Dylia. »Ich schlafe also immer noch.«

»Ach, du meine Güte!«, ächzte der Gnom und verdrehte die Augen. »Geht das jetzt wieder los? Ich dachte, das hätten wir hinter uns. Nein, du schläfst nicht. Und du träumst nicht. Mach dir keine Illusionen! Du bist immer noch schlaflos. Nach, äh, wie war das? Achtzehn Tagen und Nächten? Mittlerweile neunzehn? Egal, was auch immer: Du – schläfst – nicht! Soll ich dich noch mal kneifen?«

Dylia wich zurück und hielt schützend mit einer Hand die Stelle an ihrem Arm, wo jetzt ein großer blauer Fleck war. »Moment mal? Ein blauer Fleck?«, dachte Dylia. Sie sah noch einmal hin. Tatsächlich: Da, wo der Gnom sie gekniffen hatte, als sie vor der Großen Fissur standen, war jetzt ein deutlich sichtbarer Bluterguss. Zumindest das hatte sie also nicht geträumt.

»Du bist hier ...«, wiederholte Dylia noch einmal. Sie wirkte fahrig und desorientiert und vermied es, den Gnom anzusehen. »Du bist tatsächlich hier.«

»Ja, das bin ich«, antwortete der Gnom. »Du erwähntest es bereits. Wo denn sonst? Gewöhn dich endlich dran! Du hattest deine große Chance, mich loszuwerden. Eine? Ach was! Mehrere. Aber nein! Nein. Du musstest mich mit zurück in deine Realität zerren.« Opal seufzte schwermütig. »Versteh mich bitte nicht falsch! Ich will deine Verdienste nicht schmälern. Und wenn ich so was wie dankbar sein könnte, dann würde ich das sein. Ehrlich! Aber das ist nun mal nicht meine Natur. Und meine Entscheidungen waren das nicht. Du hast mir ein ums andere Mal meinen bunten Hintern gerettet – und jetzt musst du eben mit der Konsequenz leben: mit mir!« Er sprang von seinem Sitzplatz und machte seine Lieblingsgeste: Er breitete die Arme aus.

Dylia torkelte zu dem freigewordenen Stuhl und setzte sich. Sie sah sich selbst im Spiegel, zum ersten Mal seit längerem, mit gründlich zerzaustem Haar von den Ereignissen der Reise.

»Wie sehe ich denn aus ...?«, ächzte sie. »Völlig zerfleddert. Und jetzt ist mir schlecht.«

»Kein Wunder!«, meinte der Gnom. »Nach allem, was wir durchgemacht haben! Mir müsste eigentlich auch schlecht sein, aber ich weiß gar nicht, wie das geht.«

Dylia betrachtete weiter skeptisch ihr Spiegelbild. Die Reise durch ihren eigenen Kopf hatte noch andere Spuren hinterlassen. Ihr Antlitz sah bleich und erschöpft aus, die Bereiche um ihre Augen waren mit Schattenfarbe so dunkel geschminkt wie selten zuvor. Und diesmal hatte sie wirklich allen Grund, sich Sorgen um ihre geistige Gesundheit zu machen. Wäre sie jetzt alleine gewesen, dann hätte sie sich wohl die traditionelle Frage gestellt: »Ich werde doch nicht etwa ... wahnsinnig?« Aber diesmal hätte keinerlei Ironie darin gelegen. Sie war tatsächlich auf dem besten Weg in die geistige Umnachtung, dank diesem hartnäckigen Gnom.

»Kannst du nicht einfach weggehen?«, fragte sie Havarius direkt. »Einfach verschwinden, wie es selbst der lästigste Besuch irgendwann tun würde?« Sie war einfach zu ausgelaugt, um höflich oder ironisch zu sein. Sie wollte nur noch Ruhe. Ihre gute alte Einsamkeit.

»Ich habe dir doch jetzt oft genug gesagt, dass das so einfach nicht geht«, antwortete Opal kopfschüttelnd. »Wo ist dein flexibles Auffassungsvermögen geblieben? Dein Sinn für bunten Humor?«

Dylia blickte weiter in den Spiegel. Ihre Verstörung machte gerade Platz für etwas Anderes. Irgendetwas geschah hinter diesen dunkel geränderten Augen. »Na schön«, sagte sie entschlossen. »Dann werde ich also tatsächlich verrückt. Ich werde wahnsinnig.«

»Ja, das ist schon ziemlich irre ...«, sinnierte der Gnom. »Da entkommt man mit Mühe und Not aus Amygdala – und muss im eigenen Schlafzimmer den Verstand verlieren. Aber so ist das nun mal. Es ist meine Pflicht. Und es ist dein Schicksal.« Er zuckte bedauernd mit den Schultern. »Da müssen wir durch. Gemeinsam.«

Dylia erhob sich vom Stuhl. »Ich muss mich erst mal wieder hinlegen«, sagte sie leise und wankte in ihr Schlafzimmer zurück, wohin der Gnom ihr hartnäckig folgte. Dort warf sie sich mit geübtem Schwung aufs Bett und stopfte ein dickes Kissen unter ihren Kopf. »Dann soll es wohl so sein«, sagte sie fatalistisch. »Aber auf eines kannst du dich verlassen: Ich werde nicht den einfachen Weg wählen.«

»Du wirst nicht springen?«, fragte Havarius und legte den Kopf schief

»Nein«, sagte Dylia. »Den Gefallen tue ich dir nicht.«

Der Gnom starrte die Prinzessin lange und ausdruckslos an. Dann entspannten sich seine Züge, und ein breites Lächeln ging quer durch sein buntes Gesicht. Opals Augen

funkelten wie ferne Leuchtturmfeuer. »Weißt du was?«, fragte er. »Weißt du was, Prinzessin? Du machst dir ja gar keinen Begriff davon, wie sehr mich das erleichtert.« Er legte eine Hand aufs Herz und wischte sich mit der anderen den imaginären Schweiß ab. »Puuh!«, machte er. »Kein Sprung. Gute Entscheidung.«

»Ach ja?«, sagte Dylia spitz. »Es ist dir lieber, mich in den Wahnsinn zu treiben als in den Tod? Dann bin ich ja beruhigt!« Sie lachte freudlos. »Aber na gut! Du kannst gerne versuchen, mich verrückt zu machen. Und es wird dir wahrscheinlich auch gelingen – das Zeug dazu hast du ja, das weiß ich jetzt aus eigener Erfahrung! Aber glaub ja nicht, dass ich es dir nur eine Sekunde lang leicht machen werde.«

»Das will ich doch hoffen!«, feixte Opal. »Ich kann es kaum abwarten! Deine hartnäckige Gegenwehr. Unsere schonungslosen Streitgespräche. Deine ätzenden Beleidigungen! Deine erniedrigenden und taktlosen Bemerkungen über mein Aussehen! Ich sehe allem mit den höchsten Erwartungen entgegen. Du wirst dir ganz neue Schimpfwörter für mich ausdenken, darauf wette ich! Du wirst jede denkbare Gegenstrategie ausschöpfen. Wir werden uns bekriegen und hassen wie die Pest. Das wird großartig.« Er rieb sich die Hände.

»Das würde dir Spaß machen?«, fragte Dylia. »Meine Gegenwehr?«

»Natürlich!«, sagte Opal. »Ich bin ein Nachtmahr. Schon wieder vergessen? So ticken wir nun mal. Immer gegen den Uhrzeigersinn.«

»Na schön«, sagte Dylia trotzig. »Dann läuft es eben anders. Von Anfang an. Ich werde nett zu dir sein. So nett, wie noch nie jemand zu dir gewesen ist.«

»Das würdest du mir antun?«, fragte der Gnom enttäuscht. Er stampfte mit dem Fuß auf. »Du schreckst vor nichts zurück, was?« Dann grinste er wieder. »Ich wusste es! Es geht schon los. Das nenne ich Kampfgeist! Wir werden einen Riesenspaß haben. Das wird ein Gemetzel.«

»Das gefällt dir jetzt auch?«, fragte Dylia irritiert.

»Ich hab's dir doch gesagt: So läuft das Spiel. Du kannst nicht gewinnen. Ich kann nicht verlieren. Alles, was du von diesem Punkt an machst, richtet sich gegen dich. Ich habe die Regeln nicht gemacht.« Opal zuckte mit den Schultern. »Willst du vielleicht mal die Wachen reinrufen?«, schlug er vor. »Und sehen, wie sie mich *nicht* sehen können? Das wird lustig.«

»Nein danke!«, antwortete Dylia. »Das kann ich mir vorstellen. So weit reicht meine Phantasie gerade noch.«

Opal setzte sich auf das Bett und blickte die Prinzessin mit einem Ausdruck an, den sie nicht deuten konnte. Etwas Boshafes konnte sie darin jedenfalls nicht ausmachen.

»Das war eine tolle Reise, wirklich!«, schwärmte der Gnom. »Ich habe ja auch einiges gelernt. Sehr viel sogar. Und ich habe dir manches zu verdanken. Wir beide in deinem Gehirn! Das war ein Ding, was? Wir haben einen Knoten in die Zeit gemacht, wir zwei. Stimmt's?«

»Wie bitte?«, schnappte Dylia empört. »Jetzt werd bloß nicht sentimental! Oder anbiedernd. *Du* hast dir höchstens einen Knoten in die Unterlippe gemacht! Wenn schon, dann habe ich eine Schleife in einen Regenbogen gemacht! Eine nach der anderen. Ich hab dich vor der Spinne beschützt! Vor der Annullierung bewahrt! Aus der Großen Fissur gerettet! Also komm mir nicht mit *wir*, Freundchen! Oder mit *du und ich*.«

»Ja, ja.« Der Gnom nickte schuldbewusst und senkte den Kopf. »Ich begreife deine Verbitterung. Ich verstehe deinen Zorn. Ich habe keine besonders gute Figur abgegeben auf unserer Reise, nicht wahr? Die einzige Entschuldigung, die ich dafür liefern kann, ist, dass auch in dieser Hinsicht für Nachtmahre andere Maßstäbe gelten. Heldenhaftigkeit gilt bei uns nicht gerade als Tugend, weißt du? Hinterhältigkeit – ja. Draufgängertum – nein. Auch Rücksichtslosigkeit steht bei uns in hohem Ansehen. Insofern bin ich ein Opfer meiner Erziehung. Ich bitte also um mildernde Umstände.« Er sah Dylia mitleidheischend an. »Ja – du hast mich mehr als einmal gerettet. Und zum Dank will ich dir jetzt den Verstand rauben. Nett sein geht anders! Aber versteh es doch endlich: Das ist nun mal meine Natur! Können wir nicht trotzdem als Freunde scheiden?«

Zuerst war es nur ein Gefühl. Oder vielleicht auch ein Gedanke. Jedenfalls etwas, das man nicht mit den normalen Sinnen wahrnimmt, nicht sehen oder hören oder wittern kann. Wenn Dylia es mit einem Wort hätte benennen müssen, dann wäre es vielleicht *Vertrautheit* gewesen, die sie plötzlich den Kopf heben und über Opals Geschwätz hinweghorchen ließ. Aber da war nichts. Enttäuscht ließ sie den Kopf wieder sinken.

»Wir werden uns noch oft streiten«, kündigte der Gnom stolz an. »Oh ja! Wie ein altes Ehepaar. Das ist so romantisch! Ich freue mich schon auf all die Versöhnungen. Die werden das starke emotionale Band zwischen uns noch enger zurren.« Er seufzte behaglich. »Lass uns die guten Seiten daran sehen! Wir haben so viel zusammen vor! Es wird sein wie ein langes improvisiertes Theaterstück mit vielen überraschenden Wendungen. Ich wette, dein Improvisationstalent ist inspirierend. Wir werden uns zu ungeahnten Höhepunkten der psychologischen Kriegsführung aufschaukeln. Und gegenseitig das Schlechteste aus uns herauskitzeln.« Opal rieb sich in unverhohlener Vorfreude die bunten Hände. Das blubbernde und glucksende Geräusch, das plötzlich leise und hintergründig den Raum erfüllte, schien er überhaupt nicht zu bemerken.

Dylia hob wieder den Kopf. Doch, da war etwas! Veränderung lag in der Luft, und sie hatte nur am Rande mit der Morgendämmerung zu tun. Sie spürte die vertraute Präsenz mit ihrem sechsten Sinn, so wie man einen angenehmen Schauer verspürt, eine frohe Botschaft erfährt. Aber sie wusste immer noch nicht, *was* es war.

»Meine vordringliche Aufgabe«, schwafelte Opal weiter, »wird es sein, dich wach und schwach zu halten. Schlafentzug ist ein sehr wirkungsvolles Mittel zur geistigen Zerrüttung. Dafür gibt es auch andere Wege: ständige Anwesenheit meinerseits und

ununterbrochene verbale Belästigung vor allen Dingen. Das wirkt besser als die Wasserfolter, die euer Scharfrichter sicher regelmäßig praktiziert.«

Dylia wollte den Gnom gerade darüber aufklären, dass sie mit Foltermethoden des königlichen Scharfrichters genauso viel zu tun hatte wie mit den Experimenten des königlichen Alchemisten, nämlich gar nichts, als sie über Opals Schulter plötzlich einen Blick auf die Ursache ihres geheimnisvollen Wohlbefindens erhaschen konnte. Sie sah alles zuerst noch etwas verschwommen. Dann aber, als sie nach einem Blinzeln zum zweiten Mal hinschaute, war alles ganz klar und deutlich: Es war ein Zwielichtzwerg, der scheinbar orientierungslos über die Bank des großen Fensters torkelte.

»Die nächste Stufe«, schwadronierte der Gnom indes unbeirrt weiter, »so wurde es uns an der Nachtmahrschule beigebracht, sind die *irregulären Erscheinungen*. Das heißt: Ich werde zeitweise verschwinden, um in dir die trügerische Hoffnung zu erwecken, dass ich tatsächlich weg bin, um dann genau in dem Augenblick wieder aufzutauchen, wenn du am wenigsten damit rechnest. Das ist eine Kunst für sich.« Er räusperte sich künstlich. »Ich hoffe, du wertest es als ein Signal meiner Fairness, dass ich dir meine Methoden schon im Voraus verrate. Rein psychologisch wird es dir erst mal helfen, mit der Situation klarzukommen. Aber auf lange Sicht bringt es dir natürlich überhaupt nichts.«

»Natürlich!«, nickte Dylia, »es ist wie mit dieser Möglichkeit, dich zum Verschwinden zu bringen. Du verrätst es mir, aber ich kann nichts damit anfangen. Sehr kulant.«

»Ja, genau«, sagte Opal. »Eine uralte Nachtmahrstrategie. Wir nennen es *verratloses Verraten*. Man gibt etwas preis, was dem Gegner gar nichts bringt. So ähnlich läuft es beim Rabatt. Man lockt die Kundschaft, indem man auf alles zehn Prozent Ermäßigung gibt. Natürlich hat man die Preise eine Woche vorher schon um zehn Prozent erhöht.« Der Gnom lachte hämisch.

Jetzt konnte Dylia noch einen zweiten Zwielichtzwerg sehen, der direkt am Fenster stand und gierig das Licht der aufgehenden Sonne trank, das jetzt durch die Scheiben fiel.

Sie setzte sich im Bett auf und sah sich im Zimmer um. Sie entdeckte einen dritten Zwerg, der auf dem Tisch vor dem Fenster genüsslich in einer Lichtpfütze badete. Einen vierten direkt daneben, der scheinbar sinnlos im Kreis torkelte.

Opal konnte ihre Anwesenheit gar nicht bemerken, weil er mit dem Rücken zu dem Schauspiel saß und seinen Blick auf die Prinzessin geheftet hielt. Also hielt Dylia den Mund.

»Die dritte Stufe«, dozierte er weiter, »ist dann eine Mischung aus den vorherigen Techniken: Eine Abwechslung von Dauerpräsenz mit starker körperlicher Nähe – du kennst das ja schon vom Hocken auf deinem Brustkasten im Schlaf – sowie vorübergehender Abwesenheit und überraschenden Erscheinungen. Also etwa unter der

Bettdecke, hinter dem Vorhang, unter dem Tisch, im Kleiderschrank und so weiter. Es hat übrigens keinen Zweck, sich das jetzt zu merken, um solche Erscheinungen vorher zu ahnen. Ich werde es so abwechslungsreich und unerwartet gestalten, dass es jedes Mal eine echte Überraschung wird. Darin bin ich besonders gut. Auch das lernen wir in der Nachtmahrschule.« Opal lächelte bei dieser Reminiszenz an seine Schulzeit.

Der Raum war mittlerweile voll mit Zwielichtzwerge. Sie waren plötzlich anwesend, wie aus dem Nichts materialisiert.

Dylia fand es seltsam, dass der Gnom sie auch jetzt nicht zu bemerken schien, denn einige von ihnen tummelten sich mittlerweile in seinem Blickfeld. Aber er schenkte ihnen keinerlei Beachtung. Etwa, weil er sie schlicht und einfach nicht sehen konnte? Sonst hätte er sich doch anders verhalten. Waren sie exklusiv für Prinzessin Dylia hierhergekommen? Wenn dem so war, dann fühlte sie sich geschmeichelt – aber was gab den Anlass ihres zahlreichen Erscheinens in der Realität?

Binnen kürzester Zeit tauchten weitere bunte Zwerge auf. Sie kamen einer nach dem anderen hinter Vorhängen und Schränken hervor oder materialisierten sich einfach mitten in der Luft. Sie schwebten über ihrem Bett, liefen auf dem Teppich herum oder torkelten unbeholfen über die vielen Kissen. Sie waren eigentlich alle da – nur Tardatius, der ewige Zuspätkommer ließ sich wie gewöhnlich nicht blicken. Waren sie nur gekommen, um zu zeigen, dass sie für Dylia da waren? Das schien der einzige Grund für ihre Anwesenheit zu sein. Ihre Gedanken waren ihre besten Freunde, hatte Dylia selber immer gesagt. Die Zwerge hatten ihn jedenfalls bewältigt, den gefährlichen und verlustreichen Weg als Geistgeister durch die Korridore ihres schlafenden Gehirns, ohne sich darin zu verirren oder von Gedankenfressern, dem Subsumpf oder Grillos erledigt zu werden – und sie hatten sogar das dunkle Herz überstanden. Das waren ihre Zwielichtzwerge, die durchs Feuer gegangen waren, Spitzengedanken der zähesten Art.

»Du machst ein Gesicht, als würdest du Gespenster sehen«, sagte Opal mit besorgt klingender Stimme. »Willst du nicht langsam mal etwas zu dir nehmen? Ein kleines Frühstück vielleicht? Einen Tee wenigstens?«

»Findest du es nicht auch seltsam«, fragte Dylia zurück, »dass die Zwielichtzwerge sich nicht blicken lassen? Um diese Tageszeit sind eigentlich immer ein paar von ihnen da.«

»Siehst du denn keine?«, erkundigte sich der Gnom.«

»Äh ... nein ...«, log Dylia.

»Tja, ich auch nicht. Aber ich weiß auch gar nicht, ob ich sie außerhalb deines Gehirns überhaupt sehen kann. Das ist wahrscheinlich exklusiv dir vorbehalten. Es sind ja schließlich *deine* Gedanken.«

»Meinst du, so funktioniert das?«, fragte die Prinzessin. »In meinem Gehirn konntest du sie sehen, hier aber nicht?«

»Ich glaube schon. Aber wenn du jetzt ebenfalls keine siehst, dann haben sie es vielleicht wirklich nicht geschafft und sind im dunklen Herz der Nacht zurückgeblieben.«

»Ja«, sagte Dylia. »Das ist durchaus möglich. Traurig, nicht wahr?« Sie betrachtete die umhertollenden Zwerge und konnte ein Lächeln nur schwer unterdrücken. »Aber du hast recht!«, sagte sie dann. »Ich muss mal etwas zu mir nehmen. Wahrscheinlich ist mir deswegen so schlecht. Ich rufe nach den Domestiken und bestelle ein Frühstück. Willst du dich verstecken?«

»Das ist nicht nötig.« Opal grinste. »Sie sehen mich sowieso nicht.«

»So wie du die Zwielichtzwerge nicht sehen kannst«, dachte Dylia. »Jeder sieht nur das, was ihm gebührt.« Laut fragte sie: »Wie, äh, wirke ich eigentlich?«, und tastete besorgt nach ihren Haaren. »Ist meine Frisur sehr derangiert?«

»Es, öh, geht so«, sagte der Gnom vorsichtig und spitzte die Lippen. »Wenn man das Ausmaß der vorhergehenden Ereignisse bedenkt, eigentlich völlig dementsprechend.«

»Also unmöglich!«, schlussfolgerte Dylia. »So kann ich mich nicht zeigen. Dann möchte ich mich ein wenig zurechtmachen. Als Prinzessin habe ich eine gewisse Vorbildfunktion und einen Ruf zu verlieren. Du glaubst nicht, wie tratschsüchtig diese Hofschranzen sein können.« Sie deutete auf die Verbindungstür. »Würdest du so freundlich sein, mir meine Bürste aus dem Ankleidezimmer zu holen? Ich fühle mich zu schwach, um selber zum Spiegel zu gehen.«

»Aber klar doch, Prinzessin!«, rief der Gnom. »Du kannst mich ab jetzt wie den letzten Domestiken behandeln, das ist doch selbstverständlich.«

»Na schön, dann gehe ich eben selbst«, sagte Dylia. Sie machte Anstalten, sich ächzend aus dem Bett zu erheben. »Entschuldige vielmals, dass ich ...«

»Nein, nein!«, unterbrach der Gnom. »Bleib bloß liegen! Ich hol deine Bürste ja! Ich habe das völlig im Ernst gesagt. Ohne Ironie, wirklich! Ich bin ab jetzt dein unterwürfigster Diener.«

Dylia lehnte sich zurück und lächelte mokant. »Um dein Gewissen zu entlasten, was? Schade nur, dass du keins hast.«

»Es geht schon los mit unserem Kleinkrieg«, grinste Opal, als er sich ins Ankleidezimmer begab. »Ich sag's ja: Das wird ein Riesenspaß.«

»Wirst du mich eigentlich in die Klapsmühle begleiten?«, fragte Dylia. »Ich meine, wenn du es geschafft hast, mich ... du weißt schon.« Sie machte mit dem Zeigefinger eine kreiselnde Geste an ihrer Schläfe.

»Äh, nein«, antwortete der Gnom, während er durch die Tür ging. »Leider nicht. Da hört der Spaß für mich auf und fängt für dich erst an ... Welche Bürste meinst du denn? Die hier an dem Haken an der Wand hängt?«

»Nein!«, rief Dylia. »Das ist die Kleiderbürste.«

»Ach so«, antwortete Opal. »Ich kenne mich mit Haaren nicht so aus.«

Sobald der Gnom das Zimmer verlassen hatte, fingen die Zwielfichtzwerge augenblicklich an, sich freier und ausgelassener zu bewegen. »Auch wenn Opal sie nicht sehen kann«, dachte Dylia, »nehmen sie ihn doch offensichtlich wahr. Sie scheinen seine vorübergehende Abwesenheit regelrecht zu feiern.«

Die meisten Zwerge erhoben sich hüpfend oder schwebend in die Luft, segelten in kleinen Gruppen herum und formierten sich zum Ringelreihen. Waren das Tänze, die sie da zelebrierten? Oder waren es Flugmanöver? Schwer zu sagen.

Dylia verfolgte fasziniert und neugierig all ihre Aktionen. Zuerst sahen ihre Handlungen noch planlos aus, aber die Prinzessin bemerkte rasch, dass ein System oder sogar ein Ziel dahinterzustecken schien. Anfangs torkelten und wankten sie nur wie angetrunken auf den Tischen, Teppichen und Kissen herum. Dann gingen ihre Bewegungen in ehrgeizloses Hüpfen auf der Stelle über, wie wenn Kinder seilspringen. Schließlich wurden ihre Sprünge immer energischer, bis Dutzende von ihnen durch die Luft flogen oder in großen Sätzen hin und her sprangen wie Gummibälle. Sie machten den Eindruck von Tänzern, die vor der Arbeit ihre Muskulatur aufwärmten, konzentriert und planvoll.

Dylia glaubte sogar, vereinzelte leise Jauchzer und spitze Schreie des Vergnügens zu vernehmen. Schließlich blieben die meisten von ihnen ganz in der Luft und ließen sich in den Strömungen, von denen sie erfasst wurden, umherdriften. Manche schwebten kopfüber durch die Gegend, andere mit weit ausgebreiteten Armen oder paddelnd wie beim Rückenschwimmen. Dylia hatte fast den Eindruck, sie befände sich unter Wasser, am Grunde eines verzauberten Teiches voller Wassergeister.

Dann formierten sich die Zwielfichtzwerge über dem Bett und begannen, sich gemeinschaftlich im Kreis zu drehen. Plötzlich war auch Tardatius da, der ewige Zuspätkommer. Er war wie alle anderen aus dem Nichts aufgetaucht und hatte sich in den Reigen eingereiht, Dylia erkannte ihn deutlich an seiner monochromen zartrosa Färbung. Sie rotierten über dem Bett in einem perfekten Kreis und wechselten systematisch die Positionen wie in einem formellen Gesellschaftstanz. Aber das war kein Tanz, was die Zwielfichtzwerge da veranstalteten. Dylia verstand jetzt immer besser, dass es eine Sprache war.

Die Zwerge bildeten Buchstaben und damit Wörter und ganze Sätze, während sie da oben kreisten. »Das ist Kommunikation«, dachte Dylia entzückt. »Das ist die Vermittlung einer Idee. Es ist eine Seifenblasenerfindung.«

»Kann ich sonst noch was mitbringen?«, fragte der Gnom von nebenan. »Vielleicht einen von deinen hübschen Schals? Du hast ja ganz schön viele für einen einzigen Hals.« Er lachte gemein.

»Nein, danke!«, rief die Prinzessin. »Aber du könntest noch meinen Kamm mitbringen. Und ein paar, äh, Haarklammern vielleicht. Die grünen.«

Dylia versuchte Zeit zu gewinnen, denn sie war überzeugt, dass die Zwielightzwerge ihr etwas mitzuteilen hatten. Sie rotierten jetzt immer schneller und tauschten ihre Positionen noch häufiger, als hätten sie es furchtbar eilig, ihr etwas zu vermitteln.

»Stehst du vor dem großen Spiegel?«, fragte sie laut. »Dann müsstest du beides sehen.«

Tardatius löste sich aus dem Kreis. Er schwebte herab, umkreiste dreimal Dylia's Kopf und flog dann dicht an ihr linkes Ohr heran. Er flötete etwas hinein, das fast so klang wie eine der Melodien ihrer Gehirnmusik. Aber es war eine Botschaft, eine Mitteilung, der Teil eines Planes, den ihre Gedankenfreunde ausgeheckt hatten.

Dylia verstand diesmal alles auf Anhieb und erschrak über die Kühnheit und Unverschämtheit des Plans. Dann fasste sie sich gleich wieder. »Ich glaube nicht, dass das funktioniert«, flüsterte sie. »Aber ich werde es versuchen.«

Tardatius flog hinauf zu den anderen Zwielightzwerge und fügte sich wieder in den rotierenden Kreis.

»Hast du was gesagt?«, fragte Opal.

»Äh, nein!«, rief sie zurück. »Das heißt: doch, ja! Ich rede mit mir selbst. Wie gefällt dir das? Ich arbeite bereits an meinem Image als geistesranke Prinzessin.«

»Das ist die richtige Haltung!«, lobte Opal. »Die einzig wahre Einstellung. Wir können das hier mit Würde und Anstand durchziehen. Ich bin da gerne behilflich. Man kann ja auch mit einer gewissen Grazie verrückt werden. Mit Stil.«

Er hatte das Gesuchte offensichtlich gefunden. »Die grünen willst du?«

»Ja!«, rief Dylia zurück. »Und ein paar gelbe. Und eins von den Haarbändern bitte. Ich bin dir ja so dankbar! Ich wüsste jetzt schon nicht mehr, was ich ohne dich machen sollte.«

»Ja, ja«, rief der Gnom zurück. »Jetzt machst du noch Witze darüber. Aber bald wirst du meine Hilfe wirklich brauchen. Und dankbar annehmen.«

Dylia musste sich räuspern, denn ihre Stimme war plötzlich durch ihre Aufregung belegt. Es war eine Seifenblasenidee. Das bedeutete auch, dass sie leicht platzen konnte. »Was, äh, meinst du denn damit?«, fragte sie. »Dass ich anfangs, mir die Schuhe vor den Socken anzuziehen und so was?«

»Zum Beispiel«, antwortete Opal. »Es wird eine Zeit kommen, in der du dich nicht mal mehr ohne Hilfe an deinen eigenen Namen erinnern kannst. Und dann wirst du froh sein, dass ich da bin.«

»Ich kann es kaum erwarten!«, entgegnete Dylia. »Ich, öh, kann jetzt schon spüren, wie mein Keks zerkrümelt. Bald werde ich dich für meinen verstorbenen Flötenlehrer halten und so Sachen, stimmt's? Und mir die Zähne mit Marmelade putzen.«

»Wie gesagt«, rief Havarius, »das Witzereißer wird dir noch vergehen. Aber keine Angst: Ich werde auch dann für dich da sein, wenn dir nur noch zum Heulen zumute sein

wird. Welche Farbe bei den Schleifen? Brauchst du auch eine Spange? Hier liegt alles mögliche Zeug rum.«

»Wo du gerade vor dem Spiegel stehst«, rief die Prinzessin. »Und wir schon dein Spiel spielen – darf ich mir dann eigentlich auch gelegentlich ein Spielchen ausdenken? Nach *meinem* Geschmack? Nur zur Abwechslung?«

»Wieso nicht?«, fragte der Gnom. »Was hast du im Sinn?«

»Du hast doch gesagt, dass du nicht verlieren kannst. Und dass ich gar nicht gewinnen kann. Dann solltest du doch keine Angst vor einem Spiel haben, oder?«

»Ich sagte doch: Warum nicht?«, entgegnete der Gnom generös, »Alles was du willst. Es wird das Vergnügen verlängern. Nur zu!«

»Jetzt gleich?«, rief Dylia. »Ich hätte da schon einen Einfall.«

»Das ist der richtige Geist!«, rief Opal zurück. »Nur zu!«

»Gut«, sagte Dylia. »Siehst du den Spiegel?«

»Ja«, antwortete Opal.

»Und was siehst du darin?«

»Öh ... Verschiedenes. Die Glasscheibe könnte mal wieder geputzt werden.«

»Nun beschreib es schon!«

»Beschreiben? Was ich da im Spiegel sehe?«

»Genau. Das ist Teil des Spiels.«

»Öh ... also Teile des Mobiliars dieses Zimmers zum Beispiel. Das Fenster. Mit dem verblassenden Vollmond darin.«

»Und? Was noch?«

»Äh ... Einen goldenen Kerzenleuchter. Goldene Tapeten. Ziemlich viel Gold überhaupt! Ein bisschen zu viel für meinen Geschmack, aber ...«

»Und sonst siehst du nichts?«, unterbrach Dylia ungeduldig.

»Doch.«

»Was denn?« Dylias Stimme klang angespannt.

»Äh ... den Tisch vor dem Spiegel. Mit dem Kamm und der Bürste.«

»Jaaa ...?« Dylia klang unruhig.

»Noch was? Nein. Ich denke, das war's.«

»Sonst siehst du nichts?«, insistierte die Prinzessin. »Wirklich nicht?«

»Nein«, sagte der Gnom, und es dauerte eine Weile, bis er fortfuhr: »Nur mich selbst.«

»Na also!«, sagte die Prinzessin erleichtert. »Du siehst also dich selbst im Spiegel?«

»Ja, klar. Ich stehe ja direkt davor. Ist doch selbstverständlich, daher habe ich es nicht erwähnt.«

»Und du bist sicher, dass *du* das bist in dem Spiegel?«, bohrte Dylia nach.

»Wie bitte?«

»Du hast mich verstanden. Bist du das in dem Spiegel?«

»Äh ... ja doch. Wer sonst? Ich würde schon vermuten, dass ich das bin. Die Ähnlichkeit ist jedenfalls verblüffend.« Er lachte verunsichert. »Ist das schon das Spiel?«

»Nein. Das Spiel kommt jetzt. Es ist ein Ratespiel.«

»Ach so«, sagte der Gnom. »Ich muss etwas Schweres raten und werde daran scheitern. Du willst mich demütigen.« Er lachte wieder. »Ha! Du schaffst es also schon jetzt nicht mehr, nett zu mir zu sein.«

»Stimmt nicht«, widersprach die Prinzessin. »Es ist eine ganz einfache Frage. Sie lautet: Was ist meine Lieblingsfloskel?«

Der Gnom stutzte. »Deine Lieblingsfloskel? Du meinst eine Redensart, die du gerne benutzt? Eine sprachliche Marotte? So was? Zählen herabwürdigende Bemerkungen über mein Aussehen dazu?«

»Nein.«

»Puh ... äh ... Zum Henker! Das sagst du ziemlich oft.«

»Es muss ein ganzer Satz sein«, präzisierte Dylia.

»Hm ... ein ganzer Satz«, murmelte Opal. »Das ist schwierig ...« Dann hellte sich seine Stimme plötzlich auf. »Halt!«, rief er. »Ich hab's! Das ist sogar ganz einfach!«

»Ach ja?«, fragte Dylia gespannt. »Du hast es?«

»Ach, geh mir doch weg!«, rief der Gnom.

»Wie bitte?«, fragte Dylia.

»Ach, geh mir doch weg! Das ist deine Lieblingsredensart. Mit Abstand. Keine Frage.«

»Tatsächlich?«

»Absolut! Das sagst du am häufigsten.«

»Ist das wahr?«, fragte Dylia noch einmal. »Das sage ich oft? Wie war das noch mal?«

»Ach, geh mir doch weg!«, rief Opal triumphierend ein drittes Mal. »Das ist es. Habe ich jetzt etwas gewonnen?«

»Nein«, antwortete Dylia kühl. »Du hast verloren.«

»Wie meinst du das?«, fragte Opal verdutzt zurück.

»Dann denk mal nach!«, empfahl Dylia. »Darüber, was du gerade gesagt hast.

»Ach, geh mir doch weg ...«, hörte Dylia den Gnom nachdenklich murmeln. Dann vernahm sie ein Geräusch, das sich anhörte, als ob er sich mit der flachen Hand vor die Stirn geschlagen hätte. »Ich ... begegne mir selbst«, sagte er sehr langsam. »Und ich ... ich fordere mich dabei selber auf, zu verschwinden.«

»Richtig«, antwortete Dylia. »Ach, geh mir doch weg. Du hast es sogar dreimal gesagt. Ich habe die Ausstiegsklausel erfüllt. Du musst verschwinden.«

Dylia lauschte. Sie hörte nichts mehr. Kein Geräusch. Kein weiteres Wort, kein Stöhnen oder Seufzen des Gnoms. Nichts. War er tatsächlich verschwunden? War es

tatsächlich so einfach? Sie konnte es kaum glauben.

Dann erschien der Gnom mit hängenden Schultern in der Schlafzimmertür. Sein Blick war ausdruckslos.

Dylia sah ihn enttäuscht an. Es hatte nicht funktioniert. Sie hatte erwartet, dass er mit einem lauten Knall in tausend bunte Scherben zersprang, sich mit einem lauten Zischen auflöste oder so etwas. Unter hysterischem Gelächter verqualmte, wie die bösen Figuren aus den Märchen, wenn sie der Bannfluch traf. Oder dass er sich wenigstens in Luft auflöste oder zu Schleim verflüssigte und zwischen den Ritzen des Bodens versickerte. Und jetzt stand er immer noch da, starrte sie schweigend an und machte gar nichts. Ihre Seifenblasenidee war geplatzt. Die Zwielichtzwerge kreisten immer noch über ihrem Bett, aber Dylia hörte keine Jauchzer und Gluckser mehr.

»Das war ein ziemlich mieser Trick«, sagte Opal. »Das weißt du ja wohl.«

»Der Zweck heiligt die Mittel«, antwortete Dylia. »Das sind Nachtmahr-Methoden. Habe ich von dir gelernt.« Sie seufzte und ließ sich zurück in die Kissen sinken. »Aber was soll's? Hat trotzdem nicht funktioniert. Du bist noch da.«

»Oh, das hat sehr gut funktioniert«, widersprach der Gnom. Er ging mit langsamen und unsicheren Schritten quer durch das Schlafzimmer. Erneut beachtete er die Zwielichtzwerge überhaupt nicht.

»Ach ja?«, fragte Dylia resigniert. »Und warum bist du immer noch hier? Ich weiß, wann ich verloren habe.«

»Nein, das weißt du nicht. Genauso wenig, wie du weißt, wann du gewonnen hast. Du hast nur so viel Pech im Leben gehabt, dass du es kaum glauben kannst, wenn du mal gewinnst«, sagte der Gnom. »Aber du hast gewonnen. Und ich habe verloren. Auf ganzer Linie.«

»Und warum verschwindest du nicht?«, fragte Dylia trotzig.

»Du kannst es wohl kaum erwarten, was?«, entgegnete Opal traurig. »Hast du gedacht, dass ich mit einem Knall zerberste? Oder schmilze und im Teppich versickere? Oder mich in Rauch auflöse, wie die Bösewichter in euren Märchenbüchern? Aber wir sind hier nicht im Märchen, Prinzessin. So einfach läuft das leider nicht. Nicht für mich.«

Dylia überlegte, ob sie nicht einfach die Wachen rufen und den Gnom entfernen lassen sollte. Vielleicht klappte es ja doch. Opal wirkte so zermürbt, als würde er willenlos alles mit sich geschehen lassen. Aber sie entschied, dass es keinen Sinn ergab. Denn sie wusste plötzlich, dass er recht hatte – mit allem, was er sagte und jemals gesagt hatte. Das sah sie jetzt in seinem gebrochenen Blick. Er mochte gemein, schwach, unmoralisch, haltlos, verschlagen und hässlich sein. Er hatte sie betrogen und ausgetrickst. Er hatte ihr die eine oder andere Wahrheit vorenthalten, aber das war niemals böse Absicht, es war einfach seine Natur.

»Du meinst, du ... du wirst tatsächlich verschwinden?«

Der Gnom nickte. Mit langsamen und schwerfälligen Schritten ging er auf das große Schlafzimmerfenster zu. Es sah aus, als bewege er sich unter Wasser. Die Zwielflichtzwerge gerieten in Unruhe, flatterten mal hierhin, mal dorthin wie ein Schwarm freigelassener Käfigvögel, die mit ihrer neuen Freiheit nichts anzufangen wussten.

Dylia hatte völlig verdrängt, auf welche Weise der Gnom aus ihrem Leben verschwinden würde. Aber jetzt wurde es ihr wieder bewusst, und sie erschrak bei dem Gedanken. Das war kein Spiel mehr. Sie hatte tatsächlich gewonnen.

»Du willst den Weg über das Fenster gehen?«, fragte sie verunsichert. »Den einfachen Weg?«

»Es gibt nur den einfachen Weg«, sagte Opal. »Für Nachtmahre nur das Zerspringen.«

Er stieg über den Stuhl vor dem Fenster auf die Fensterbank. Dort blieb er stehen und zögerte einen Augenblick, das Fenster zu öffnen. Die Morgensonne schien durch die Glasscheiben und brachte Opals bunte Schuppen zum Funkeln. Er wandte langsam den Kopf und blickte die Prinzessin an. Sein Blick war voller Furcht.

Dylia's Verstand arbeitete in alle Richtungen. Sie versuchte, sich darüber zu freuen, dass ihr Plan aufzugehen schien, aber es wollte ihr nicht gelingen. Sie suchte nach Worten, um etwas Passendes zu sagen, aber die konnte sie nicht finden. Sie suchte nach einem Kompromiss, um das Unabänderliche doch noch aufzuhalten, aber den fand sie auch nicht. Dylia erhob sich vom Bett und ging ratlos zum Fenster.

»Das war eine tolle Reise«, sagte der Gnom. »Die beste meines Lebens.« Er lächelte. »Wir haben ziemlich verrückte Sachen erlebt, wir beide.«

Dylia nickte und widersprach diesmal nicht, als er das »wir« benutzte.

»Der Thalamus. Der Friedhof. Die Große Fissur. Amygdala.« Havarius öffnete das Fenster. »Aber weißt du, was das schönste Erlebnis dabei war?«

Dylia schüttelte stumm den Kopf.

Der Blick des Gnoms verklärte sich. »Es war nicht, dass du mich vor der Annullierung gerettet hast. Es war auch nicht, dass du dich zwischen mich und die Spinne stelltest. Das waren gute, unvergessliche Momente, natürlich. Aber der schönste war, als du mich in deinen Armen getragen hast. Da habe ich etwas gespürt, das ich nie zuvor empfunden und erfahren habe. Dafür danke ich dir.«

Er öffnete das Fenster und trat hinaus ins Freie.

Die Zwielflichtzwerge gerieten in helle Aufruhr. Dylia wusste nicht mehr, was sie sagen sollte. Havarius Opal stand jetzt draußen auf dem Sims, und der kalte Wind, der hereinwehte, bauschte die Vorhänge.

»Du meine Güte«, sagte Opal. »Das geht ja wirklich ganz schön tief runter! Kein Wunder, dass du den einfachen Weg nicht gehen wolltest. Der ist ja gar nicht einfach.« Er lachte ängstlich.

Dylia war auch auf die Fensterbank geklettert und stand nun im Rahmen. »Du musst das nicht tun«, sagte sie.

»Doch!«, antwortete Havarius. »Genau das muss ich tun. Es gibt keinen anderen Weg mehr. Ich bin ein Nachtmahr, und Nachtmahre halten immer Wort. Wenn ich nicht verloren hätte, würde ich dich in den Wahnsinn treiben. Wir Nachtmahre machen keine leeren Versprechungen.«

Etliche der Zwielfichtzwerge waren nach draußen geflogen und sausten dort kreuz und quer durch die Luft wie Schwalben auf der Mückenjagd. Es herrschte ein glasklarer, wolkenloser Himmel, aber die Luft war eisig kalt. Der Wind pfiß und heulte in den Rissen und Spalten des Schlossgemäuers und zerrte an Dylia's Kleidern und Haaren, als wollte er sie mit in die Tiefe reißen.

»Vielleicht finden wir einen Kompromiss«, rief Dylia über den lautstarken Wind hinweg. »Eine Notlösung.«

Der Gnom schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Kompromisse zwischen dem Traumuniversum und dem Universum. Keine Diplomatie und kein Niemandsland. Entweder – oder, etwas Anderes gibt es nicht. Entweder man schläft oder man ist wach. Entweder ich treibe dich in den Wahnsinn oder ich springe. Machen wir uns nichts vor und bringen es hinter uns! Ich kenne diesen Schmerz. Er geht schnell vorbei.

»Stimmt, du kennst diesen Schmerz. Du bist schon einmal gesprungen.

»Nicht direkt«, sagte der Gnom. »Ich wurde gestoßen.«

»Gestoßen?«, fragte Dylia.

»Ja«, antwortete Opal und verzog das Gesicht. »Nachtmahre haben einen seltsamen Sinn für Humor.«

»Havarius«, flüsterte die Prinzessin. »Der Verunglückte.«

»Genau. Den Namen habe ich mir redlich verdient, glaub's mir! Und jetzt mache ich noch einen Strich darunter.«

»Du musst wirklich springen?«, fragte Dylia noch einmal.

»Natürlich. Ich mag viele schlechte Eigenschaften haben. Aber Feigheit gehört nicht dazu.«

Die Prinzessin sah dem Gnom in die Augen. Sie funkelten so hell und verwirrend wie nie zuvor in ihren widersprüchlichen Farben. Aber da war auch noch etwas Anderes im Blick des Nachtmahrs, das sie noch nie zuvor darin bemerkt hatte. Etwas Wissendes und Wehmütiges zugleich, eine Mischung aus Melancholie und Neugier. Und unverhohlene Furcht – so sehr zitterten seine Pupillen. Eine Träne lief aus seinem linken Auge.

»Sehen wir uns wieder?«, fragte Dylia.

»Wer weiß?«, fragte Havarius Opal zurück und zuckte noch einmal ratlos mit den Schultern. »Vielleicht in deinen Träumen.«

Mit diesen Worten drehte er sich abrupt um, breitete die Arme aus – und sprang. Er stieß sich mit einem kraftvollen Satz vom Sims ab. Für einen Augenblick schien sein

Körper wie schwerelos in der Luft zu schweben, um dann elegant kopfüber in die Tiefe abzutauchen.

Ein heulender und pfeifender Windgeist jagte ihm hinterher, folgte ihm direkt auf den Fersen wie ein durchsichtiger Doppelgänger – oder waren das nur seine im frühen Licht glitzernden Schuppen, die im Sturz eine bunte Spur hinter sich zogen? Oder die Tränen in Dylia's Augen? Sie streckte unwillkürlich die Hände aus und trat einen Schritt nach vorn, konnte aber nur noch hilflos hinterherblicken. Dylia war verurteilt, seinen Aufprall mit eigenen Augen zu bezeugen, denn es war ihr unmöglich, den Blick abzuwenden. Auch die Zwielfichtzwerge blickten nur still und stumm nach unten.

Havarius Opal sauste hinab wie ein Stein und gab dabei keinen Laut von sich, Dylia hörte nur das Rauschen des Windes. Vielleicht war es eine akustische Halluzination oder ein verzweifelter Streich, den ihr Gehirn ihr spielte, aber kurz vor dem Aufprall geschah etwas Gespenstisches. Sie hörte deutlich die Stimme des Gnoms – aber nicht als entfernten Ruf oder Hilfeschrei, sondern so, als stünde er direkt neben ihr auf dem Sims. Es war nur ein Wispern, so nah, als befänden sich seine Lippen dicht an ihrem Ohr. Havarius Opal sprach noch ein einziges letztes Wort zu ihr, und es klang wie ein beglücktes und erlöstes Seufzen.

»Jetzt!«, flüsterte er.

Dann schlug sein Körper tief unten auf die Felsen. Dylia wollte noch die Augen schließen, damit sich das schreckliche Bild nicht auf ewig in ihr Gedächtnis brennen würde, aber es war zu spät.

Doch statt in einer Wolke aus Blut und Schuppen zu zerplatzen, geschah mit Opals Körper etwas völlig Anderes, etwas Überraschendes und Überwältigendes. Er zerbarst wie eine Skulptur aus Stein oder Glas, wie ein Mosaik aus Tausenden winzigen Stücken, von denen jedes einzelne eine andere Farbe besaß. Und dabei gab es keinerlei Geräusch, als sei Dylia im Augenblick des Aufpralls taub geworden. Aber das war erst der Anfang eines ungeheuerlichen Spektakels, das der Prinzessin den Atem raubte und sie schließlich doch noch an ihrem Verstand zweifeln ließ.

Havarius Opal, der alptraumfarbene Nachtmahr, zersprang in einer bunten und schillernden Explosion, in all die tausend fremdartigen Elemente und Mikroteilchen, aus denen seine komplizierte Nachtmahrstruktur zusammengesetzt war.

»Zaminolnimaz«, hauchte die Prinzessin das einzige palindrome Pfauenwort des Tages. Ja, nur das konnte es sein, was in seiner Zerstörung eine solche unirdische Wirkung entfaltete – das rare Element, aus dem alle zamonischen Elemente hervorgegangen sind. Der Stoff, aus dem die Nachtmahre geschaffen waren.

Was die Prinzessin und die Zwielfichtzwerge erlebten, war eine der seltenen Kernspaltungen dieses *Elementes aller Elemente*, ein Schauspiel, das zum Erstaunlichsten gehört, was man in der zamonischen Natur überhaupt erleben kann. Zuerst sah Dylia nur bunten, sich langsam ausbreitenden Staub, verspürte aber bereits

die ungeheuerliche Druckwelle, die der eigentlichen Explosion vorausging. Es war, als würde ein flüssiger Geist durch sie hindurchgehen und eine unentschlüsselbare Botschaft in ihr hinterlassen, an der sie nun ihr ganzes Leben herumrätseln musste.

Erst dann – Dylia kam es unendlich lange vor – erfolgte die eigentliche Explosion. Aber nicht mit einem Knall, sondern mit einem Geräusch, das am besten mit dem Schlag einer gewaltigen Glocke oder eines Gongs zu vergleichen war, jedoch in unendlich langsamer Geschwindigkeit und rückwärts. Dazu vernahm sie das anhaltende Brechen und Bersten von Glas oder Eis – ein nach und nach abrutschender Gletscher mochte vielleicht solche Laute hervorbringen.

Dylia hatte den Eindruck, die Explosion aus drei, vier oder fünf verschiedenen Blickwinkeln gleichzeitig betrachten zu können, von weit weg und ganz nah, von oben und unten und von der Seite und in verschiedenen Geschwindigkeiten. Es war, als könnte der Nachtmahr einfach nicht aufhören zu zerspringen, aber er barst nicht in einer Kette von Explosionen, sondern zimal zur gleichen Zeit. Und Dylia hatte dabei jedes einzelne Mal das Gefühl, selber zu zerplatzen.

Die bunt glitzernde Partikelwolke dehnte sich in die Höhe und die Breite, bis sie aussah wie eine ganze Galaxie. Es war das Schönste und das Schrecklichste, was Dylia jemals gesehen hatte. Sie wollte, dass es sofort aufhörte und endlos weiterging. Die Farben verliefen auf dem hellblauen Morgenhimmel zu Schlieren und Strähnen, sie ballten sich zu Wolken, verschlangen sich gegenseitig und quollen dann wieder aus dem Nichts hervor. Es war wie ein gleichzeitig explodierender und implodierender Stern, dessen Staubpartikel aus Millionen von Farben bestanden, die es nur gerade jetzt und hier an dieser Schnittstelle des Universums und des Traumuniversums gab, wo Havarius Opal zersprang.

Einmal einen Knoten in die Zeit machen, hörte die Prinzessin den Gnom in ihr Ohr raunen. *Und wenn es nur für den Bruchteil einer Sekunde ist!* Ihr wurde glühend heiß und eisig kalt zugleich. Tränen trübten ihren Blick, und sie sah stattdessen Dutzende, Hunderte, Tausende Bilder von Havarius Opal im Takt von Sekundenbruchteilen vor ihrem inneren Auge: Opal lachend, Opal humpelnd, Opal tanzend, Opal lächelnd, mit den Schultern zuckend, die Arme ausbreitend. Er saß wieder böseartig grinsend auf ihrer Brust und lag selig lächelnd in ihren Armen. Havarius. Er flog ihr voraus nach Amygdala. Versank kreischend in einem Sumpf aus leuchtenden Thalamiten. Glotzte sie blöde lächelnd an, während er zergessen wurde. Massierte nervös seine Unterlippe. Funkelte sie an mit seinen irritierenden Augen. Opal! Und dann war er urplötzlich weg.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, und da war nur noch der Abgrund. Die vielfarbigen Staubreste unter ihr wurden von Fallwinden in winzige Fetzen zerrissen, und binnen weniger Augenblicke waren auch sie verschwunden. Die Zwielfichtzwerge seufzten gemeinschaftlich auf, erleichtert und tiefraurig zugleich.

Bunter Staub rieselte Dylia ins Gesicht. Sie wischte über ihre Wange und betrachtete die Handfläche, die jetzt mit farbigen Schlieren bemalt war. Alptraumfarbe, gemischt aus ihren Tränen und seinem Staub.

Dylia schluchzte, ihr wurde weich in den Knien. Und sie bemerkte im selben Augenblick, dass sie so nahe an der Kante des Simses stand, dass ihre Zehen bereits darüber hinausragten. Nur ein leichtes Torkeln, noch ein halber Schritt nach vorn, und sie wäre dem Gnom hinterhergestürzt. Sie trat zurück in den Fensterbogen und atmete tief durch.

Die Luft war wieder völlig klar, die Sonne war vollends aufgegangen. All das hatte nur Augenblicke gedauert, oder? Oder doch Äonen? Auch die Zwielichtzwerge waren alle verschwunden. Einfach weg, als seien sie dem Nachtmahr ins Traumiversum gefolgt. Oder waren sie bereits wieder in ihrem Kopf? Ein eisiger Wind heulte und pffte und zerrte an ihrer dünnen Bekleidung, und je mehr die Aufregung sich legte, desto kälter wurde ihr. Sie floh ins schützende Schloss zurück, verriegelte das große Fenster und starrte schwer atmend nach draußen.

Ich lebe nur, weil du mich erträumt hast.

Hatte das jemand gesagt? Dylia sah sich erschrocken um, sie hätte schwören können, dass der Gnom ihr diese Worte ganz leise ins Ohr gewispert hatte. Aber da war niemand. Für ein paar bange Augenblicke befürchtete sie, der Nachtmahr habe sein Ziel doch noch erreicht und sie mit seiner furiosen Abschiedsvorstellung um den Verstand gebracht. Angstvoll horchte sie in sich hinein und wartete auf seine vertraute Stimme, die gleich erklingen und ihr irre Befehle zuflüstern würde. Aber da kam nichts, natürlich nicht. Sie hörte nur das hastige Klopfen ihres Herzens in ihren Ohren und das Säuseln des Windes von draußen. Es war vorbei.

»Defenestration«, sagte Dylia mechanisch und pflichtbewusst das allerletzte Pfauenwort auf. Das Herausstürzen einer Person durch ein Fenster.

Dylia kletterte von der Fensterbank hinab in ihr Schlafzimmer.

Sie horchte in sich hinein. Es tat sich wieder etwas in ihren Gehirnwindungen, deutlich vernahm sie das feine Klimpern der Spinnennetzfäden. Die Spinne der Erinnerung kam auf ihren jadegrünen Beinen herbeigestakst. Sie trug ein Pfauenwort bei sich – und es war das Oberüberwort, das Dylia in ihrer Höhle bereits bestaunt hatte. Sie legte es vorsichtig auf dem Hirnboden ab.

»Ist das für mich?«, fragte die Prinzessin.

Die Spinne räusperte sich und sprach dann zu Dylias großer Überraschung zu ihr, mit einer sehr dünnen Stimme, die wie gesäuselt klang: »Ja, das gehört jetzt auch dir, nachdem Havarius Opal gegangen ist. Kann ich dafür Defenestration mitnehmen und archivieren?«

»Das hast du mitbekommen? Den Sturz? Die Explosion?«, fragte Dylia, nach einer kurzen Pause, die sie benötigte, um ihre Verblüffung zu verarbeiten.

»Ich bekomme alles mit!«, sagte die Spinne. »Ich bekomme es nicht nur mit, ich behalte es sogar. Ich memoriere und archiviere es.«

»Ich weiß«, sagte Dylia. »Und dafür bin ich dir sehr dankbar.«

»Auch das weiß ich!«, gab die Spinne zurück, »du musst es nicht extra betonen.« Sie hüstelte leise. »Diesen seltsamen Gnom werden wir beide wahrscheinlich nicht so bald wieder vergessen, oder? Vielleicht hat er zum ersten Mal in seiner ganzen Existenz etwas aus Mamihlapinatapaai getan, was meinst du?«

»Aus ... Mamihlapinatapaai?«, fragte Dylia. »Du meinst ... aus Liebe?«

»Ja«, sagte die Spinne. »Wieso denn nicht? Vielleicht wollte er nur mal sehen, wie das so ist.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, entgegnete Dylia unsicher.

»Nicht?«, entgegnete die Spinne. »Du kannst dir doch sonst alles vorstellen. Zum Beispiel mich. Was meinst du eigentlich, warum er dich auf die Möglichkeit überhaupt hingewiesen hat, ihn auf diese Weise loszuwerden?«

»Du meinst ... weil er es so gewollt hat?«

»Warum nicht?«, fragte die Spinne. »Einen anderen Grund kann wiederum ich mir nicht vorstellen.«

Dylia dachte kurz an den seltsamen Ausdruck in den Augen von Opal. Kurz bevor er sprang. »Ach!«, sagte sie dann, und sie wusste selber nicht, warum sie diesen Gedanken so schnell wegwischte. »Geh mir doch weg!«

»Wie du befiehlest!«, sagte die Spinne gehorsam. Sie ließ das Oberüberwort liegen und klaubte stattdessen das letzte Pfauenwort des Tages auf, Defenestration. Dann machte sie sich elegant torkelnd auf den Weg zurück in die verwinkelten Tiefen von Dylias Gehirn.

»Moment mal!«, rief ihr die Prinzessin hinterher. »Seit wann kannst du eigentlich sprechen? Das hast du doch vorher nie getan.«

»Du hast mich ja auch noch nie etwas gefragt«, gab die Spinne zurück.

Die Spinnenfäden klimperten gläsern, und ihr heiseres Kichern verklang in immer dünner werdenden Echos.

Prinzessin Dylia aber ging – nein: sie wandelte – mit langsamen, aber sicheren Schritten zurück zu ihrem Bett und ließ sich erschöpft darauf niedersinken. Sie schob die schönsten Kissen zu einem bequemen Lager zurecht und legte sich der Länge nach hin. Sie hob noch einmal den Kopf und sah sich um. Ja, sämtliche Zwielfichtzwerge waren tatsächlich verschwunden. Vermutlich befanden sich alle wieder in ihrem Gehirn. Sie seufzte, ließ das Haupt wieder sinken und schloss die Augen.

Wo war sie noch einmal stehengeblieben, bevor der Gnom erschienen war? Ach ja – bei der Tagtraumekstase, nicht wahr? Genau. Ihre Gehirnmusik. Die Ouvertüre zum langen Gedankenspiel der Nacht. Am besten wäre es wohl, wenn sie einfach noch mal von vorne anfang. Dylia seufzte und schloss die Augen. Ihr Atem ging ruhig und leicht.

Sie konnte zwar immer noch nicht schlafen, aber sie träumte jetzt einen beglückenden Tagtraum.

Das Nächste, was sie tat, als die ersten Takte ihrer Gehirnmusik erklangen, war, einen ganzen Satz aus all den Pfauenworten des vergangenen Tages und seiner wilden Nacht zu formulieren. Das machte sie immer am Ende eines Tages oder einer durchwachten Nacht. Sie brauchte dafür nicht lange nachzudenken, denn er formte sich gewöhnlich wie von selbst, ergab wie immer überhaupt keinen Sinn und lautete diesmal:

Es wäre **contraindikativ**, ein **Niemalsweh** mit **Abgunst** zu betrachten, so wie eine **Quoggonophobie** alles andere als **pisanzapra** ist, wenn man nach einer **Defenestration** allzu **linguamundivagant** dem **Iktsuarpoken** in **Amygdala** frönen würde, denn selbst der größte **Schlimazzel** weiß doch, dass es alles andere als **hoyotojokomeshi** wäre, **Zaminolonimaz** mit zu viel **Mamihlapinatapai** zu behandeln.

»Erledigt«, dachte Prinzessin Insomnia. Nun fehlte nur noch eins: das Oberüberwort. Sie schritt im Takt ihrer eigenen Musik durch die Gehirnwindungen, dorthin, wo die Spinne es abgelegt hatte.

Da lag es, im zartbunten Gedankendunst und leuchtete aus sich selbst. Es war ein Name. Der wundervolle Name für diese einzigartige Person, die ihr das Leben trotz aller Zumutungen nicht nur erträglich, sondern auch immer wieder lebenswert machte. Und manchmal sogar **exquisit**, **extravagant**, **extrakorporal**, **exzentrisch** und **extraordinär**. Er lautete:

Dylia

Nachbemerkung

Prinzessin Insomnia & der alptraumfarbene Nachtmahr ist der erste Zamonienroman, den ich nicht selber illustriert habe. Die Aquarelle stammen von Lydia Rode, einer jungen Frau aus Berlin, die seit ihrem siebzehnten Lebensjahr und nunmehr acht Jahren von der bislang unheilbaren und unzureichend erforschten Krankheit *Chronisches Fatigue- oder Erschöpfungssyndrom (CFS)* betroffen ist. Was sich hinter diesem harmlos klingenden Namen verbirgt, wird von der *Deutschen Gesellschaft für ME/CFS (ME steht für Myalgische Enzephalomyelitis)* zusammenfassend so beschrieben:

»Eine schwere neuroimmunologische Krankheit, die häufig zu einem hohen Grad der Behinderung führt. Ein Viertel aller Patienten kann das Haus nicht mehr verlassen, viele sind bettlägerig. In Deutschland sind Schätzungen zufolge bis zu zweihundertvierzigtausend Menschen betroffen. Weltweit sind es zirka siebzehn Millionen. ME/CFS-Erkrankte leiden unter einer ausgeprägten Zustandsverschlechterung ihrer Symptome nach geringer körperlicher und geistiger Belastung (sogenannte *Post Exertional Malaise*). Dazu gehören eine schwere Fatigue (krankhafte Erschöpfung), kognitive Störungen, ausgeprägte Schmerzen, eine Überempfindlichkeit auf Sinnesreize und eine Störung des Immunsystems. Neben der *Post Exertional Malaise* leiden die Betroffenen unter Symptomen des autonomen Nervensystems wie Herzrasen, Schwindel, Benommenheit, Blutdruckschwankungen und der damit einhergehenden Unfähigkeit, für längere Zeit zu stehen oder zu sitzen. Schon kleine Aktivitäten wie Zähneputzen, Duschen oder Kochen können zur Tortur werden.«⁷

Lydia Rode nahm mit einem Brief den Kontakt zu mir auf, in dem sie erzählte, wie ihr die Zamonienromane bei der Ablenkung von ihrer Krankheit behilflich sind, besonders zur Überbrückung der extremen Schlaflosigkeit, die in ihrem Fall zu den CFS-Symptomen gehört.

Mit der Zeit bemerkte ich, dass zu Lydia Rodes kreativen Talenten auch das Zeichnen und Malen gehört. Daraus entstand die Idee zu einer zamonischen Erzählung, bei der sie die Illustrationen übernehmen wollte.

Was zunächst als Experiment begann, wurde rasch zu einem ehrgeizigen Unternehmen, das meine anderen Projekte vorübergehend verdrängte. Und dann passierte etwas, das ich mir selbst eigentlich nur so zu erklären vermag: Dylia Insomnia, die schlaflose zamonische Prinzessin, und Havarius Opal, der alptraumfarbene Nachtmahr, übernahmen das Kommando. Und aus einer Kurzgeschichte mit wenigen Illustrationen

wurde unaufhaltsam ein ganzer Roman mit vielfältigem »Personal« und zahlreichen Aquarellen.

Im Nachhinein ist es unübersehbar, dass Lydia Rodes Krankheit – und wie imponierend sie damit umgeht – wichtige Quellen der Inspiration waren. Beide hatten wir dabei nie das Gefühl, an einer Geschichte über die lähmenden Auswirkungen einer Krankheit zu arbeiten, sondern über die beflügelnde Kraft der Kreativität. Eine von Lydia Rodes Bemerkungen bei der Entstehung des Romans ist für mich von besonderer Bedeutung, denn sie fasst unsere gemeinsame Arbeit und das ganze Buch in einem Satz zusammen: »Meine Gedanken sind meine besten Freunde.«

Walter Moers

1

A.d.Ü.: Übrigens gibt es noch eine Negation von **pisanzapra**, die **unpisanzapra** heißt und »die Banane mit der Schale essen« bedeutet. Wer das jemals versucht hat, weiß, warum dies das Gegenteil von etwas ist, das gleichzeitig köstlich und leicht zu erledigen ist. Es schmeckt zum Kotzen und dauert ewig.

2

A.d.Ü.: Die Entscheidung, welche Sprache in dieser Übersetzung das Altzamonische repräsentieren soll, ist nicht besonders schwergefallen, da zur Auswahl eigentlich nur die lateinische und die altgriechische Sprache standen. Obwohl das Altzamonische dem Altgriechischen lautlich und vom Schriftbild ein wenig mehr ähnelt als dem Lateinischen, fiel meine Wahl auf Latein. Während man heutzutage mit Altgriechisch eigentlich nur noch zu lange gelagerten, versalzenen Schafskäse und eine unübersichtliche Mythenwelt voller wenig sympathischer, streit- und rachsüchtiger Halb- und Vollgötter assoziiert, ist das Lateinische immer noch erstaunlich frisch und lebendig in unserem Sprachgebrauch und repräsentiert viel besser den Hang zu Klarheit und harmonischer Ordnung, der Prinzessin Dylias Denken zu bestimmen scheint.

3

Dreckskerl

4

Sauhund

5

Mistkrüppel

6

A. d. Ü.: Populäre zamonische Haustiere für Kinder.

7

Mehr zu CFS unter: www.mecfs.de